<36634772270013

<36634772270013

Bayer. Staatsbibliothek

Deutsches Lesecabinet.

Sammlung

von

Novellen, Erzählungen, Gedichten, Charakteristiken und Genrebildern.

Herausgegeben

von

Alois Rauch.

Drittes Bändchen.

Bamberg.

Druck und Verlag des literarisch-artistischen Instituts.

1838.

Wd

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

F o u c h é.

Ein sogenannter Incroyable stürmte mit großen Schritten im **Caffé de la Republique**, im **Palais égalité** zu Paris, auf und nieder. Den breiten Musselin-Wulst des Halstuches immer höher gegen die Ohren ziehend, schüttelte er dabei den Kopf, gleich einem Thiere, das sich der Fliegen entledigen will, daß die großen breiten goldenen Ohrringe wie ein Glockenspiel tönten. Der Puder des dicken Zopfes, der übermäßig mit diesem beliebten Staube versehen war, umfloß ihn wie die Flocken des frischen Schnee's, und überdeckte den kastanienbraunen Frack mit großen Stahlknöpfen, die zeisiggraue Hose und die schwefelgelbe Plüschweste mit goldenen Husarenknöpfen, daß der Anzug nach der letzten Mode kaum mehr zu erkennen war. Den kühn gebogenen Hut drückte er recht aristokratisch in die Stirne, so oft er ihn durch das ewige Schütteln ein wenig gelockert hatte; dabei standen die langen Schnäbel der englischen Stiefel mit gelben lakirten Kappen so herausfordernd aufwärts, daß ein solches Benehmen einige Jahre vorher bedeutenden Argwohn erregt hätte. Unter der Schreckens-Regierung des Wohlfahrtsausschusses hätte der Jüngling nach einem kurzen Verhöre die Guillotine bestiegen, während der schwankenden Aengstlichkeit des Direktoriums wären dem Faquin die Polizeispione auf jeden Tritt gefolgt. Aber seit dem 18. Brumaire war Ruhe, Ordnung und Sicherheit an die Stelle des ewigen Argwohns getreten. Seit der Regierung der drei Consuln wagte man wieder laut zu sprechen, frei zu athmen, an öffentlichen Orten eigenthümliche Leidenschaften zu äußern, ohne Furcht vor dem öffentlichen Ankläger, oder den Kerkern der Conciergerie. Freiheit der Personen

und Achtung des Eigenthums Einzelner gaben dem Volke wieder Selbstständigkeit, und der junge Brausekopf konnte daher ohne Umschweif wagen, seine Originalität in dem Saale spielen zu lassen. Plötzlich stellte er jedoch seine forcirte Promenade ein, setzte das dicke Meerrohr mit dem elfenbeinernen Stockknopfe gerade vor sich hin, und wischte mit dem dreifach carrirten Taschentuche die dicken Schweißtropfen von der bepuderten Stirne; kläglich aufseufzend. Als wenn er durch dieses Manöver erst die Sehkraft wieder erlangt hätte, trat er dann rasch auf einen Bekannten zu, an dem er schon einigemal ohne ihn zu bemerken vorbeiging, und stöhnte wieder mit pustenden Lauten: „Ach! Gott sey Dank, Herr Lambert, daß ich Sie hier wie gewöhnlich finde. Ach mein Gott! Mein Gott!" — „Was ist Ihnen Georges?" fragte der Angeredete erstaunt, doch schmunzelnd. „Was ist Ihnen wieder begegnet? Sie glühen. Sie sind erschöpft. Scheinen consternirt?" — „O! man hat wohl Ursache! dieses verdammte Paris, mit allen feinen Täuschungen, seinem Truge, seinen Narren und Gaunern, mag der Teufel holen, wann er will!"

Ein großer hagerer Mann, in grauer Anglaise, hatte sich an dem Tischchen niedergelassen. Leise rückte er den hohen runden Hut, mit der breiten Krempe à la Franklin, und fuhr, ohne ein Wort zu sprechen, fort im Moniteur zu lesen, den er in der Hand hielt, während er hie und da ohne aufzusehen an dem Glase Absinth mit Wasser vermischt nippte, das der Marquer vor ihn setzte.

„Schon wieder in Schweiß gebadet? äusterte Hr. Lambert. Schon wieder in Extase? und wahrscheinlich wieder um Nichts, wie gewöhnlich? Lassen Sie diese Provinzmanier, mein junger Landsmann. In Paris muß man nicht so leicht über etwas Ungewöhnliches erstaunen. Man ist da an der Quelle des Außerordentlichen. Nur wenn Sie nichts mehr ihrem sonstigen Lebensgange Aehnliches erwarten, werden Sie weder Kopf noch Sinne durch Ueberraschung verlieren!"

„Da haben Sie recht, darin habe ich gefehlt; ich nahm die Menschen wie ich sie bisher kennen lernte, und mein argloses Herz führte mich ins Verderben. Ich bin verloren! — Unglücklich! — Aermer als ich je war; ohne einen Sol in der Tasche, in diesem Gomohrra! — Wie haben sie mich alle beneidet in unserm kleinen Städtchen, um den unverhofften Reichthum; wie werden sie mich jetzt verhöhnen und verlachen. Und das Schlimmste ist, daß sie nicht so ganz Unrecht haben, denn eigentlich ist es doch meine Schuld. O, wenn ich es recht bedenke, so möchte ich nicht wieder in die Provinz zurück, lieber — Na! es wird ohnehin nichts anders werden, denn wo soll ich das Geld zur Reise hernehmen!"

„Erklären Sie sich Georges. Ich kann nicht unterscheiden ob

Sie radotiren, oder im Traume phantasiren. Es ist kaum ein Monat daß Sie hier sind — "

„Nun ja, ich kam an, die Brust voll Seligkeit, den Kopf voller Entwürfe. Wer kann mir's verdenken? — Mein Vater starb, als ich die Kinderschuhe kaum ausgetreten hatte. Er war wohlhabend, sogar reich für unser Städtchen, so lange der Holzhandel gut ging, den er in Compagnie mit meinem Oheim betrieb. Als ihn dieser mit in den Banqueroute zog, und auf und davon ging, blieb nur wenig übrig; er war aber gewöhnt gut zu leben, und konnte sich von seiner Weise nichts abbrechen; daher blieben mir und meiner Mutter nur einige hundert Livres als er starb. Ich hatte etwas gelernt, und nichts vollendet; die Kosten des Unterrichts konnten nicht mehr erschwungen werden, und ich war daher recht froh, und meine Mutter segnete die Vorsicht, als mich der Nachbar Heidenreich unentgeldlich in die Lehre nahm. Mit Fleiß und Eifer lohnte ich ihm diese Güte, wog Taback, Caffée und Pfeffer, und maß Bänder und Siamoise nach der Elle, bis ich die Lehrzeit abverdient hatte, und als Commis in sein Comptoir aufgenommen wurde. Wer war glücklicher als ich, daß ich meiner armen Mutter nicht mehr zur Last fallen mußte, und mir Kleider und Wäsche selbst stellen konnte! Mein Glück hatte jedoch seinen Culminationspunkt nach meiner Idee erreicht, als ich nach zwei Jahren schon durch Ihre Recommandation, Herr Lambert, der den armen Jungen immer protegirte, in Straßburg eine Condition erhielt, und im Wechselkomptoire des Herrn Silberthal eine ehrenvolle Stelle einnahm. Jetzt konnte ich schon meine arme Mutter unterstützen, und das Glück zu geben genießen, nachdem mich die unverdienten Wohlthaten Anderer so lange drückten. Sie wissen es, Herr Lambert, wie behaglich sie sich fühlte, bei meiner geringen Sendung, die sie jeden Monat so gütig waren vorzustrecken, wenn sie sich ein wenig verzögerte? Da kam mit einem Male die Nachricht, mein Oncle, der längst verschollen war, wäre in Quadeloupe gestorben, und hätte mich, seinen Pathen, als einzigen Erben seines Vermögens von zweimalhunderttausend Livres eingesetzt. Ach Herr Lambert, Sie mögen sagen was Sie wollen, aber das ist denn doch ein Ereigniß, worüber ein armer Junge den Kopf verlieren darf. Anfangs wollte ich es nicht glauben, hielt es für unmöglich, das ist so ein Coup aus Romanen, dachte ich, wenn der Dichter sich nicht mehr zu helfen weiß, kommen Millionen über See. Ja Prosit! Dir zu Liebe wird doch das Schicksal nicht poetisch werden. Aber, es blieb doch wahr, das bezeugten die gerichtlichen Dokumente, die mir ein Rheder von Nantes überschickte. Die Noth wurde nur größer mit der unumstößlichen Gewißheit. Die Seeküsten waren durch Engländer bloquirt; wie sollte ich mein Geld erhalten? Fängt aber das Glück

einmal an, sich einem zuzuneigen, so wird es nicht so schnell müde in seiner Gunst. Der Friede von Lüneville wurde proclamirt, die Wasserstrasse war wieder frei, und bald avisirte das Haus Peïra, daß mein Peru angeschwommen sey. Glauben Sie wohl, Herr Lambert, daß ich mir einbildete, das geschehe Alles nur, damit ich meiner guten Mutter ein recht glückliches Alter bereiten könnte? Ja, lächeln Sie immer, aber ich war so — kurz, ich sagte meinem lieben Comptoir Adieu, trat aus dem Dienste des Herrn Silberthal, und reiste fort, um die Stadt zu sehen von deren Wunder jeder junge Franzose träumt, um mein Vermögen selbst in Empfang zu nehmen. Seit langer Zeit wußte ich, daß sich ein Cousin meiner Mutter, der als Knopfmacher aus unserm Städtchen zog, in Paris etablirt, und eine behagliche Existenz errungen haben sollte. Früher wagte ich nicht an ihn zu denken, aber da nun ich Geld hatte, beschloß ich ihn aufzusuchen. Sie werden sagen, das sey die verkehrte Welt. Je nun — ich bin einmal so! Vergebens fragte ich nach einem Kopfmacher oder Fabrikanten seines Namens; bis ich vor ohngefähr drei Wochen ein Geschäft an der Börse hatte. Man wies mir einen Courtier, der Wechsel nach dem Elsaße am besten besorgen könnte, und nach den ersten Worten, die ich mit ihm sprach, erlaubte ich mir die Bemerkung, daß er nicht aus dem Süden Frankreichs seyn müßte. Er nannte mir seinen Geburtsort, und mein Vetter Franz Brossard aus Weissenburg stand leibhaftig vor mir. Wer war froher als ich? einen Mann gefunden zu haben, der mir durch Umsicht und Geschäftskenntniße beistehen konnte, mein Geld nützlich zu verwenden; denn Müßiggang ist mir zuwieder, und jede Minute ohne Arbeit verlebt, scheint mir eine verlorene. Ich bin es so gewohnt. Er stellte mich seiner Familie vor, die mich sehr wohlwollend aufnahm. Madame besonders war entzückt über den naiven Vetter aus dem Elsaße; ließ sich von ihm unterhalten, spazieren führen und traktiren. Gerne hätte man mir ein Zimmer im Hause angeboten, wie man sagte, wären die theuren Miethen in dem überfüllten Paris, nicht gar so beschränkt. Zu Tische war ich geladen, so oft es mir, und mit wem es mir zu erscheinen beliebte, denn ich war ja das Kind vom Hause. Nach einigen Tagen, als sich bereits ein festes Vertrauen zwischen uns gebildet hatte, fragte mein Vetter, in einer confidentionellen Unterhaltung, was ich denn nun eigentlich mit meinem Vermögen zu beginnen gedächte, und rieth mir, mich dem Fabrikwesen zu widmen, da dieser Zweig des Handels besonders von der Regierung begünstigt würde, erst wieder im Aufkeimen begriffen wäre, und somit reelle und reichliche Prozente sichere. Ich sollte aber da ich selbst in dieser Sphäre gar keine Kenntniße besäße, mich mit einem Bekannten associren. Das schien

mir einleuchtend, und auch Sie, Herr Lambert, ohne dessen weisen Rath ich nichts unternehmen wollte, billigten diesen Entschluß, als ich so frei war, denselben Ihnen mitzutheilen."

„Ganz recht" warf dieser ein, „und habe meine Meinung noch nicht geändert."

„Nun ja! Ich auch nicht! das war es auch nicht, was ich sagen wollte. Sehen Sie, dadurch gewann mein Vetter mein Vertrauen so vollständig, daß es mir gleichfalls sehr einleuchtete, als er meinte, ich sollte suchen bis dahin mein Geld umzusetzen, und wenigstens die Kosten meines Aufenthaltes damit zu decken suchen. Wenn ich ihm die Summe übergeben wollte, damit er gegen solide Courtage, und mit Vorsicht, — das verstünde sich von selbst — damit discontiren könnte, so sollte ich mit dem Profit schon zufrieden seyn. Ja, lachen Sie nicht, Herr Lambert, man ist einmal Kaufmann, da nimmt man Alles mit, und wenn man so lange arm war, wie ich, so verschmäht man keinen redlichen Gewinn, sey er auch noch so klein. Ich hatte nichts eiligeres zu thun, als meine Gelder zu heben, und dem Herrn Vetter einzuhändigen. Nach der Abrechnung der ersten Woche schon hatte ich alle Ursache, mit dem Sümmchen zufrieden zu seyn, das er mir einhändigte. In allen möglichen Intelligenzcomptoirs, Adreßbureaus, und dergleichen Anstalten, die in Paris wie Pilse aufschießen, sah ich mich unterdessen um, die annehmbare Compagnie eines einträglichen Fabrikgeschäftes zu erforschen. So traf ich vor zwei Tagen den jungen Enslin aus Mühlhausen, der bereits mehrere Werke dieser Art in Gang setzte, und sich zur Association mit mir erbot, wenn ich über meine Fonds sogleich disponiren wollte. Auch das theilte ich Ihnen mit, Herr Lambert, und Sie schenkten dieser Idee Ihren Beifall."

„Und auch noch. Nur sehe ich nicht ein, warum Sie mir Alles das erzählen, was ich bereits weiß?"

„Zur Rekapitulation, damit Sie mir desto besser rathen können, wenn ich Ihnen alle Umstände nochmals in's Gedächtniß zurückgerufen habe. Denn ich bedarf Ihrer Einsicht gar sehr. So hören Sie denn! Ich ging zu meinem Vetter, und theilte ihm dieses glückliche Zusammentreffen mit; er schien aber nicht sehr von dem Projekte eingenommen, denn sein Gesicht verfinsterte sich zusehends. Ha! dachte ich, er ärgert sich, daß er mir nicht diese Gelegenheit zuweisen konnte, und ich hier so ganz selbstständig auftrete. Dennoch konnte er nichts gegen die Solidität, den richtigen Takt und praktischen kaufmännischen Sinn des Herrn Enslin sagen; ich bemerkte ihm das, und fragte ihn um die Ursache seiner Verstimmung. Die Ursache, erwiederte er kurz, und so zu sagen, grob, ist die Zudringlichkeit, mit welcher Sie mich von Dingen unterhalten, die mich gar nicht interessiren.

Nun, ein wenig doch, meinte ich, wäre es auch nur, daß ich Sie incommodiren müßte mit der Rückgabe meiner Fonds, die Sie so gütig waren in Verwahrung zu nehmen. Wie? Was? fuhr er da auf, was verlangen Sie? — Nun die zweimalhunderttausend Livres, die Sie von mir in Händen haben. Da polterte er, daß mir Angst wurde. Herr verschonen Sie mich mit Ihren Romanen, denn ich finde es sehr unverschämt, daß Sie einen ernsten Geschäftsmann mit diesen Flausen regaliren. Weil es in meinem Zimmer ist, will ich mich zurückhalten, und Sie nicht vor die Thüre setzen lassen; aber begehen Sie die Frechheit, dergleichen sonst wo zu äußern, so werde ich Sie zu finden wissen. Dergleichen Prahlereien eines aufgeblasenen Gelbschnabels wären leicht im Stande, den Credit eines ehrlichen Mannes zu untergraben, und den Börsenspeculanten an der impfindlichsten Stelle zu verwunden. Wagen Sie daher, nur im Entferntesten darauf anzuspielen, daß ich mit ihrem Gelde speculirte, daß ich Summen von ihnen in Verwahrung hätte, so belange ich Sie vor Gericht, wegen absichtlich, durch Verläumdung geschmälerten Kredits, und Sie können sich auf den Schadenersatz freuen, den ich beantrage. — Aber Herr Brossard, rief ich, theurer Vetter! — Ach was! schrie er noch lauter, Vetter, Vetter! Sie sagten mir, Sie wären der Sohn meiner Cousine, und ich war gutmüthig genug, das zu glauben, und Sie mit Vergnügen bei mir aufzunehmen. Indeß, jetzt bin ich besser unterrichtet. Ich schrieb nach dem Elsaße, und Niemand von meiner Verwandtschaft will Sie kennen; Niemand erinnert sich, daß ein Mitglied derselben eine solche Erbschaft bezogen habe, und alle lachen den gutmüthigen Narren aus, der sich von einem Vagabunden übertölpeln ließ. Sehen Sie, mein Herr, da haben Sie die Ursache meiner Verstimmung. Ich war noch unentschlossen, ob ich Sie zur Beschämung und Besserung ihrer Streiche, vor allen meinen Bekannten demaskiren, oder durch meine Leute aus dem Hause werfen lassen sollte, als ihre gränzenlose Unverschämtheit den höchsten Punkt erreichte. Aber Sie sind jung, ich will Sie noch schonen, will den gefährlichen Aventurier nicht arretiren lassen — gehen Sie in sich, bessern Sie sich, da es noch Zeit ist, soviel Talent Sie auch zu dergleichen Farcen besitzen; denn ich muß ihnen trotz meiner Wuth eingestehen, daß Sie den Tölpel aus der Provinz mit einem Pli darstellten, der dem besten Commödianten Ehre machte. Aber nun entfernen Sie sich, betreten Sie mein Haus nicht wieder, und hüten Sie sich überhaupt mir jemals mehr unter die Augen zu kommen. Verstehen Sie mich, sonst dürfte ich nicht nöthig haben, Ihnen besseres Glück zu Ihren gewagten Spekulationen zu wünschen!"

Er schwieg erschöpft, und sich pustend; denn er hatte sich wirklich außer Athem gesprochen, durch genaue Schilderung des erbauli-

chen Dialogs mit seinem Vetter, den er nach der Eigenheit der Sanguiniker, mit allen Gesten und Accentuationen wieder gab.

„Nun? Weiter?“ fragte Herr Lambert endlich.

„Nun, weiter schob er mich allerdings, als er mich bei dem Arme nahm und mich vor die Thüre setzen ließ, mit einer Nase so lange, daß ich allenthalben anzurennen fürchtete, ehe ich das Caffé de la Republique erreichte, und so glücklich war, Sie hier zu treffen.“

„Dabei werden Sie es doch nicht bewenden lassen? Klagen Sie doch bei den Behörden. Das wird nicht lange dauern, Sie erhalten sicher schnelle Justiz, denn jetzt geht Alles einen geregelten Gang. Der erste Consul ist ein Teufel, Cambacerés, ein ausgezeichneter Jurist, und Fouchès Polizei sitzt jedem Schelme unerbittlich auf dem Nacken. Indessen,“ sprach Herr Lambert, als er den schiefen Mund des Zerschmetterten gewahrte, „disponiren Sie über meine Börse, ich bin ganz zu Ihren Diensten.“

„Aber wie? Wie fang ich es an?“

„Wie? — Sie haben doch einen Empfangschein — einen Bon — ein Acquit de Depôt, oder sonst etwas Schriftliches darüber, es mag heißen wie es wolle?“

„Ja, das ist es ja eben,“ erwiderte Georges kleinlaut, sich in Verlegenheit an der Halstuchschleife zerrend, und den Kopf in der dicken Umhüllung zum neuen Puderregen schüttelnd. „Darin liegt eben meine ganze Naivetät — daß ich so schüchtern war, so verlegen — wie soll ich denn sagen, — so gutmüthig, ehrlich, so elsäßisch dumm — daß ich das von meinem Vetter nicht zu verlangen den Muth hatte. Aus freien Stücken that er es nicht — und ein Vetter — der Cousin meiner guten Mutter — bedenken Sie doch“ —

„Alles gut! Aber sind Sie nicht Kaufmann? Arbeiteten Sie nicht in einem Wechselcomptoir? — In unserer Provinz — nun ja — da könnte es angehen; aber hier in Paris!“ —

„Ja, Alles gut! Sie haben Recht, Herr Lambert. Aber jetzt muß ich Ihnen doch repliciren, daß Sie das nicht so ganz verstehen. So ein Wechsel- und Geldmäckler, ein Courtier auf der ersten Börse des Landes, besitzt einen ungeheuren Credit. Der reichste Banquier vertraut ihm noch weit größere Summen ohne alle Umstände, ohne einen Buchstaben darüber zu verlangen, als die Vormerkung im Manuale des Cassiers. Wenn er wollte, könnte er jeden Tag ein schlechter Kerl werden, und brauchte nicht auf mich zu warten. Sehen Sie, das verstehe ich ein wenig besser. Ein Courtier ist ein ehrlicher Mann, gewisser Massen ein geschworner Mann. Seine Redlichkeit ist sein Brod, seine Pünktlichkeit sein Reichthum. Ein Courtirr ist ein Mann, dem man unbedingtes Vertrauen schenken kann.“

„Und das beweist Ihr Vetter. Sie haben keinen Buchstaben, und sind der geprellte Tölpel aus der Provinz, wie er Sie zu taufen beliebte.“

„Ach ja, Herr Lambert, das ist nicht zu läugnen. Aber sähen Sie nur sein offenes Gesicht, seine ehrliche deutsche Miene, Sie würden meine Leichtgläubigkeit verzeihlich finden. Der Cousin meiner guten Mutter. — Ach Gott, was wird die sagen, was thun? Sie hatte nun alle Hoffnung ein behagliches Leben führen zu können, und diese Täuschung wird sie sehr niederschlagen. Sehen Sie, das ist mein größter Kummer. Ich? nun! Ich bin jung — an Arbeit und Armuth gewöhnt. Herr Silberthal nimmt mich wieder auf, ich setze mich auf meinen Drehstuhl, und schanze nach wie vor. Das Glück hat mich im Traume heimgesucht, es möge auch eben so wieder schwinden.“

„Versuchen würde ich es doch.“

„Und wenn es herauskäme, den Verwandten auf Lebenszeit unglücklich machen, mit seinen lieben Kindern, die doch so unschuldig an der ganzen Sache sind?“

„Hören Sie, Georges, ich fange fast an zu vermuthen, es ist Ihnen lieb, nichts Schriftliches zu besitzen, um nur Ihrem Vetter keinen Verdruß zu machen?“

„Nein, nein! Weiß Gott nicht, Herr Lambert, ich schwöre Ihnen, — so einfältig ich auch bin — schon um meiner guten Mutter willen, möchte ich so etwas nicht thun. Aber es wird vergebens seyn, ohne Zeugen und Zeugniß Etwas herauszubringen. Nein, am Ende muß sie sich auch darein finden, wie ich. Immerhin! Wir haben noch mehr Collegen! Wir bleiben arm, aber doch ehrlich, — und das ist auch Etwas. Ach, die arme kranke Frau!“ — Thränen erstickten hier seine Stimme, und er verließ rasch den Sessel, auf welchem ihn Herr Lambert bis jetzt mühevoll an der breiten Klappe des Fracks fest hielt, und zum Bleiben nöthigte. Er lief nun auf und nieder, schüttelte mit dem Kopfe, daß er kaum zu erkennen war in der Wolke, die er um sich verbreitete, und zog den weißen Musselin bis gegen die Nase hinauf.

Der Mann in der langen Anglaise schien wenig auf die Sprechenden zu achten. Seinem starren trockenen Wesen nach, konnte man ihn füglich für einen Amerikaner halten, oder einen Britten, deren sich seit dem Lüneviller Frieden eine Masse auf dem Festlande herumtrieb. Mit einer höflichen Entschuldigung, daß er unfreiwilliger Zeuge der Vertraulichkeit des jungen Mannes geworden, wendete er sich nun an Herrn Lambert, und rieth ihm seinen Schützling aufzufordern, doch einen Versuch bei der Polizei zu machen. Ob diese nicht vielleicht im Stande wäre ihm zu helfen, und das geraubte

Vermögen zu retten. Am liebsten aber sich an Fouché selbst zu wenden.

„Freilich,“ meinte Herr Lambert, „wenn er wollte. Er besitzt Talent genug, weit verwickeltere Sachen zu entwirren. Und außerdem, leistete er keinem Unwürdigen seinen Beistand. Der Sanguiniker ist ein braves ehrliches Blut, wie Sie selbst zu bemerken werden Gelegenheit gehabt haben. Ich sah ihn heranwachsen und kenne ihn durchaus.“

„Nun gut! Eine Ursache mehr, auf den Eifer des Ministers zählen zu dürfen; denn glauben Sie mir: was man auch von ihm halten mag, sein Herz scheint nicht ohne Gefühl und Empfindung zu seyn. Ich wollte pariren, er steht dem Jünglinge mit Vergnügen bei.“

Herr Lambert rief diesen herzu, und theilte ihm die Bemerkung des gefälligen Gastes mit. Auf die geäußerten Zweifel, wie es ihm möglich wäre, ohne Connexionen und Empfehlungen bis zu Fouché zu gelangen, erbot sich der Mann in der Anglaise sogar, ihn in seinem eigenen Cabriolet dahin zu bringen, wo sein Wort vielleicht genügen dürfte ihm den Zutritt zu verschaffen. Sie setzten sich ein. Wenig Worte wurden während der Fahrt gewechselt, und bald stiegen sie am Portale des Ministeriums aus, wo der Fremde den Elsäßer einem Diener übergab, mit dem Bedeuten, ihn in's Vorzimmer zu führen, und dem Minister melden zu lassen, sobald er sichtbar wäre, während er sich nach einer andern Seite zu entfernte, wie es schien, sehr vertraut mit den Localitäten des Hauses.

Vor dem Hause des Courtiers hielt ein Cabriolet. Herr Dumesnil, ein Sekretär des Polizeiministeriums verlangte Herrn Brossard zu sprechen, der eben vom Frühstücke aufgestanden war. Mit der subtilsten Gewandtheit, überschüttete er den eitlen Mäckler mit Complimenten, und eröffnete ihm endlich, daß der Minister, von allen seinen Vorzügen auf das höchste eingenommen, ihn um eine kurze Unterredung ersuchen lasse. Daß das Cabriolet bereits vor der Thüre harre, und er, um alle Weitläufigkeiten und Ceremonien zu umgehen, ihn bäte, dies sogleich zu besteigen. Alles Depreciren half Nichts bei dem gewandten Plauderer, der ihn nicht mehr zu Wort kommen ließ. Entzückt über die unverhoffte Ehre, ließ er sich die Höflichkeit gerne gefallen, mit welcher ihn der delikate, reich galonirte Employé in den Wagen hob, und blinzelte mit der unverschämtesten Suffisance nach den nächsten Fenstern, ob die Nachbarn auch bemerkten, welche Achtung Herr Brossard bei den Behörden genieße.

Joseph Fouché von Nantes, der mächtige Polizeiminister, empfing den Börsenmann in seinem Kabinete, zu dem er über die geheime

Treppe geführt wurde, in großer Uniform. Mit dem feinsten Anstande, mit der zuvorkommendsten Höflichkeit, nöthigte er ihn in einen Fauteuil am traulichen Kamine, und machte ihm die confidentielle Mittheilung, mit der liebenswürdigsten Herablassung eines großen Herrn:

„Bürger Brossard, Sie werden entschuldigen, daß ich Sie Ihrem ausgebreiteten Geschäftskreise auf einige Minuten entziehe. Meine Zeit ist sehr kurz eingetheilt, und ich berechnete, daß Sie wohl bis zur Börsezeit ein paar Minuten für mich und die Republick, ohne besondern Nachtheil für Sie, opfern könnten. — Keine Entschuldigung — ich weiß schon, wie edel die Zeit einem Manne ist, der so ausgebreitete Speculationen, wie Sie, zu übersehen hat. Um Sie also auch nicht länger aufzuhalten, und mich kurz zu fassen, gehe ich gerade zum Ziele. Ich habe Ihnen Etwas zu vertrauen, einen Vorschlag im Namen des Staates zu machen. Können Sie darauf eingehen, so verpflichten Sie mich persönlich, wie Sie den ersten Consul und das Vaterland zu Ihren Schuldnern machen; ist es Ihnen unmöglich, je nun so schweigen Sie, und sehen Sie die Sache als nicht vorhanden an. Darauf geben Sie mir aber Ihr Ehrenwort. — Nun gut! Dieser Handschlag des Bürgers und Republikaners genügt! — Hören Sie denn: der erste Consul hat mir den Auftrag ertheilt, zum Wohle der Nation, eine Art geheime Polizei zu creiren, die jede bisher angewendete in jeder Hinsicht hinter sich lasse. Weder das gehässige Angebesystem, noch das sonst gebräuchliche Spionenwesen, soll damit verbunden seyn. Die Angestellten sollen weder den feigen, schleichenden Handlangern unter der verhaßten Königsgewalt, noch den Mitgliedern der Staats-Inquisition unter den pfiffigen Sartines gleichen, sondern aus angesehenen gediegenen Bürgern bestehen, die wohlhabend genug sind, um unbestechlich bleiben zu können, und Einsicht genug besitzen, scheinbare von wirklichen Verbrechen und Gefahren zu unterscheiden. Ich forschte mit Fleiß nach tauglichen Individuen in allen Ständen. Sie Herr Brossard sind ein Mann, der mit der ganzen pariser Kaufmannschaft in Verbindung steht, an den sich fast alle Fremden wenden, dem der Zutritt in alle Comptoire geöffnet ist, der alle Handelsleute auf der Börse, nebst ihrem Treiben, ihren Zuständen und Verhältnissen durchschauen kann. Sie besitzen einen durchdringenden Verstand — ohne Schmeichelei — viel feinen Takt, das artigste Benehmen, die tüchtigste Geschäftskenntniß, und sind dabei der ehrlichste Mann, den ich kenne. Ich wende mich also deßhalb an Sie, um Sie zur Uebernahme eines Amtes in dieser Branche einzuladen. Denken Sie nicht, daß ich Sie zu einem ordinären Agenten erniedrigen wollte; nein Sie sollten als Chef die Sektion dirigiren, welche den Handelsstand zu beaufsichtigen hat. Ein eigenes Local

würde Ihnen, zu Ihren Geschäften, et caetera, im Ministerio einge. räumt werden, das Sie nur auf geheimem Wege betreten. Sie stünden nur mit mir in direkter Verbindung, hätten Niemanden als mir persönlich zu rapportiren, zu gehorchen, und wären außerdem noch ganz Herr Ihrer Zeit, denn Sie dürften keines Ihrer sonstigen Geschäfte zu versäumen scheinen. Bedenken Sie, daß Sie dadurch dem Staate, der Menschheit dienen, daß Sie durch diese Anstellung so sehr à jour mit allen Ereignissen und Zuständen sind, daß Sie Speculationen machen können, die sich kein anderer zu unternehmen getraute, außerdem, daß Ihnen ein monatliches Appointement von circa 2000 Franks zufließt, das sich mit den Sporteln bis zu 3000 vermehren kann. Sehen Sie, zu einem so einträglichen, gefahr- und mühelosen Posten würden sich, sobald ich etwas merken ließe, Hunderte drängen; aber ich habe nun einmal das festeste Vertrauen, zu Ihnen, und gönnte Niemanden lieber die genannten Vortheile. Ueberlegen Sie sichs aber nicht lange, denn diese Constituirung verlangt Eile. Geben Sie mir eine rasche, bestimmte Antwort. Ein Geschäftsmann, wie Sie, wird ohnehin vom Augenblicke nie überrascht, Sie wissen gewiß jetzt schon eben so gut, als in ein paar Tagen oder Stunden, was Sie thun und lassen, wollen und können. Darum bitte ich mir sogleich Ihren Entschluß aus. Ich habe auch triftige Gründe die Sache zu poussiren; ich bin nämlich auf dem Sprunge, dem ersten Consul meinen Rapport abzustatten, und möchte ihm sogleich von der schmeichelhaften Acquisition in Kenntniß setzen, damit ich Sie ihm noch diesen Abend vorstellen, und bereits Morgen installiren könnte. Nun, was meinen Sie dazu?"

„Excellenz," erwiderte der Geschmeichelte, „diese Eile meinen Entschluß zu wissen ist sehr ehrenvoll, denn sie zeigt mir, daß Sie einen Werth auf meine Person und Eigenschaften legen, dessen ich mich unwürdig hielt. Indessen, mein Entschluß ist gefaßt, ich willige in den Vorschlag, unter Ihrer Leitung zum Nutzen der Nation diesen Posten anzunehmen, und stehe, sobald Sie es wünschen, zu Ihrem Befehle."

„Brav! das heißt wie ein Mann gesprochen! Ich verspreche mir viel von einem Charakter, der so rascher Entschlüße fähig ist. Sehen Sie, das ist eine Hauptsache bei unserer Stellung. — Also, es bleibt dabei; ich habe Ihr Wort? Nun gut! dieser Handschlag genügt. Darauf brauche ich Sie nicht mehr aufmerksam zu machen, daß das Geheime geheim gehalten werden muß. Es wird Ihnen selbst darum zu thun seyn, daß Niemand den geheimen Vertrauten des Polizeiministers in Ihnen vermuthe; denn leider dürfen wir uns schon vertrauen, daß die Welt noch lange nicht aufgeklärt genug ist, diejenigen zu achten, die den Vortheil des Ganzen auf einem Wege

zu fördern bemüht sind, zu welchem ihr die Einsicht ihn zu erkennen fehlt. Adieu, mein lieber Brossard. Ich erwarte Sie nach 6 Uhr, um Sie in meinem Wagen mit in die Tuilerien zu nehmen, wo ich die Ehre haben werde, Sie dem ersten Consul vorzustellen.

Der glückliche geheime Employé, hatte schon die Thür der geheimen Treppe erreicht, als ihn das „A propos" des Ministers zurückrief: „A propos, lieber Brossard, was ist das für eine Geschichte, die Sie mit einem Taugenichts aus Ihrer Provinz hatten? Ein Unterbeamter, der das Caffé de la Republique beaufsichtigt, hat ein Wort davon gesprochen. Sie können natürlich kein Geld von einem solchen Subjekte zur Aufbewahrung erhalten haben, das versteht sich von selbst; daß der Kerl nie Kaufmann war, beweist schon der Umstand, daß er behauptet, Ihnen diese Summe ohne Schein eingehändigt zu haben. Es ist ein Betrüger, ein Verläumder, der sich für Ihren Verwandten ausgibt, und Ihnen dadurch sehr schaden kann. Wir werden ihn festnehmen, und unschädlich machen lassen."

„Ach, wenn Ew. Exellenz die Güte haben wollten — "

„Das genügt Brossard. Aber wissen Sie was? Damit wir jede gerichtliche Weitläufigkeit umgehen, und mein Rapport, mein Wort allein hinreicht, die Transportation dieses Vagabunden zu motiviren, so unterwerfen Sie sich zum Schein einer Probe. Im Ernste so Etwas zu fordern, käme mir natürlich nicht in den Sinn. Es ist um der Formalität wegen. Sie wissen wie subtil der Handelsstand ist? Eine Gerichtsscene müssen wir vermeiden; Mancher könnte doch denken, es müßte Etwas an der Sache seyn; also besser, es wird gar nicht davon gesprochen. — Sie sind damit einverstanden? Nun gut! lieber Brossard. Setzen Sie sich an mein Bureau und schreiben Sie an Ihre Frau, was ich Ihnen diktire."

Zagend nahm der Employé den Stuhl vor dem Schreibtische ein, ohne noch zu ahnen, was kommen würde. Gerne hätte er sich weit weggewünscht; aber er fühlte sich so enge verstrickt in das feine Gewebe der ruhigen dominirenden Klugheit, daß er wie gebannt von dem durchbohrenden Blicke Fouchès jenen Thieren zu vergleichen war, die, wie uns die Sage berichtet, sich willenlos in den Rachen der Klapperschlange flüchten, wenn dies sonderbare Reptil seine glänzenden Augen begehrlich auf sie richtet.

„Wie tituliren Sie Ihre Gemahlin in confidentiellen Briefen, mein lieber Brossard?" fragte der Minister, indem er ihm lächelnd den Wangen klopfte. „Mein Gott!" erwiederte dieser mit süßseynsollendem Schmunzeln, „wie das unter Bürgersleuten gebräuchlich ist: mein Schatz!"

„Nun gut! das genügt. So schreiben Sie denn. „„Mein Schatz! — der Betrug gegen den Vetter Georges, ist verrathen!"" —

Sehen Sie sich nicht ängstlich nach mir um, es ist nur zum Scheine. Fahren Sie fort. — „„Ich bin in diesem Augenblicke in den Händen der Polizei, und habe alles bekannt. Mache es eben so.““ Lassen Sie sich doch das nicht anfechten! Nur weiter! — „„Ein Ausweg bleibt uns noch. Händige dem Ueberbringer dieses, — die Summe ein, — die noch in meinem Pulte liegt, wie du weißt, und wozu ich dir hiermit zugleich den Schlüssel überschicke. Dadurch erwerben wir uns die Verzeihung der Behörden, die unser Vergehen nur als eine Uebereilung betrachten, und uns so vor der öffentlichen Schande retten wollen.““ So! nun unterzeichnen Sie, und händigen Sie mir den Schlüssel zu Ihrem Pulte ein. Oder mein Herr Brossard, sollte ich wirklich glauben, Sie hätten den jungen Menschen betrügen wollen? Hüten Sie sich, ein bloßer Verdacht der Art würde hinreichen, Sie in Verhaft nehmen zu lassen, und eine Haussuchung anzuordnen!“ Herr Brossard unterzeichnete, und überreichte den Pultschlüssel, ohne ein Wort zu erwiedern. „Ah so!“ fuhr der Minister fort „dachte ich es doch. Es freut mich, daß ich mich nicht in Ihnen täuschte, daß Sie wirklich der Mann sind, dem ich mein ganzes Vertrauen schenken kann. So, die Adresse, — brav mein lieber Brossard.“

Wankend, todtenblaß, und keines Wortes fähig wollte sich der Erschütterte entfernen, aber der Minister nöthigte ihn wieder in den Fauteuil am Kamine, mit der Bemerkung, daß die Probe nur eine höchst unvollkommene wäre, wenn er nicht bliebe, bis sein Sekretair von Madame Brossard zurückgekehrt wäre. Was übrigens bald geschehen seyn müßte, da das Cabriolet, das ihn hieher brachte, noch bespannt wäre, und seine Wohnung eben nicht sehr entfernt liege. Dann trat er in das Vorzimmer, wo der Sekretär sich mit Georges unterhielt, und gab eilig den Befehl: „Rasch damit zu Madame Brossard. Nehmen Sie in Empfang, was sie Ihnen nach Ueberreichung dieses Billets und Schlüssels übergeben wird. Bringen Sie es im Fluge hieher. Lassen Sie dann sogleich das Haus durch die Beamten des Viertels in Aufsicht nehmen, und die Aussage der Dame protokoliren.“ — Der Sekretär eilte davon. Als sich der Minister hierauf nach Georges umdrehte, und er sein Gesicht vollkommen erkennen konnte, trat er erstarrt einen Schritt zurück, denn der Mann stand vor ihm, der ihn in seinem Cabriolete vom Caffé de la Republique hieher brachte. Lächelnd klopfte er aber dem Verblüfften auf die Schulter, und sprach: „Wundern Sie Sich nicht, ich bin Fouché, und interessire mich für Sie. Bald, so hoffe ich, werden Sie Ihr Geld wieder haben, die Sache ging schneller als ich dachte. Aber ein Andermal nehmen Sie sich besser in Acht, besonders in Paris. Sie möchten nicht immer einen so soliden Bürgen für Ihre Redlichkeit antreffen, als Herrn Lambert, dem ich durch mein Einschreiten in Ihrer Angelegen-

heit, meinen Dank dafür abtrage, daß er seinem Gegner im Convente, die Gerechtigkeit auf seiner neuen Laufbahn so unverholen zugesteht, und meinem' geringen Talente so reichliches Lob spendet. Sie heißen Georges Sonntag, Sohn des Dominik Sonntag aus Weissenburg, nicht wahr? Der Oheim, den Sie beerbten, Ihr Pathe, hieß Georges wie Sie? Sehen Sie ich weiß das Alles. Nachdem Ihr Oheim sein und Ihres Vaters Umstände ruinirt hatte, arbeitete er in Nantes, auf dem Comptoir desselben Rheders der Ihnen sein Verscheiden auf Quadeloupe meldete. Er machte einer allerliebsten Grisette die Cour, bei der ihn der Student Joseph Fouché ausstach. Aus Zorn darüber verließ er Europa, und ging nach Quadeloupe; sonst hätte er die kleine Hexe geheirathet, hätte die Colonien nie gesehen, hätte kein Vermögen hinterlassen, und Sie nicht zum Erben einsetzen können. So bin ich die eigentliche Ursache Ihres Wohlstandes geworden, und fühle mich verpflichtet das Meinige dazu beizutragen, daß Sie ihn genießen. Besonders da Sie Ihrem Oheime und Pathen in Allem sehr ähnlich sind, und ich mich doch auch verpflichtet fühle, mein Unrecht gegen den guten Sonntag in Etwas wieder gut zu machen."

Ein Wagen rasselte vor das Hôtel, man hörte schnelle Tritte von der Treppe her, und der Minister hatte kaum ausgesprochen, als Dumesnil mit einem Bureaudiener eintrat, und Gold und Papiere auf den Tisch legte, wie er es von Madame Brossard empfangen hatte, die als Mitwisserin und Theilhaberin des Betrugs den Gerichten verfallen war. Während Georges, vor Freude zitternd, mit dem Sekretär die Rollen, Noten, Wechsel und Obligationen prüfte und zählte, war ein Brigadier der Gensd'armerie eingetreten, den der Bureaudiener herbeirief. Fouché öffnete die Kabinetsthüre, zeigte mit dem Finger auf den Niedergeschmetterten Brossard, und gab den Befehl: „à la force!"

G. Ball.

Ein Lever Louis XIV.

Dämmerung herrschte noch in der Antichambre des Königs. Schwere seidene Vorhänge am Fenster verweigerten dem bereits weit vorgerückten Tage den Eintritt. Mit leisen Schritten maß der dienstthuende Kammerherr das Gemach, von Zeit zu Zeit das in wichtige Falten gelegte Antlitz horchend an die Thüre des Kabinets lehnend. Nach einiger Zeit trat Vicomte von B.. ein, wurde mit ängstlichen Zeichen des Stillschweigens empfangen und behutsam so ferne von dem Kabinete geführt, als der Raum der Antichambre es gestattete. Hier umarmten sich die Höflinge und flüsternd begann der Eingetretene:

Ich wünsche Ihnen guten Morgen mein verehrter Herzog! Sie Hochbeglückter, dem das schöne Loos geworden, eine ganze lange Nacht so nahe um die geheiligte Person unsers Herrn zu seyn! Ja wohl erwiederte so leise als möglich der Duc, ist es ein höchst wichtiger und beneidenswerther Beruf, welchen die Gnade des Königs uns durch den Kammerdienst ertheilte. Nur wird mir dieses Glück gar oft durch den Gedanken getrübt, daß Andere so gut wie ich die segensreiche Atmosphäre des allerchristlichsten Monarchen athmen.

Vicomte. Es ist ja nichts vollkommen auf dieser Erde!

Duc de R. Den König ausgenommen.

Vicomte. Das wollte ich eben sagen.

Duc. Auch dürfen Sie ja nicht glauben, mein theurer Graf, daß ich das Glück der königlichen Nähe auch Cavalieren alten Blutes mißgönne.

B....c. Ich verstehe! es gibt Präsidenten, Minister von nicht sehr hoher Herkunft. Dieser Colbert, zum Beispiel! und doch wer-

den die Dienste solcher Leute oft den Unsern gleich geachtet, wo nicht gar vorgezogen; obwohl sie nur um den Staat sich bemühen; nicht wie wir, um der Majestät höchst eigene Person.

Duc de R... Jüngst stand ein Handelsmann aus der Normandie, welcher bei einem Ueberfalle der Feinde die Kasse der Municipalität und das Leben einiger Menschen gerettet und was dergleichen spießbürgerliche Großthaten mehr waren, im Corridor, als der König aus der Messe ging. Nun, denken Sie sich! blieb der Monarch bei diesem Menschen stehen, lächelte und sprach mit ihm.

Vicomte de R... Es ist entsetzlich! (Es schlägt eine Uhr.)

Verzeihen Sie mein theuerer Vicomte, begann der Duc, es hat geklingelt und mich ruft der Dienst. Der Vicomte aber berichtete, es sey der Schlag der Uhr gewesen, welcher den Beginn seiner Dienstzeit ankündete und den Herzog für jetzt seiner Pflicht als Kammerherr entbinde. Dieser entfernte sich von R...c zärtlich Abschied nehmend und im Herzen dem König einen Tag voll Migräne und Podagra wünschend, damit der Vicomte ja keinen freundlichen Blick von ihm erhaschen könne.

In den Salon tretend, wo bereits eine große und glänzende Versammlung des Monarchen harrte, wurde der Herzog von dem hochverdienten Minister Colbert, dem Schöpfer des Flors der französischen Fabriken, nach dem Befinden des Königs befragt.

Seine Majestät, sprach R...c, geruhten, eines trefflichen Schlafes zu genießen, nur zweimal während der vergangener Nacht fanden Allerhöchstdieselben sich bewogen, etwas laut zu nießen.

Colbert. Seine Majestät haben gestern gejagt?

R...e. Bei Trianon, wo Höchstselbe auch die Bauten besichtigten.

Colbert. War der Monarch bei guter Laune?

Der Herzog. Bei allerbester! Gleich der Maiensonne entlockte das Lächeln seines Autlitzes uns die schönsten Blüthen der Glückseligkeit.

Colbert. Der Herr Herzog drücken sich sehr poetisch aus. Corneille würde Sie beneiden!

Herzog. Ach der Rotorina..... das heißt — um besser.....

Der Kriegsminister unterbrach die stotternde Rede, indem er mit Conde, Turenne und dem türkischen Gesandten Mustapha Bey sich nähernd, fragte:

Wie steht die Kasse, Colbert?

Colbert. Sie braucht nur Friede, dann wird der Wohlstand des Landes zahlreiche, nie versiegende Quellen ihr öffnen.

Louvois. Aus Euch spricht der Gewerbsmann, nicht der Ruhmdurst; Ihr seyd der Schutzgeist aller Fabrikanten.

Colbert. Könnte ich es doch seyn! dann wäre meine schönste Pflicht erfüllt. Ungebundene Thätigkeit des Bürgers ist eine der Hauptbedingungen der öffentlichen Wohlfahrt. Sully legte den Grundstein durch Begünstigung des Ackerbaues. Ach! wenn es mir vergönnt wäre, sein schönes Werk zu krönen ....

Louvois. Es ist nicht der Auftrag des Finanzbeamten, den Seckel des gemeinen Mannes zu füllen.

Colbert. Welchen nennt ihr wohl den gemeinen Mann?

Der Duc de R...e. Man brachte es in neuerer Zeit endlich dahin zu wissen, daß der Financier den ihm angewiesenen Wirkungskreis am Besten erfüllt, wenn er von jedem so viel nimmt, als sich mit dessen Fortkommen vereinen läßt. Die Frage ist nur: wie viel muß man den Unterthanen lassen? (Zu dem Botschafter der Pforte) Nicht wahr?

Mustapha Bey. Ich meine, daß man gar nichts zu denken habe, als wie man den Befehlen seines Herrn nachkomme.

Colbert. Ihr seyd der würdige Diener eines Sultans.

Chigi, der Cardinal Botschafter des Papstes lehnte abgesondert von den übrigen am Fenstersimse und sprach mit dem Dogen von Genua.

Der Doge. Bemerkt ihr, edler Fürst! wie uns die Sklaven dieses Hofes vermeiden?

Chigi. Es wäre nothwendig, daß der päpstliche Gesandte das Fürwort des türkischen Gewaltfürsten nachsuchte bei Seiner allerchristlichsten Majestät. Doch danke ich es dem Papste, daß er mich hieher gesendet, und gerne vergesse ich alle Schmach, ob dieser Pracht der Kunst und des Geschmackes, welche hier glänzt. Es ist erstaunenswerth, wie die Größe des Königs in jeder seiner Umgebungen sich ausspricht.

Doge. Ich staune über nichts so sehr, als mich, das Haupt des Freistaates Genua, hier als Bittsteller zu sehen.

Da flogen die Thüren auf, der Vicomte de R...e rief, „Le Roi!“ in den Saal, alle Anwesenden ordneten sich rasch und empfingen mit Geberden der tiefsten Ehrfurcht den majestätisch einherschreitenden Monarchen, welcher das von langen, herabwallenden Locken umkräuselte Antlitz dem englischen Großbotschafter zuwendend, diesen huldreich anredete.

Mylord von Buckingham! ihr habt um Urlaub gebeten. Nehmt an euren König, unsern Bruder, die Briefe mit über den Kanal, welche Louvois euch geben wird. Wir werden die neu erorberten Provinzen zu besichtigen, eine Reise nach unsern Niederlanden vornehmen. Unsere vielgeliebte Schwägerin die Herzogin von Orleans

wird bis Calais Uns begleiten, von dort ihres Bruders Majestät in London zu besuchen.

Herzog von Buckingham. Mein Herr, der König Karl von England würde als seines Lebens schönsten Tag jenen preisen, an welchen Eure Majestät an Albions befreundeten Küsten landeten.

Der König. Frankreichs König ist Herr über Alles in seinem Lande, nur nicht über sich selbst und seine Zeit. (Zu dem Gesandten Schwedens.) Habt ihr nicht neue Nachrichten erhalten von dem Wohlbefinden Euers Herrn auf Schwedens lorbeerreichem Thron?

Der Gesandte. Die Siegeskränze der Schweden erbleichen vor dem neuerstandenen Ruhmesglanze der Gallier.

Der König. (Zu dem Botschafter der Pforte.) Vezier! wie findet ihr euch in meinem Reiche; sehnt ihr euch nicht nach der Zauberwelt des Orients, nach den Blumengärten Istambels?

Mustapha Bey. Heil Frankistans glorreichem Sultane, vor dessen Schritten der Siegesengel einherzieht! Allah hat es gefallen und der Beherrscher der Gläubigen befahl mir in dein Land zu gehen, so bin ich hier. Nicht hat der Mensch nicht der Sclave freien Willen. Des Herrn Name sey gepriesen!

Der König. Er verleihe Heil und Ruhm dem Padischah, meinem Freunde und Bundesgenossen. (leise) Ich sah mich genöthigt, meinem Nachbar von Oesterreich einige tausend Mann zu Hülfe zu senden. — Nur zum Scheine! — Die Pflicht als Christenkönig, als Reichsfürst — das Schicksal zwang mich dazu. Es wird der alten Freundschaft zwischen dem Kabinete von Versailles und der hohen ottomannischen Pforte nicht Schaden bringen.

Mein wärmster Segenswunsch für meinen Bruder Muhamed! (In Mitte der Versammlung tretend.) Hat Jemand etwas vorzubringen.

Der Sprecher einer Parlaments-Deputation (vortretend und auf ein Knie sich niederlassend.) Sire! Die Parlamente Euers Reichs flehen durch uns, erhabenster König! Eure Majestät möchten den Beinamen des Großen nicht verschmähen, welcher Karl dem Großen nicht mehr denn Euch gebührte.

Der König. Ich werde mich bemühen, die Nation zur großen zu erheben. Bin ich König des großen Volkes, dann wird auch der König groß seyn. Wie ihr mich nennt, will ich euch nicht verwehren. Ich nenne euern gnädigen König mich. (sie entlassend.)

Kardinal Chigi. Im Namen Seiner Heiligkeit des tiefgebeugten Vaters unserer christlichen allgemeinen Kirche flehe ich um Gnade für St. Peters hartbedrängtes Erbe von des allerchristlichsten Monarchen Majestät.

König. Der harte Weg wäre euch erspart worden, Kardinal,

hätte die Korsengarde euers Hofes dem Abgesandten Frankreichs die Ehrfurcht, so ihm gebührt, nicht versagt. Europa spricht davon, daß der Vertreter meiner Stelle in Rom beleidigt worden; das darf nicht ungestraft bleiben.

Chigi. Der heilige Vater hat der Sühne gefülltes Maaß geboten. Denn staunend sieht die alte Herrin der Erde in ihrer Mitte, wo einst besiegte Könige der Weltbezwingerin gehuldigt, ein Denkmal der Bekenntniß des Geschehenen und der Bitte um Eure königliche Verzeihung aufgerichtet stehen.

König. Ich wollte es also, daher mußte es geschehen.

Der Doge von Genua. Genuas Senat fleht durch mich um Schonung unserer schönen Stadt, der Zier Italiens, welcher Eure blitzgeschwängerten Flotten Vernichtung dräuen.

König. Euch sey Gewährung euerer Bitte, wenn ihr die Ehrfurcht vor Frankreichs Krone nie vergeßt.

(Zu den Gesandten Spaniens.) Was bringt ihr von euerem Könige? Sennor! Ist der Gesandte nach Gebühr bestraft, der des Vortrittes vor meinem Diener sich in London jüngst vermessen; und ist für die Zukunft solcher Ungebühr gesteuert?

Don **— Es ist gesorgt, daß die Gesandten meines königlichen Herrn mit Eueren nie zusammentreffen. Mehr kann Castilien nicht bewilligen!

König. (leise zu dem an seiner Seite stehenden Prinzen Conde.) Viel Stolz, fürwahr! auch dieser wird bald sich beugen lernen. (Laut im verbindlichen Ton) Mir war es viel Vergnügen, meiner Nachbarn Bevollmächtigte bei mir zu sehen, und die Fortdauer ihrer Freundschaft zu vernehmen.

(Während die Gesandten sich entfernen, nimmt der König den Marquis von Ch—bb—s bei Seite.) Was bringt ihr mir von dem schönen Fräulein de la V— —re? Ihr seyd mir ein wichtigerer Gesandter als alle, die eben sich entfernen.

Der Marquis. Wie sollte Amor dem königlichen Helden seine Kränze verweigern, den zu schmücken, Mars längst mit Phöbus und Fortuna wetteifert! Das Schlafgemach der Dame, bisher das tief geheime Heiligthum des Reizes, wird diesen Abend bei dem Empfange meines Herren zum Tempel des Entzückens eingeweiht werden. — Ich aber danke Euer Majestät für das mir geschenkte Glück Ihres hohen Zutrauens.

König. Ihr habt es verdient! der nächst vakante Marschallstab ist für euch bestimmt. Erwartet mich im Kabinete.

(Zu den Feldherrn und Ministern) Wir sind allein!

Mit Freude und Stolz sehe ich die Säulen meines Thrones versammelt. Heil Frankreich! dessen gekröntem Haupte es mit

solchen Gliedern zu handeln vergönnt ist. In euch liegt die Kraft, deren Bewußtseyn mir den Beruf zum Weltgebieter verbürgt.

Louvois. Der Weltherrschaft Beruf liegt in der eigenen Größe des Königs.

König. Daß Frankreich das Primat vor allen Völkern der Erde gebühre, ist längst anerkannt und allbewundert der Glanz, welcher es in Waffen, wie durch Kunst und Wissenschaft umstrahlt. Schätzt nicht der Adel des Auslandes sich glücklich und glaubt sein Ideal erreicht zu haben, wenn es ihm gelingt, unsere Sitten nachzuahmen? Sie schämen sich bereits ihres Vaterlandes und wollen wenigstens Franzosen scheinen, daher sie auch ihre Muttersprache verläugnen, welche doch den Ruhm ihrer Ahnen späten Generationen zuträgt.

Sie zu entzücken wollen wir den Fuß auf ihren Nacken setzen! Wir haben den Glanz, die Herrschaft wollen wir uns erwerben. Jetzt ist die Zeit, Frankreich zu erheben, daß alle Völker auf dasselbe schauen.

Colbert (für sich). Wie einst auf den Thurm zu Babel.

König. Oesterreich liegt im schweren Schlafe uud träumt von seiner hingeschiedenen Größe, von dem Alp gedrückt, welchen ich in den Türken ihm zugesendet. Der König Spaniens ist noch im Zweifel, ob er San Jago oder einem andern Paradiesbewohner das Patronat seines Landes zuwenden solle, auch zieht die Generalissima schwerlich mit zu Felde, zu welcher er la nuestra Sennora jüngst ernannte. Deutschland ist uneins und Schwedens König sieht in dem eignen Reichsrathe seine Feinde. — Burgund ist unser, siegreich die Erstlinge meiner Waffen; Dank der Sorge meines braven Colbert sind die Cassen voll, durch Louvois herrscht Ordnung und Meisterschaft in jedem Zweige des Heerwesens, der neugeschaffenen Seemacht. An die Namen Conde, Türenne ist der Sieg gebannt. Holland hat mich beleidigt, meinen Waffen Schranken gesetzt, und wäre solches auch nicht! es ist das nächste, muß zuerst fallen.

Colbert. Doch, großer König! wird Europa ob des gestörten, erst beschwornen Friedens sich in Waffen wider uns erheben.

König. Was haben wir zu scheuen?

Colbert. Englands Seemacht, wenn sonst nichts.

König. Meine Schwägerin von Orleans, des Königs Schwester, ist mir gewogen. Fräulein Kirowal dankt mir es, daß sie Karls Maitresse ward. Diese beiden Weiber halten den Neptun von Albion in Banden. — Ihr seyd ein treuer Diener, Colbert! Aber kein Freund der Waffen.

Colbert. Des Volkes Wohlstand und Glück, Majestät!....

König. Beruht in dem Ruhme seines Königs. Nicht wahr,

mein Louvois? — Der Waffen Ehre zu verewigen, ist die Akademie der Inschriften gestiftet. Ihr, Conde und Turenne, werdet die Trophäen dazu liefern. Stellt euch an die Spitze der Hunderttausende, die an der Gränze versammelt sind. Ich ziehe mit, von meines Hofes, meiner Garden reicher Pracht umglänzt, als gälte es blos eine Reise, meine neuen Provinzen zu besehen. Für Europa sey Hollands Niederlage ein Donnerschlag bei heiterm Sonnenscheine!

Folgt mir Colbert!

Mit leuchtenden Augen sahen die Kriegesfürsten dem in sein Kabinet schreitenden Könige nach. Turenne aber trat Louvois die Hand bietend, auf diesen zu, und sprach: Dank euch daß ihr Ihn zu diesem Kriege beredet.

Conde. Zählt stets auf meine Freundschaft!

Louvois. Um diesen Preis, Monseigneur, würde ich mich freudig vor die Mündungen der holländischen Kanonen stellen.

Es war aber nicht dem also, und Louvois hätte um Niemandes willen seinen Herrn zu Etwas beredet, doch er war erst kürzlich, da er auch die Oberaufsicht über die Königsbauten führte, von diesem ob eines schiefen Fensters zu Trianon hart angefahren worden, da sah er denn, „der Herr wolle beschäftigt seyn" und Louis XIV. begann einen Krieg, dessen Folgen die Grundfesten seines Thrones erschütterten, sein Volk ins Elend brachten, und sein Ansehen vernichteten.

B. W. Vogt.

Pokahonta.

Es war im Jahre 1606, daß Kapitän Smith mit seinem Schiffe in Amerika landete und die Kolonie Jamestown gründete. Diese zu vernichten, boten die Eingebornen alle ihre Kräfte auf, aber umsonst, und Smith ward durch seine Tapferkeit der Schrecken der Indianer, die nun, um seiner Meister zu werden, zur List ihre Zuflucht nahmen. Sie legten ihm auf einem seiner Streifzüge einen Hinterhalt; Smith sah sich plötzlich überfallen und angegriffen, ward nach blutiger Gegenwehr zum Gefangenen gemacht und vor den Indianer-Fürsten Powhaton geführt, der ihn auf einem hölzernen Throne empfing, gekleidet in ein Gewand von Bärenfellen und eine Krone von Federn auf dem Haupt. Zur Seite saßen ihm rechts und links zwei junge Mädchen, und es soll possirlich zu sehen gewesen seyn, wie der schon graue Mann von fürchterlich wildem Angesicht mit diesen Mädchen seinen Scherz trieb, und bald das eine, bald das andere in die Backen kneipte. Smith ward nicht unfreundlich empfangen, sondern wie ein Gast behandelt und selbst von einer der Concubinen des Königs bedient. Auch konnte er bemerken, daß er, der ein schöner Mann war, auf den weiblichen Theil der Versammlung einen höchst günstigen Eindruck machte; besonders schien dieß der Fall zu seyn bei einer Tochter des Königs, die Pokahonta hieß und eine feine Bildung hatte; ihr Leib war zum Umspannen schlank, Hände und Füsse äusserst zierlich, von großer Sanftmuth und Zärtlichkeit ihr Blick. Sie wandte kein Auge von Smith, so lange sie ihn sehen konnte und schien ganz bezaubert von ihm. Smith ward gespeist und ihm zur Nacht ein Lager von Fellen angewiesen; seine Besorgnisse für das Schicksal, das ihn unter seinen Feinden erwartete, wa-

ren bedeutend gemindert und er streckte sich mit erleichtertem Herzen auf sein Lager. In der Nacht kam die, als Indianerin durch keine Sitte gezügelte Pokahonta zu ihm, und ließ ihren Gefühlen freien Lauf. Des andern Tages jedoch gestaltete sich die Sache anders; es versammelte sich bei dem König eine Anzahl alter Indianer, die seinen Rath bildeten, und nach einer langen, ernsten Berathung ward ein großer Stein herbeigeschleppt, und es erschienen einige Männer, die Keulen in den Händen trugen. Bei diesem Anblick erhoben die Frauen ein Klagegeschrei, man führte den Kapitän zu dem Steinblock hin; das Geschrei der Frauen ward noch kläglicher und ängstlicher und schien um Mitleid und Gnade für das dem Tode geweihte Opfer zu flehen; allein der Fürst und sein stolzer Staatsrath blieb unbewegt, der seines Todes gewisse Kapitän mußte sich mit dem Kopfe auf den Steinblock legen, und die Keulen setzten sich in Bewegung, ihm das Haupt zu zerschmettern — da stürzte Pokahonta herbei, riß den Kopf des Kapitäns hinweg und legte statt dessen ihren eigenen auf den Block. Diese That erregte eine allgemeine Bewegung und hatte auf den Vater die Wirkung, daß dem Gefangenen sogleich Gnade ertheilt und die Keulenträger entlassen wurden. Die Frauen bezeigten eine jubelnde Freude; Pokahonta hing mit wildem Ungestüm an dem Halse Smiths und löste sich in Thränen auf. Sie kam nun nicht mehr von seiner Seite und es vergingen Wochen, während Smith, mit ihr verbunden, die freundlichste Behandlung und sorgfältigste Pflege erfuhr. Smith empfand keine ernstliche Liebe gegen die Indianerin und war nicht gesonnen, eine dauernde Verbindung mit ihr einzugehen; er unterließ jedoch nicht, alle die Vortheile auszubeuten, die ihm ihre glühende Neigung brachte, und hütete sich wohl, sie auf irgend eine Weise in ihrem Glücke und Vertrauen zu stören. So erreichte er, daß er sogar in Freiheit gesetzt und sicher in die Kolonie zurückgebracht ward, sofort erschien auch Pokahonta mit einem zahlreichen Gefolge in Jamestown und führte den Kolonisten einen bedeutenden Vorrath von Mais und andern Landesprodukten zu. Der Kapitän behielt sie einige Wochen bei sich, und schickte sie dann, ihrer überdrüßig, und nicht achtend ihrer Thränen und ihres Jammers, ihrem Vater zurück, indem er sie reich mit all den Kleinigkeiten beschenkte, die in den Augen der Indianer so großen Werth haben und die ihm genügend schienen, wenigstens das Herz des wilden Vaters zufrieden zu stellen. Dieser aber fand sich durch Smiths Betragen in dem Grade beleidigt, daß er sogleich die Feindseligkeiten erneuerte, und schon war dem Kapitän eine neue Falle gelegt, durch die er unfehlbar ein Opfer des Todes geworden wäre, als sich die liebende Pokahonta in einer furchtbaren Gewitternacht, unter dem heftigsten Toben der Elemente durch die Wälder stahl, und den Ge-

liebten von der ihm drohenden Gefahr unterrichtete. Es gelang ihr sogar, nach einiger Zeit den Frieden herzustellen; jetzt aber sah sich Smith durch Umstände genöthigt, die Kolonie auf immer zu verlassen und nach England zurückzukehren. Um der leidenschaftlichen Indianerin alle Hoffnung auf Wiederkehr und Wiedervereinigung abzuschneiden, befahl er den Kolonisten, die Nachricht zu verbreiten, daß er gestorben sey, und als daher Pokahonta wiederum nach Jamestown kam, um den Geliebten zu sehen, sagte man ihr, daß er todt sey, und zeigte ihr sogar sein angebliches Grab. Sie warf sich an demselben nieder, raufte sich das Haar aus, zerschlug sich den Busen, stieß die herzzerschneidendsten Klagetöne aus, und kehrte in Jammer und Verzweiflung zu ihrem Vater zurück.

Dieß Alles war einem in der Kolonie befindlichen jungen Engländer, Namens John Rolf, der von feinerer Natur als der herzlose Smith war, tief zu Herzen gegangen; nichts schien ihm wünschenswerther, als eine so große Gewalt der Liebe, wie sie sich in Pokahonta offenbarte, auf seine Person zu lenken und eine heiße Sehnsucht nach dem Besitze des liebevollsten der Wesen entzündete sich in seiner Brust. Er wandelte einst in einer Mondnacht unter Bäumen hin, auf Plane sinnend, sich der Neigung und Person der Indianerin zu bemächtigen, als er Pokahonta durch die Nacht hereilen sah, um zu dem vermeintlichen Grabe des Geliebten zu wallfahrten und hier ihren Trauercultus zu erneuern. Rolf ergriff sogleich die Gelegenheit, ihr seine Liebe zu erklären, und Pokahonta — nicht mit europäischer Abstraktion auf der Ausschließlichkeit ihrer Liebe bestehend — verschmähte es nicht, in Rolfs Neigung und Annäherung einen Trost und eine Milderung ihres Geschickes zu finden, und gab seinen Liebkosungen und Bewerbungen Gehör. Rolf führte sie nach England und machte sie zu seiner Gattin. Hier in England bekam sie einst den todtgeglaubten Smith zu Gesichte. — Ihr Entsetzen war namenlos, und als man ihr Räthsel gelöst hatte, äußerte sie die tiefste Verachtung gegen ihn. Sie lebte nunmehr, dem Verhältnisse mit Smith entsagend, in ruhiger Ehe mit Rolf; allein die tiefen und heftigen Erschütterungen des Gemüthes, die sie erfahren, hatten ihre Gesundheit untergraben; sie starb in England nicht mehr als fünf und zwanzig Jahre alt.

D—r.

Erinnerungen aus dem Kaiserreiche.

Napoleon im Lager vor Boulogne.

I.

Nach dem Tode Pauls I. machte sich Napoleon auf einen nahen Bruch mit Rußland gefaßt. Er hatte eine Armee an den Ufern des Canals zusammengezogen, dem Anscheine nach, um die Engländer zu bedrohen; er besuchte häufig seine Soldaten, die er zu einem neuen Feldzuge auf dem Continente vorbereiten wollte. Gewöhnlich kam er zu Boulogne an im Augenblicke, wo man ihn am wenigsten erwartete, und saß schon wieder in seinem Cabinet in den Tuilerien, während man ihn noch in Lager vermuthete. Um ein, zwei Uhr des Nachts reiste er von Paris ab, frühstückte zu Beauvais, speisete je in Abbeville zu Mittag und kam den Abend oder den andern Tag vor Sonnenaufgang in Boulogne an. Die ganze Reise machte er in 24—25 Stunden, die Ruhezeit mit inbegriffen. Kaum aus dem Wagen, pflegte er zu Pferd zu steigen, und saß nicht vor Abend ab.

Diesmal fuhr er den 18. Juli 1804 von St. Cloud ab, zwei Tage nach der Feierlichkeit, welche bei Ueberreichung der Fahnen in der Invalidenkirche statt gefunden. Die Truppen zu Boulogne waren noch mit Vorkehrungen zu seinem Empfange beschäftiget, als sie ihn plötzlich auf einer kleinen Barke mitten im Hafen erblickten. Er nahm die Arbeiten in Augenschein, munterte die Arbeiter auf und drang bei den Ingenieurs auf Beschleunigung des Angefangenen, indem er mit mürrischem Tone zu ihnen sagte: Meine Herren, so kommen wir nie zum Ende.

Das Heer vor Boulogne bestand damals aus 150,000 Mann Infanterie und 80,000 Mann zu Pferde; es war in vier Lager

vertheilt, das Lager zur Rechten, das zur Linken, das Lager von Vimezeux und das von Ambleteuse. Die Soldaten wurden nach römischer Art beschäftigt; jede Stunde brachte ihre besondere Arbeit; sie legten die Flinte nieder, um die Hacke zu ergreifen. Es waren ungeheure Bauten im Gange; man hatte den Hafen ausgegraben, und unermeßliche Bassins geöffnet, die Flotille aufzunehmen.

In einem dieser Bassins, welches Napoleon am Tage nach seiner Ankunft besuchte, stand ein junger Soldat von der Garde bis an die Kniee im Schlamm versunken und zerrte aus allen Kräften an einem Schubkarren, der noch tiefer darin stack, als er selbst. Er fluchte, wie ein Fuhrmann, als er plötzlich in einiger Entfernung den Kaiser und Berthier hinter sich wahrnahm. Alsbald begann er die bekannte Arie aus einer damals sehr beliebten komischen Oper: „O vous, qui protégez les amours“ in einem sehr sentimentalen Tone zu singen. Napoleon konnte sich eines Lächelns nicht erwehren; er winkte dem Soldaten zu ihm zu kommen; dieser lief herbei, indem er mit der Hand durch die Haare fuhr, um die Frisur herzustellen. — — Ha, ha, Herr Troubadaur, sagte Napoleon zu ihm, was seyd Ihr für ein Landsmann? — Ein Pariser, Sire, ein Kind der Vorstadt St. Antoine. — Ich hätte drauf gewettet. Ihr seyd in der Garde, wie ich sehe; von welchem Regiment — Erstes Grenadier-Regiment, Sire, erstes Bataillon, Gros, Commandant. — Bekannt! bekannt! sagte Napoleon; und seit wann? — Sire, seitdem Sie Kaiser sind. — So? das ist freilich nicht sehr lange; es ist nicht einmal lange genug, um dich zum Unteroffizier zu befördern, nicht wahr? — Sire, E. M. haben das Recht dazu; Sie können mich sogar zum Offizier machen. — Meinst du? — Auf Ehre, Sire, versetzte der Soldat kaltblütig, indem er mit der Rückseite der Hand an die Stirne fuhr. — Ich aber bins nicht gewiß, sagte der Kaiser, indem er seinen Gruß ironisch erwiederte; führe dich gut auf, trillere nicht zu viel und künftiges Jahr mache ich dich zum Sergeanten; bist du ehrgeizig und gelüstet dir nach der Epaulette, so hole sie dir auf dem Schlachtfelde, dort habe ich auch die meinigen geholt, ich sehe nicht ein, warum ich dich mehr begünstigen soll, als man mich einst begünstiget hat. — Nicht mehr als billig; aber Sire, ich meine, Sie hätten eben nicht Grund zu klagen. — Auch klage ich nicht; Berthier, sprach Napoleon, sich gegen den General-Major wendend, schreiben Sie den Namen des jungen Mannes auf und lassen Sie ihm hundert Francs auszahlen, seine Pantalons zu reinigen. Sich dann wieder nach seinem Schützlinge umsehend, mit einem anmuthigen Lächeln: „Nun, ist man zufrieden, Herr Pariser?“ — Vollkommen, Sire, antwortete der Soldat grüßend.

Während dieses Aufenthaltes des Kaisers zu Boulogne wurden

die Militär-Einrichtungen eines Seehafens, wie durch einen Zauberschlag vollendet. Magazine wurden angelegt, Kriegsvorräthe herbeigeschafft; man goß Kanonen, baute Schiffe und fertigte Segel und Tauwerke. Im vorhergehenden Jahre hatte Napoleon ein kleines Schloß auf der Landstraße nach Paris gemiethet; es hieß die Ziegelbrücke (le pont de briques). In der Nähe hatte man einige Münzen von Wilhelm dem Eroberer ausgegraben; Napoleon sah dies als eine günstige Vorbedeutung und ließ sich an dieser Stelle eine Barake zur Wohnung einrichten; das Schloß wurde dem Generalstabe angewiesen. Diese Barake war aus Brettern zusammengefügt und inwendig angestrichen; sie konnte in einer Stunde auf- und abgeschlagen werden. Das Ganze bildete ein längliches Viereck und wurde durch 8 Fenster erhellt. Das Hauptzimmer, welches in der Mitte lag, hatte die Aussicht auf das Meer. Ein bescheidener Armsessel stand vor einem mit grünem Tuche behängtem Tische, auf diesem befanden sich ein halbes Dutzend kupferne Leuchter mit Wachskerzen, Schreibzeug von Buchsbaum, geschnittene Federn, Papier von verschiedenen Dimensionen; dem Fenster gegenüber war eine große Wandkarte von der Küste des Canals genagelt; dies waren die Möbels des Sitzungssaales, wo Napoleon allein sich setzen konnte; die Marschälle, Admiräle und Generäle standen vor ihm, wenn sie zum Rathe berufen wurden, der oft zwei bis drei Stunden dauerte, und hatten das Heft ihrer Säbel als einzige Stütze, um auszuruhen. Rechts vom Saale war Napoleons Schlafzimmer, welches mit einer kleinen Glasthüre verschlossen war, darin befand sich ein kleines Bett von Eisen, mit einem grünen Vorhange, zwei Matratzen und ein Pfühl von Haaren; ein Kopfkissen hatte Napoleon nie, ausgenommen zu St. Helena, einige Tage vor seinem Tode, auf Verordnung des Doktors Antommarchi. Vor dem Bette zwei Strohstühle, am Fenster ein Teleskop von 5 Schuh Länge, 14 Zoll im Durchmesser; auf einem Tischchen das Lavoir von Porzellan, nebst einigen sehr kostbaren Geräthschaften zur Toilette. Napoleon hatte nur einen Hut zum wechseln, er war abgeschabt und verbogen; diesen setzte er am liebsten auf, wenn er das Lager oder die Rhede besuchte, und verlor ihn oft; allein immer wurde er ihm wieder zurückgebracht, Niemand wagte es, sich ihn anzueignen, als wäre es ein Heiligthum, das man zu entweihen fürchtete.

Zwei kleine Hütten dienten als Küche und als Wohnung für die Dienerschaft. Hatte Napoleon Gäste, was beinah täglich der Fall war, so legten sich die ersten Haushofmeister selbst ins Geschirr; sie hießen Réchaud und Fourneau (Kohlpfanne und Backofen), dies waren ihre wirklichen Namen, so seltsam sie auch klingen mögen; die Herren kochten im freien Felde; eines Tags wehte ein Windstoß

alles Küchengeschirr fort, mit Inbegriff eines Küchenjungen, welchen Napoleon vergeblich suchen ließ; später erfuhr man, daß er Koch bei Lord Wylly in England sey. Der Keller befand sich in der Ziegelbrücke unter Aufsicht eines Herrn Pfister, der sich später im Delirium des Fiebers auf der großen Treppe des sogenannten schwarzen Ganges im Tuilerienschloß erhängte.

Hundert Schritte von der Barake des Kaisers stand die des Admirals Bruin; sie war weit kleiner, allein sie bildete einen seltsamen Contrast durch den Reichthum und die Eleganz der Möbels; es sah darin aus, wie in dem Boudoir einer Petite-maitresse. Zwischen beiden Baraken erhob sich diejenige des Marschalls Soult; sie war wie die Hütte eines Wilden gestaltet, und die noch kleinere und unbequemere des Marineministers Delier; aus der Ferne sah sie einem großen Löschhorn ähnlich. Weiter hin erhob sich eine riesenhafte Batterie, genannt la tour d'ordre; sie faßte sechs Mörser, sechs Haubitzen und zwölf vier und zwanzig Pfünder. Die sechs Mörser, die schwersten, die man bis dahin geschmolzen, hatten sechszehn Zoll Dicke; sie wurden mit 45 Pfd. Pulver geladen und trieben eine Bombe von 500 Pfd. zwölf hundert Klafter hoch in die Luft bis auf eine Entfernung von 1 ½ Lieue; eine einzige Bombe zu werfen, kostete jedesmal 325 Fr. Diese ungeheueren Maschienen nannten die Kanoniere „die Ungeheuer," bei den Artilleurs der Marine hießen sie „Mignonettes"; um sie loszubrennen bedienten sich Letztere einer Lanze von 12 Schuh in der Länge. Der Kaiser wollte dieser Batterie die Taufe geben, indem er die erste Bombe abschoß. Der Mörser ging los und das Blut rann ihm zu den Ohren heraus; während drei Tagen blieb er völlig taub. Nach Verlauf derselben begab sich der Kaiser hin an die Batterie, sie näher zu besehen. Schweigend ging er um den Riesenmörser herum, als er seinen Namen in einer Gruppe von Seekanonieren nennen hörte; er schritt darauf zu; den Soldaten, dessen Ansehen ihm am meisten auffiel, klopfte er auf die Schulter: „Wie heißt du?" — Es war ein Provenziale mit barschen Manieren, ein armer Bursche, der die inkorrekten Wendungen und den Accent seiner Muttersprache beibehalten hatte.

„Bron de Diou, Sire, antwortete er mit der Zunge anstoßend, Sie haben kein gutes Gedächtniß. Ich bin Pomayröl, der Sohn des Bettlers auf dem Schiffe Lorient, als Sie an Bord waren, vor fünf Jahren, und haben wir die Anker zu Toulon gelichtet, eine schöne Stadt, ich kann wohl sagen!" — „So! sprach Napoleon den Kopf schüttelnd, als suche er eine dunkle Erinnerung sich in's Gedächtniß zurückzurufen. — „Dergestalt, daß Sie mir nur sechs Livre-

Thaler gaben, weil ich ins Meer gesprungen, Jemanden zu retten, der hineingefallen, wir glaubten, er gehöre zu Ihrem Stabe; allein es fand sich, daß es eine alte Kuh war, die sich mein Vater vom Halse geschafft, weil die Würmer sie geentert: eh done! — Wahrhaftig, du hast Recht, sagte Napoleon eine goldene Dose aus der Tasche ziehend: jetzt erkenne ich dich wieder, dein Gesicht hat sich etwas verändert; bist du noch immer ein Original, wie früher? — Bagasse! Etwas muß man doch in diesem Jammerthale seyn! Es kann nicht jedermann Kaiser der Franzosen werden, wie E. Majestät: As pas peur! — Da hast du Recht, versetzte der Kaiser lächelnd: es freut mich übrigens, dich wieder zu sehen. Erzähle mir ein wenig, was dir begegnet ist, seitdem wir uns getrennt; es ist schon lange her. Indem er das sprach, öffnete der Kaiser seine Dose und nahm eine Prise. — Bagasse! Sire, ich will es Ihnen erzählen und das ordentlich. Zu gleicher Zeit streckte er den Arm nach der Dose des Kaisers hin, indem er Daumen und Zeigefinger schloß: „Sire, sprach er sich verbeugend, wollen Sie erlauben?“ — Mit Vergnügen, versetzte Napoleon ihm die Dose hinhaltend, die er jedoch sofort schloß, aus Furcht, die umstehenden Kameraden möchten dieselbe Bitte an ihn thun. „Jetzt sprich, sagte er, die Hände auf den Rücken legend, ich höre dir zu.“

„Eh done! da war ich dann immer noch auf dem l'Orient, ein nettes, feines Vögelein, das tüchtig aufgegeit werden muß, ich erlaube mir's zu sagen, als Sie an's Land stiegen, um vor das abscheuliche Nest von Alexandria zu ziehen. Das war ein einfältiges Land! Ich hatte Langeweile unter den Matrosen, s'sind Taugenichtse; ich bat um Versetzung unter die Kanoniere. Der Admiral (die Hand an den Hut legend) erwies mir die kleine Gefälligkeit. Nun kam die Geschichte vor Uboukir; das war ein Erdbeben! eh done! wäre ich beinah im Nil gewässert worden, wo mich die Crokodile mit Sack und Pack aufgefressen hätten! Eh done! dergestalt, daß ich mit Admiral Gantheaume (Pomayrol salutirt abermals) nach Frankreich zurückgekehrt bin; der brave Mann hat mir Urlaub gegeben, meine gute Mutter zu besuchen, dergestalt, daß man mich zurück berufen hat, und ich bin bei der Batterie der 48 Pfünder bei Vimereux, das sind Vettern der Mignonettes, hier neben, das ists.

Der Kaiser hatte die Erzählung mit Theilnahme angehört; er schickte sich an seine Promenade fortzusetzen, als er plötzlich zurückkam: A propos! und dein alter Vater, wie geht's ihm? — Meinem Vater? dem geht's gar nicht mehr, antwortete Pomayrol, indem er traurig den Kopf senkte: — Ich verstehe, du hast ihn verloren? es thut mir leid, ich würde ihm ein Jahrgehalt ausgesetzt haben. —

Eh done! Sire; setzen Sie es seiner Gemahlin aus, meiner ehrwürdigen Mutter; die alte Donnerbüchse ist taub, wie ein Subrekargo des Pabstes. — Du hast Recht, melde ihr, daß sie vom verflossenen Jahre, an demselben Tage, eine Pension von 365 Fr. hat. — Vom verflossenen Jahre? am selben Tage? Bagasse! rief der Kanonier im Tone des Vorwurfs. — Nun, was siehst du mich so an? Ist das dir nicht Recht? — Nicht so ganz, Sire, was Sie mir da sagen, scheint mir nicht großmüthig: und mit Respekt zu melden, so ist das eine schwere Ungerechtigkeit gegen meinen Vater, den braven Kerl, dessen ganze Achtung Sie genossen. Im verflossenen Jahre, an diesem Tage, hatte er noch nicht alle Segel eingezogen, der ehrliche Mann, möge Gott seine Seele haben, ich kanns wohl sagen. —

Halt's Maul, denn sonst reißt mir die Geduld; du bist ein Esel. Schreib deiner Mutter, daß sie eine Pension auf meine Privatkasse hat, und damit genug. — Eh done! schon gut, Sire; man wird's melden!

II.

Des andern Morgens in der Frühe erschienen die Adjutanten bei Napoleon, um den Tagesbefehl einzuholen. Napoleon beauftragte einen von Ihnen, dem Admiral Bruix zu melden, daß er nach dem Frühstücke die Küste von Boulogne an bis Ambleteuse besuchen werde, nämlich auf eine Strecke von mehr als zwei Lieues und daß er wünsche, der Admiral begleite ihn mit den verschiedenen Oberoffizieren.

Während Napoleons Abwesenheit waren die Schiffsbauten mit nicht minderem Eifer betrieben worden, als die Arbeiten im Hafen. Die Kanonenschaluppen, die platten Fahrzeuge, die Penischen waren auf den Werften aller kleinen Seehäfen der Normandie und der Bretagne gebaut worden. Vor dem Eingange des Hafens waren 250 Kanonenschaluppen nebst sechzig größeren Schiffen aufgestellt. Außer dieser furchtbaren Vertheidigungslinie war noch die ganze Batterie dicht besetzt mit schwerem Geschütze.

Im Hintergrunde des Hafens befand sich eine kleine Brücke, le pont de Service genannt; hinter derselben das Pulvermagazin, welches große Vorräthe enthielt. Nach dem Zapfenstreich durfte Niemand mehr über diese Brücke, ohne der zweiten Schildwache das Loosungswort zu geben; die erste ließ Jedermann vorbei, aber Niemanden zurück; wer also die Parole vergessen hatte, der war verloren; der zweite Faktionnär warf ihn auf den ersten zurück und dieser hatte Befehl, jedem, der der zweiten Schildwache nicht Antwort geben könne, das Bajonnet durch den Leib zu stoßen. Diese strengen Maßregeln waren nöthig wegen der Nähe der Pulvermagazine, die ein einziger Funke in die Luft gesprengt hätte nebst der Flotte,

der Stadt und den beiden Lagern und wegen der Anwesenheit der Spione und der Mordbrenner, welche England täglich auf die Küste warf.

Des Nachts wurde der Hafen auf der Seeseite durch eine große Kette gesperrt, auf der Landseite waren die Quais mit Schildwachen besetzt, fünfzehn Schritte von einander entfernt, die alle Viertelstunden rufen mußten: Sentinelles, prenez garde à vous!

Wenige Tage vor der Ankunft des Kaisers hatte eine Seeschlacht statt gefunden, die wegen des Sans façons, womit der französische Admiral die Operationen geleitet, höchst interessant war. Fünf Stunden bot das mit Rauch und Flammen bedeckte Meer den Einwohnern von Boulogne das Schauspiel eines Kampfes dar, in welchem aus achthundert Feuerschlünden zugleich gefeuert wurde. Allein Nelsons Genie vermochte diesmal nichts gegen Bruix und die Tapferkeit der französischen Truppen. Bruix fand es eben so lustig als neu, eine Schlacht zu liefern, ohne seine Barake zu verlassen, wo er eben mit seinem Generalstabe und einigen Damen aus Boulogne frühstückte. Er stand sogar nicht vom Tische auf. Die munteren Gäste waren eben beim Dessert und sangen im Chore das Kriegslied auf Napoleons Uebergang über den St. Bernhard, als Nelsons Fregatten alle zu gleicher Zeit Feuer gaben. Bruix war darauf gefaßt, aber die Damen! —

Stören Sie sich nicht daran, meine Damen, sagte er mit der ihm eigenen Galanterie. Fassung, es hat nichts zu sagen: meine Herren Offiziere, schenken Sie den Damen Champagner ein. — Admiral, die Flaschen sind leer.

Man bringe Champagner, rief Bruix, wir werden Zeit haben ihn zu trinken.

Während er sich mit den Damen von Boulogne auf's Artigste unterhielt, ließ der Admiral die Flotte manövriren und leitete das Feuer sämmtlicher Batterien des Hafens mittelst Signale, die er vom Fenster aus gab, an welches er den Tisch hatte rücken lassen, damit die Damen, meinte er, das Schauspiel bequemer genießen könnten.

Nelson hatte seine ganze Macht aufgeboten, allein er hatte widrigen Wind und konnte das seiner Regierung gegebene Versprechen, die französische Flottille im Hafen in den Grund zu schießen, nicht erfüllen. Als Bruix die Engländer davon segeln sah, rief er Viktoria, ließ den Kork aus einer Flasche springen und schenkte selbst den Damen ein, indem er ihnen die feindliche Flotte zeigte, die sich am fernen Horizonte abzeichnete; hierauf stimmte die Gesellschaft die Hymne auf den Uebergang über den St. Bernhard aufs neue an,

und accompagnirte, indem sie mit Messer und Gabel auf die Teller und Gläser schlug.

Als Napoleon zu St. Cloud von diesem Gefechte hörte, runzelte er die Stirne; ohne geradezu auf seine Generäle eifersüchtig zu seyn, so hätte er doch gerne ausschließlich ihnen den Ruhm zumessen wollen; nun hatte aber der Admiral sich zu seinem Siege die Erlaubniß nicht ausgebeten. Als ihm Decrès den Bericht über die Affaire vorgelesen: „Ganz gut, bemerkte Napoleon mürrisch, aber unter Frauen und beim Champagner soll man keine Schlachten gewinnen; zur Zeit der Regentschaft wäre das angegangen, aber Gott sey Dank! die Zeiten sind vorbei, heut zu Tage muß man mitten im Feuer und den Degen in der Faust seinen Truppen das Beispiel geben."

Wir kehren jetzt zum Kaiser zurück, den wir in Boulogne gelassen. Nachdem er alles bis ins Einzelne besichtigt, war er in bester Laune in seine Barake zurückgekehrt, um in seinem Cabinete zu arbeiten. Es war drei Uhr Nachmittags, als plötzlich das Krachen eines furchtbaren Geschützes durch die Lüfte donnerte; es war Nelson, der englische Admiral hatte den Kaiser inmitten seines Generalstabes erkannt. Mit dem Admiralschiffe, vier Fregatten, drei Briggs und einigen Bombardierschiffen nebst Brandern war er herangesegelt, in der Absicht, die französische Flotte im Hafen zusammen zu drängen, und dann desto sicherer in Brand zu stecken. Die französische Artillerie empfängt ihn ihrerseits mit einer Salve. Napoleon stürzt zur Barake hinaus und ruft seine Adjutanten: „Mein Pferd, meine Herren! Mein Pferd! Eilen Sie! es gibt was Neues! wir müssen sehen, was es ist!" Rapp eilt in die Ställe, allein Jardin, der erste Piqueur, ist zufällig abwesend, der Stallknecht, der an seiner Stelle sattelt, hat dem Pferde des Kaisers den gewöhnlichen Zaum nicht angelegt, das Thier bäumt sich und wirft seinen Reiter ab, der wieder aufsteht und mit der Reitgerte das Pferd über den Kopf haut: „nun gehen wir zu Fuß; folgen Sie mir, meine Herren!"

Die Adjutanten geben ihre Pferde an die Piqueurs ab, und begleiten Napoleon; der Admiral Bruix hat ihn bald eingeholt. Aus den fünf Kanonierschaluppen feuern fünf hundert Kanonen auf den Feind, sämmtliche Hafenbatterien nicht mitgerechnet. Es ist ein Getöse, daß man sich kaum versteht; auch sieht man sich kaum. Der Seewind jagt allen Pulverdampf über die Küste hin. Man fühlt den Boden unter seinen Füßen beben; der Himmel ist nichts als ein dichter Nebel, roth und blau.

Blos in Begleitung des Admirals und einiger seiner Offiziere, wirft sich Napoleon in einen Kahn und gelangt durch einen Kugelregen bis an den Thurm de Croi. — Admiral, sagt er zu Bruix,

wir müssen um das Fort schiffen. Bruix, durch die Gefahren erschreckt, denen sich der Kaiser bereits ausgesetzt, stellt ihm in ehrerbietigen Ausdrücken die Unvorsichtigkeit dieses Manövers vor. Napoleon thut als höre er ihn nicht! „Gerad aus," ruft er den Matrosen zu. — Sire, was wirds uns frommen, das Fort zu umschiffen? wir werden nichts davon abkriegen als Kugeln! — „Je nun! Admiral, erwiedert Napoleon sardonisch, das ist schon Etwas! Aber die Kugeln sind nur für die, welche sie fürchten! Matrosen, rudert fort nach dieser Richtung."

Auf Gefahr, in völlige Ungnade zu fallen, gibt Bruix den entgegengesetzten Befehl, indem er ein Zeichen mit der Hand macht.

„Matrosen von meiner Garde, gehorcht Eurem Kaiser," schreit mit fürchterlicher Stimme Napoleon, der das Signal des Admirals errathen.

„Matrosen der Garde, ich verbiete es Euch, ruft Bruix in wahrhaft sublimer Stellung, seinen Admiralstab über dem Haupte schwenkend. Zugleich wirft er dem Kaiser einen stolzen Blick zu: Hier bin ich auf meinem Terrain; mir gehören die Seeleute an, von mir und von Niemand anders haben sie Befehle zu empfangen! Noch einmal, gehorcht Eurem Admiral." Die Matrosen blieben unentschlossen. Bruix bemerkt ihr Zaudern; er verbirgt seinen Zorn nicht länger. „Rasch vorwärts, oder den ersten, der das Ruder sinken läßt, lasse ich wie einen Verräther und einen Feigen erschießen."

Der Kahn weicht dem Fort de Croi aus. Napoleon mußte sich fügen: er hatte dem Admiral den Rücken gekehrt und die Arme auf der Brust kreuzend, pfiff er starr vor sich hinsehend zwischen den Zähnen. Kaum hatte der Kahn zehn Faden zurückgelegt, als ein Fahrzeug mit Kriegsmunition, welches um das Fort schiffte, unter den Kugeln der Engländer versinkt; seine Flagge ragt eine Zeit lang über die Fluthen, bald aber verschwindet sie, der Abgrund schließt sich wirbelnd über ihr.

„Nun, Sire?" rief Bruix, indem er den Kaiser ansah.

Napoleon fuhr fort zu pfeifen, ohne Bruix eines Blickes zu würdigen. Die Fahrt ging ohne weitere Vorfälle von Statten. Im Hafen von Wimereux bot Bruix, den Hut in der Hand, Napoleon die Hand, der aus dem Kahne sprang, ohne dem Admiral ein Wort zu sagen. Hierauf eilte er an die furchtbare Batterie, Marengo genannt. Eine Kugel flog ihm zehn Schuh hoch über den Kopf hin mit furchtbarem Gesause. Napoleon drehte sich um, ihr nach zu sehen: „Ha, ha, rief er, indem er einen Kanonier wahrnahm, der mit seltener Kraft und Gewandtheit manövrirte, hier bin ich bei Bekannten." Er ging auf ihn zu und klopfte ihm auf die Schulter: „Bravo! Pomayrol, so ist's recht, mein Alter! ich sehe, daß

du deine Sache verstehst.“ Der Kanonier drehte sich um und den Kaiser erkennend, reichte er ihm freudig die Hand: „Bron de Diou! Sire! Sie sind's? Wie befinden Sie sich?“ — „Sehr gut, mein tapferer Bursche, und du? du bist sehr beschäftigt, wie ich sehe? — Bagasse! ich darfs wohl sagen! der Backofen ist geheizt, wir werden sie bald braten, die dort draußen eh done!“

Ein Schuß fiel und riß die Flagge eines englischen Briggs ab; auf Napoleons Befehl gab Rapp dem Artilleur, welcher die Kanone gerichtet hatte, einen Napoleon. „Nachbar, rief der Kaiser, wer will 20 Fr. verdienen, auf meine Gesundheit zu trinken? Da kommt eine Fregatte heran.“ — Bron de Diou! ich ziele, rief Pomayrol, die Reihe ist an mir. — Machst du dieser Fregatte ein Compliment, so gebe ich dir 40 Fr. — Eh done! So gut, als hätte ich sie schon. — Du bist zu ungeschickt. — Bron de Diou! Sie sollen sehen, wie ich dem Halunken das Bogspriet wegblasen werde und das ohne weiters, Achtung, Ihr anderen!“ — Das Stück ist geladen, Pomayrol hat gezielt. — „Jetzt werde böse, mein Schatz,“ sagte Pomayrol zu seiner Kanone und gibt dem Kanonier, der die Lunte trägt, ein Zeichen; dieser protzt ab, der große Mast wird durch die Kugel entzwei geschossen; Eh done, Bagasse ruft Pomayrol eine Entrechat wirbelnd.

„Bravo,“ ruft Napoleon aus mit freudigem Staunen in die Hände schlagend; Rapp, gib diesem Kerl 100 Francs. — Sire, antwortet der Adjutant mit einem Kopfschütteln, welches bedeutete, er habe kein Geld mehr. — Wie kein Geld mehr? aber ich brauche welches, sprach der Kaiser, indem er hastig durch alle Taschen fuhr; warum haben Sie mir keines gefordert, ehe wir ausgingen? — Sire, werden Sie nicht böse; Bron de Diou, ich will lieber dem Herren mein ganzes Leben lang Credit geben.

Da nimm, sagte Napoleon, indem er ihm seine goldene Dose hinreichte; weiter hatte er nichts finden können. Pomayrol hatte das Herz nicht, die Hand auszustrecken. — „So nimm doch; meinst du, ich hätte nicht bemerkt, daß dir die Dose in die Augen geleuchtet? aber nimm dich in Acht, daß sie dir die Engländer nicht nehmen! — Bagasse, mir die Dose abnehmen: lieber werde ich sie verschlucken und wenn sie glühend wäre, wie die Kugeln, die dort sieden.

Der Kaiser lächelte.

Esteban Murillo und Miguel Cervantes.

Wer kennt nicht Murillo und Cervantes?

Das Frühstück.

Placentia ist ein hübsches Städtchen in Estremadura. Nirgends finden sich mehr Monumente der maurischen Architektur, als in seinen krummen Straßen mit den zierlichfacirten Häusern.

Es war in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, als ein junger Mensch, der so eben seine Heimath, den Flecken Pilas, und seine demüthige Kirche verlassen, in der Gluth seiner Phantasie und innewohnenden Dichterkraft, von heiligem Schauder ergriffen, durch das Städtchen ging, von Haus zu Haus, von Säulenhalle zu Säulenhalle, und mit gefalteten Händen zum Himmel rief: Heilige Jungfrau Maria, heiliger Joseph, wie schön ist das Alles. Jesus Christus, mein Heiland, welch schönes Haus! St. Stephan, mein Patron, welche Würde des Paradieses!

So rief der sechzehnjährige Junge, groß gewachsen, gewandt, von angeborner Spannkraft und Eleganz. Sein Gesicht war männlich schön und kräftig; seine Kleidung war die der andalusischen Bauern. Er trug einen Sack aus buntem Wollenzeug, offenbar ärmlich ausgestattet.

Als er Alles bewundert, setzte er sich auf die Stufen eines Klosters, zog ein Stück Roggenbrod und eine große Zwiebel aus dem Sack und aß nach Herzenslust.

Ein anderer Reisender, offenbar von mehr Jahren und Erfahrung, von schlechtem Gewand aber gutem Aussehen, sah ihm eine Weile

zu und brach dann in lautes Gelächter aus. Der Junge sah zornig auf; doch hatte die Heiterkeit des Fremden etwas so Ansteckendes, Versöhnendes, daß er bald mit einstimmte und ihm die Reste seines Frühstückes anbot.

Der Andere betrachtete die angebotene Gabe und sagte mit komischem Ernst: Wenn Ihr auch guten Appetit habt, mein junger Freund, so scheint Ihr doch nicht an den Appetit anderer zu glauben. Was soll ich mit diesem kleinen Stücke beginnen, das Ihr selbst noch mit gierigem Blicke betrachtet? Aber Einladung für Einladung. Ihr sollt nun mit mir essen; denn ich glaube, Ihr habt noch etwas Hunger.

Mit diesen Worten nahm er eine lockende Pastete aus seinem Sack, legte sie auf seine Kniee und machte einen kleinen Schlauch voll Wein von Val del Penaz von seinem Gürtel los.

Schon war die Pastete getheilt und verzehrt, während der Schlauch sich noch etwas blähte, als die Thüre des Klosters aufging und ein Mönch einen Betrunkenen über die Schwelle stieß.

Fort von hier, rief der Mönch, fort von hier, Elender, der du es wagst, betrunken das Kloster zu betreten, ohne Achtung für einen heiligen Ort, ohne Rücksicht auf die wichtigen Arbeiten, die dir anvertraut sind. Fort von hier; komme mir nie mehr vor Augen, oder fürchte den Zorn des Pater Arsenius. Was soll nun aus den Zubereitungen für die morgige Ceremonie werden? — Und was thut Ihr da, Ihr Beiden? Seit wann dienen die Stufen eines Klosters Eueres Gleichen zum Refektorium?

Erzürnt Euch nicht, mein Vater, entgegnete der Jüngere von den Beiden. Wir dachten, Mönche, welche die Liebe predigen, würden es uns nicht zum Verbrechen machen, daß wir an ihrer Pforte saßen, um in Behaglichkeit zu essen.

Du sprichst sehr kühn. Wie heißt du?

Esteban; und Ihr, Vater?

Bruder Arsenius. Aber welches ist dein Familiennamen?

Das ist ein Geheimniß.

Warum das?

Weil ich aus dem väterlichen Hause entlaufen bin. Wenn Ihr meinen Namen wüßtet, könntet Ihr meine Verfolger leicht auf meine Spur bringen.

Aus dem väterlichen Hause entlaufen! Das ist sehr schlimm. Was bewog dich zu dieser bösen Handlung?

Der Wunsch, Velasquez zu besuchen und unter seine Schüler aufgenommen zu werden.

Du bist also ein Maler?

Ja, ich bin ein Maler, der Schüler Juan del Castello's, meines Onkels. Wenn dieser würdige Verwandte nicht gestorben wäre, könnte ich noch glücklich bei ihm leben, säh' ich mich nicht gezwungen, Berg und Thal zu durchlaufen, um einen andern Lehrer zu suchen. Juan del Castello hatte mich zu sich genommen und unterrichtete mich in seiner Kunst. Als er gestorben war, mußte ich zu meinem Vater, zu meiner geizigen Stiefmutter zurückkehren. Sie wollte mich trotz meiner Thränen zum Schusterlehrling machen. Mein schwacher Vater willigte ein und schickte mich zu einem Meister. Zwei Tage darauf reiste ich schon in der Welt herum, frei, heiter und in starken Tagmärschen, um desto eher zu Velasquez zu kommen.

Ich möchte gerne dein Talent auf die Probe stellen, zumal ich einen Maler brauche, um den Trunkenbold zu ersetzen, den ich so eben aus dem Kloster stieß. Wenn ich mit dir zufrieden bin, wenn du wirklich im Stande bist, Wappen und Zierrathen zu malen, so gebe ich dir ein Goldstück. Bist du's zufrieden?

O gewiß. Mit einem Goldstück kann ich ja meine Reise vollenden. Ich habe heute morgen meine letzten Maravedis für Brod ausgegeben. Aber mein Vater, da ist ein würdiger junger Mann, der mich so eben mit einer halben Pastete und Wein von Val-del-Penaz bewirthet hat. Wenn es Euch recht ist, will ich ihn zu meinem Gehülfen machen. Er kann die Farben reiben, den Lohn will ich mit ihm theilen.

Der Mönch betrachtete Esteban's Gefährten. Wenn ich nicht irre, junger Mann, tragt Ihr das Kleid der Gefangenen, welche die Väter von der Dreifaltigkeit losgekauft haben?

So ist es. Ich komme von Algier, wo ich drei Jahre in der Gefangenschaft geschmachtet habe. Gott hat in seiner Gnade meinen Leiden ein Ziel gesetzt, und so bin ich wieder frei und auf spanischem Boden.

Was waret Ihr, eh' Ihr in die Hände der Barbaresken fielt?

Soldat.

Werdet Ihr wieder Dienste nehmen?

Ich kann nicht; ein Schuß hat mir den Arm zerschmettert.

Was wollt Ihr denn werden?

Dichter und Romanschreiber.

Dichter und Romanschreiber. Guter Gott, da hab' ich ja eine Caravane von Künstlern. — Nun wohl, während Euer Gefährte die Wappen malt, könnt Ihr die Devisen dazu verfassen. Ihr erhaltet auch ein Goldstück. Seyd Ihr's zufrieden?

Ja.

Wohlan, an's Werk. Tretet ein, Ihr Herren, und arbeitet mit Fleiß, denn morgen Mittag muß Alles bereit seyn.

Der Mönch führte die Beiden in die Kirche. Schwarze Behänge, Kandelaber, mitten im Chor ein Katafalk deuteten hier auf eine nahe Leichenceremonie.

Was bedeutet dieses Gepränge? fragte Esteban's Gefährte.

Das Leichenbegängniß Karls V., erwiederte der Mönch mit Emphase.

Was, der Kaiser ist todt? Einer der größten Geister seiner Zeit ist nicht mehr? Entschuldigt mein Vater. Aber ich bin erst seit zwei Tagen in Europa und wußte nichts von diesem schrecklichen Ereigniß. Ha! Karl V. todt. So hat Spanien den Mann verloren, der es groß machte und verherrlichte.

Beruhige dich, junger Mann. Karl V. ist noch nicht heimgegangen; er ist nur der Welt abgestorben. Der Größe und der Macht überdrüssig, von den Täuschungen des Ruhmes geheilt, ist er vom Throne gestiegen, hat er das kaiserliche Scepter zu Boden geworfen, und die Krone, die ihm zu schwer war, auf das Haupt seines Sohnes gesetzt.

Mein Vater, Ihr spottet meiner. Karl V. konnte diesen Fehler nimmermehr begehen. Er las zu gut im Herzen der anderen Menschen, als daß er sich im seinigen hätte täuschen sollen. Was wäre Karl V. ohne Macht und Thron, ohne eine Welt, die sein Blick regiert, als ein Körper ohne Leben? Was sollte in Unthätigkeit aus diesem starken Geist, diesem allmächtigen Willen werden? Gewiß, Ihr scherzt, mein Vater.

Und dennoch ist, was ich dir sage, wahr. Karl V. hat das Kaiserthum von sich gestoßen. Er hat Madrid verlassen, er hat sich in ein Kloster geflüchtet. Er ist Mönch geworden, morgen wird man in diesem Kloster sein Leichenbegängniß feiern, auf daß zwischen ihm und der Eitelkeit der Welt eine undurchdringliche Scheidewand sey. So wird man in Zukunft immer von dem Kaiser sprechen, die Geschichte wird immer noch seinen Namen nennen, das Kloster wird seinen schwachen Körper verbergen, seine Seele, die sich nach der Vereinigung mit dem Allmächtigen sehnt.

O welch trauriges Beispiel der menschlichen Erbärmlichkeit, der Schwäche unseres Geistes! Wer hätte dieses schreckliche Ereigniß ahnen können? wer glauben, daß der Kaiser Karl V. den Verstand verlieren, Narr werden könnte?

Bleich vor Zorn packte der Mönch den jungen Mann beim Arm. Was sagst du, Rasender! rief er, Karl V. ist bei voller Vernunft.

Nein, mein Vater, das ist unmöglich, die Hand Gottes muß schwer auf ihm liegen, sonst hätte er sich nimmer dem Spott von

ganz Europa ausgesetzt. Kann man nicht auch auf dem Throne Gott dienen? Was soll dieses Leichenbegängniß vor der Zeit? Konnte er nicht wie Karl der Große enden, dessen würdiger Nachfolger er war?

Dein Bart ist noch nicht dick genug, junger Dichter, als daß du über Karl V. urtheilen könntest. Verfasse nur die Devisen, die ich verlange. Und du, Esteban, mache dich auch an's Werk. Male die verlangten Wappen, vergiß keinen seiner Titel, in diesem Buch findest du sie alle. Er war deutscher Kaiser, König von Spanien und Indien, König der Niederlande, römischer König, König der Lombardei; warum sollte ich alle seine Titel aufzählen? Bald bin ich wieder da, zu sehen, ob Ihr meines Vertrauens würdig seyd.

Der Mönch ging, und sie machten sich an's Werk.

Der Mönch.

Eine Stunde war verflossen. Der Gefährte Esteban's war eben in tiefe Träumereien versunken, als sich eine schwere Hand auf seine Schulter legte. Er fuhr auf und erblickte den Mönch, der in gewohnter Ungeduld nicht länger hatte warten können.

Sind die Devisen schon verfertigt, mein Dichter?

Nein, mein Vater, ich kann sie nicht vollenden. Der Gedanke, daß Karl V. so tief gefallen ist, daß er morgen hier eine unwürdige Komödie spielen will, befängt meinen Geist. Ich finde keine Reime.

Du urtheilst streng, junger Mann. Den herrlichen Beweis, daß er die Eitelkeit der Welt erkennt und flieht, nennst du eine Komödie? Ist das nicht ein feierliches Schauspiel?

Wohl feierlich, aber auch nur ein Schauspiel, wie Ihr selber sagt. Der Kaiser würde nicht so vor aller Welt als Schauspieler auftreten, wenn ihm nicht die Einsamkeit zuwider wäre. Mußte er den Hof zu seiner Todtenfeier kommen lassen, wenn er denn durchaus sein Requiem hören wollte?

Der Mönch ging eine Weile bewegt, unbehaglich auf und nieder. Endlich winkte er dem jungen Maler.

Dein Gefährte, der sich für einen Dichter ausgab, sprach er, hat keinen Vers zu Stande gebracht. Hast auch du nichts gearbeitet, der du Maler seyn willst? Hast du dich auch eines Talentes gerühmt, das du nicht besitzest?

Esteban reichte ihm schüchtern ein Wappenschild. Die Stirne des Mönchs heiterte sich auf.

Gut gearbeitet, Junge, sehr gut. In deinem Alter haben Titian und Velasquez nicht besser gearbeitet. Ich gebe dir zehn Goldstücke, nicht eines. Möchte dir der Mangel immer fremd bleiben. Er tödtet das Genie und führt das Talent auf Irrwege. Aber was macht unser Dichter, der da auf einmal eifrig schreibt?

Eine Satyre auf die morgige Ceremonie.

Lies mir sie vor.

Der Dichter las. —

Die Verse sind wirklich gut, als Dichter verdienst du alles Lob. Aber heißt das auch Muth und Loyalität haben? Hättest du die Verse geschrieben, wenn Karl V. noch regierte? Verhöhnst du so den sterbenden Löwen?

Der Dichter besann sich und zerriß das Blatt. — Wohl gethan: das versöhnt mich mit dir. Aber Ihr müßt Euch nun entfernen, denn die Stunde des Abendgebetes naht. Kommt morgen zur Ceremonie. Nachher will ich dich, Esteban, dem Maler Velasquez, dich, junger Mann, dem König Philipp vorstellen.

Dem König Philipp? kennt Ihr ihn?

Ich kenne ihn wohl und denke etwas bei ihm zu gelten. Es war eine Zeit, wo er nur that, was ich wollte. Nun guten Abend, Gott mit Euch.

Sie gingen nach der Thüre. Plötzlich aber hielten sie an, besprachen sich leise und kehrten um.

Mein Vater, sagte Esteban.

Was willst du? Sag' es schnell, denn ich höre schon die Mönche kommen.

Wir fürchten, man möchte uns in der Posada nicht borgen. Wollt Ihr mir nicht das Goldstück geben, das Ihr mir versprochen?

Nicht eines, zehn. Der Mönch suchte in der Tasche und fand nur etwas kleine Münze. Bei dieser Entdeckung lächelte er und sagte: Da ist Alles, was ich vorläufig besitze. Die Kosten dieser Ceremonie haben mich ruinirt. Morgen wird man mir ein Quartal von meiner Pension auszahlen, 5000 Dukaten etwa, und dann will ich Euch nach dem Todtenamte bezahlen. Wenn Alles zu Ende ist, erwartet mich in der Kirche.

Der ehrwürdige Vater verspricht uns Gold in Menge und kann vorläufig nicht einmal das Abendessen und Nachtlager zweier armen Teufel zahlen. Sonderbar! — So sagte der Dichter zu seinem Gefährten. — Doch es liegt nichts daran, da hab' ich noch ein Stück Pastete. Für diese Münzen kaufen wir Wein und schlafen auf der Stufen der Kirche, die Nacht wird allem Anschein nach schön.

Die Kirche.

Das Knarren der Thürflügel, die sich weit öffneten und in die düster verzierte Kirche blicken ließen, weckte die beiden aus ihrem Schlummer. Die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel. Die Mönche erwarteten in priesterlichem Gewande die Ankunft des Hofes. Esteban

und sein Gefährte schlichen in einen finstern Winkel des Schiffs, wo sie selbst unbemerkt Alles beobachten konnten.

Da kann ich die ganze Scene aufnehmen, sagte Esteban, und ich bin recht neugierig darauf. Wie doch der König aussehen wird, und die Damen und Herrn alle? Wie wird er dastehen, welcher Ausdruck wird sein Gesicht beleben? Aber da treten die Mönche schon ins Chor, und noch ist Niemand da, außer uns, kein König, kein Hof, kein Volk. Sie beginnen das Todtenamt.

Und so war es auch. Philipp II. hatte vergessen, daß er für den beten sollte, der ihn herrschen ließ; die Höflinge ehrten nur den jetzigen Herrn, nicht den, vor welchem sie sich sonst in den Staub gebückt. Alles war still und feierlich. Karl V. war vergessen.

Das Todtenamt war zu Ende und die Mönche hatten das Chor verlassen. Esteban und sein Gefährte erwarteten ihren Bekannten von gestern. Da hörten sie plötzlich ächzende Töne aus dem Katafalk hervordringen; das Leichentuch bewegte sich, von einer zitternden Hand aufgehoben, es fiel und zeigte ein blasses, schmerzzerrissenes Gesicht. Es war der Mönch, der gestern die Anordnungen zur Ceremonie getroffen.

Niemand, sprach er mit hohler Stimme, niemand! Keiner hat des alten Kaisers gedacht. O schreckliches Nichts der menschlichen Größe. Mein Gott, mein Gott, ende meine Leiden, rufe mich zu dir.

Er trat zum Altar, kniete nieder und weinte unter Schluchzen und Thränen. Nach einer Weile sah er auf — der Vater Arsenius, der Kaiser Karl — und bemerkte die beiden. Er winkte, sie nahten zitternd und fielen auf die Kniee.

Weg mit diesen Ehrfurchtsbezeugungen, meine Kinder, rief er. Ihr seht es wohl, ich bin in den Augen der Welt, wie vor Gott, nur der Bruder Arsenius.

Esteban, nimm dieses Bild, Alles was mir von meinen Schätzen geblieben ist. Der Schatzmeister Philipp's II. hat mir meine Pension noch nicht ausbezahlt. Sie ist schon seit 14 Tagen fällig. Ich werde auch an Velasquez schreiben, daß er dich unter seine Schüler aufnehme. Sage mir darum, wie du heißest; ich werde dich nicht verrathen.

Esteban Murillo, Herr.

Und du, mein Dichter, wie kann ich dir nützlich werden? Bei Hofe gelte ich nichts mehr, das siehst du, meine Empfehlung könnte dir nur schaden, nur Verfolgungen zuziehen, wie meinem Beichtvater. Der Bruder Arsenius ist der Inquisition und dem König Philipp nicht orthodox genug.

Sire, ich habe von Ihrer Gnade zwei Dinge zu erbitten.

Gewährt! Was verlangst du?

Daß Sie mir die Worte verzeihen, welche gestern . . .

Ich erinnere mich ihrer nicht mehr.

Daß Sie mir erlauben, Ihre glorreiche Hand zu küssen.

Komm in meine Arme. Ein Soldat und ein Dichter sind der Umarmung eines Kaisers werth. Geht in die Welt, meine Kinder, werdet durch Euere Kunst berühmt und glücklich und vergeßt den Vater Arsenius nicht.

Nie wird Miguel Cervantes diesen Tag vergessen. Er knieete nieder.

Esteban folgte seinem Beispiel. Der Mönch segnete sie und kehrte in seine Zelle zurück.

Wie ging es weiter?

Nach einer Reise von drei Monaten langten die beiden Freunde in Madrid an. Man reist nicht schnell, wenn man kein Geld hat. Cervantes schrieb in Kurzem den ersten Theil des Don Quixotte, der ihm, wenn er ihn auch nicht zu Reichthümern und gerechter Anerkennung verhalf, doch mit Brod versorgte.

Murillo suchte Velasquez auf, allein dieser war verreist. Arm, wie er war, kaufte er für einen von Cervantes geborgten Dukaten Leinwand und malte kleine Heiligenbilder, Frucht- und Blumenstücke, wozu er selbst die Rahmen schnitzte. Diese verkaufte er um geringen Preis und fristete so sein Leben. Als Velasquez von seiner Reise zurückgekehrt war, überreichte er ihm den Brief des Pater Arsenius. Der Meister fand Gefallen an dem jungen Manne und seinem Streben und nahm ihn in seine Werkstatt und sein Haus auf. Nach drei Jahren war Murillo vollkommen ausgebildet. Er verließ nun seinen Meister und ging nach Sevilla, wo sein Vater seit einiger Zeit wohnte. Der Erfolg und das Glück seines Sohnes hatten ihn versöhnt. Nicht ohne Schwierigkeit erhielt hier der junge Maler Arbeit, allein kaum hatte er sein erstes Bild verfertigt, als der Ruf seiner Geschicklichkeit sich in der ganzen Stadt verbreitete, und er für die verschiedenen Kirchen und Klöster daselbst Aufträge erhielt. Er hatte noch bei Lebzeiten das Glück, als der beste spanische Maler, als ein würdiger Nebenbuhler der italienischen und holländischen Meister anerkannt zu werden.

Der Lazzarone.

Wenn der Lazzarone in jeder Jahreszeit glücklich ist, so ist er im Sommer wirklich beneidenswerth. — Der Lazzarone ist ein unabhängiger Mensch, ohne Hoffnung und ohne Furcht; unbekümmert um die Zukunft, schaut er auch nie in die Vergangenheit zurück. Früh Morgens, bevor die brennenden Sonnenstrahlen die Straßen erwärmt haben, steht er auf. Sein Anzug ist bald geordnet; in einem Hemd und einem Paar kurzer Hosen von Leinwand besteht seine ganze Garderobe. — Sein erster Gedanken, seine erste Sorge, gilt der Gesundheit. Zur Erhaltung derselben braucht er keinen Arzt, keine Arzneien und kein Lebenselixir von französischen Charlatanen. Er hat sein eigenes Leibmittel; seine eigene universelle Panacée. Ein tüchtiger Trunk Schwefelwasser, frisch aus der Quelle in St. Lucia, dient ihm als Präservativ gegen alle möglichen Krankheiten. — Will er baden, so braucht er keine Badekämmerchen zu miethen. Er entkleidet sich am Ufer und schwimmt hinaus in das weite, freie Meer, ohne zu fürchten, daß ihn jemand seiner zurückgelassenen Habseligkeiten beraube. Er genießt das frische Element, so lange es ihm gefällt, ohne daß ein unbescheidener Badmeister ihn erinnert, die bezahlte Stunde sey verflossen. Das ganze Meer ist sein. — Nach dem Bade fängt er ganz gemächlich und mit aller Ruhe an zu überlegen, wie er für den heutigen Tag sein Brod verdienen will. Als Früchteträger und Verkäufer, als Facchino, Stallkehrer, Zeitungsträger, oder wenn er nicht Lust zum Arbeiten hat, als Krüppel, oder wenn er sich den schönen Künsten ergeben will, als Virtuos auf einem Blatte oder einem in Papier gewickelten Kamm. Wenn er sein Mittagsmahl in weniger Zeit verdient hat, als andere gebrauchen,

das ihrige zu verzehren, eilt er seinem Speisehaus, oder Cantina zu. Jeden Tag besucht er einen andern Gasthof. Heute speist er in der Stadt, morgen auf dem Lande; heute an der tavola rotonda mit den geschwätzigen Dulcineen des Stadtviertels, die er durch seine derben Spässe herrlich zu unterhalten weiß, morgen einsam und allein mit seiner Caraffa (kleine Flasche) im Schatten eines Strauchs oder einer alten Mauer. Nach dem Essen macht er seine Promenade. Hat er irgend eine Affaire mit einem Kameraden, so braucht er keine Waffen, keinen Fechtmeister und keine Sekundanten, auch genirt ihn das gegenwärtige Duell-Mandat nicht; mit zwei tüchtigen Faustschlägen ist die ganze Sache abgethan. Ob das Wetter gut oder schlecht, ob in Europa Krieg oder Friede, ob eine neue Welt entdeckt worden, oder die Hälfte der alten zu Grunde gegangen, — alles dies kümmert ihn wenig. — Um sich aufzuheitern und sein Zwergfell zu erschüttern, braucht er in keinem Theater vor Hitze zu ersticken. Farcen und tragikomische Auftritte gibt er sich selbst zum Besten, indem er einen Alten an der Perücke zupft, oder einem armen Hunde den Schwanz irgendwo festbindet, oder einem Kameraden einen Kohlstrunk auf die Nase wirft. — Will er sich erfrischen, so verlangt er bei dem Aquajolo die ausgedrückten Citronenschalen, die ihm von Rechtswegen zugehören. Des Nachts schläft er im Mondschein in Gottes freier frischer Luft, ohne daß böse Träume oder schwere Gedanken seine Ruhe stören. So stillt der Lazzarone alle seine Bedürfnisse; aber er thut auch mehr, auch die feinern Luxusgenüsse versagt er sich nicht. Er raucht, denn er findet des Morgens vor den Kaffee's und auf öffentlichen Plätzen den Boden mit Cigarrenendchen besäet. Er spielt, ohne je Karten zu kaufen, alla Mora mit den bloßen Fingern. Er hat Equipage und zwar nicht nur eine, sondern dutzendweis zu seiner Disposition. Er mag seyn, wo er will, in Geschäften, oder nur zu seinem Vergnügen, so kostet es ihn blos einen Sprung und er fährt als blinder Passagier mit, so gut wie jeder andere. Wenn seine Kameraden aus Neid, denn der Neid herrscht unter den Lazzaronis, so gut wie unter den höheren Klassen, den Kutscher mit einem „Siehdichvor" warnen, so wählt er sich in kurzer Zeit vielleicht einen noch bequemern Standpunkt. — Dies Alles ist nicht der hundertste Theil der Vergnügen, die sich der Lazzarone zu verschaffen weiß. Wer alle die Vorrechte, Genüsse und Delicien aufzählen wollte, die derselbe genießt, müßte selbst diesem glücklichen Stande angehören, müßte selbst — ein Lazzarone seyn.

Mozart und Schikaneder.

(Nach mündlichen Mittheilungen eines Freundes Mozarts.)

Ein rühmenswerther Zug in Mozarts Charakter war seine Uneigennützigkeit, und nicht selten war er ihretwillen bruillirt mit seiner Kasse. Er nahm bei Weitem nicht so viel für seine Compositionen ein, als man denken sollte, wie denn überhaupt zu jener Zeit Geistesprodukte in Deutschland noch weit weniger pecuniären Gewinn brachten, als heut zu Tage. Hauptsächlich that Mozart jene Abart von gemeinen Dieben, großen Schaden, die ihre räuberische Hand nach geistigen Erzeugnissen ausstreckt. So erschienen einzelne von den Werken des großen Componisten an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit, und dieser war oft sehr erstaunt, gedruckt vor sich zu sehen, was seines Wissens nur ein kleiner Kreis von Freunden kannte. Nannte man ihm dann einen oder den andern dieser Freunde, von dem man eine Schurkerei gegen Mozart in jener Hinsicht gewiß war, so hörte man wohl nichts weiter aus seinem Munde, als: „der Lump" und sah ein verächtliches Lächeln um seine Lippen spielen. Außerdem aber ließ er die Sache beruhen und man findet nirgens eine Spur gerichtlicher Klage von ihm in einer solchen Sache.

Schikaneder, als komischer Schauspieler und Verfasser einer Menge sogenannter Wiener Lokalpossen und Zauberopern in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts allgemein gefeiert, und noch jetzt nicht unrühmlich im Andenken, war gegen Ende des Jahres 1790, als er die Direktion eines Wiener Vorstadt-Theaters führte, durch, theils zu kühne, theils falschberechnete Entreeprisen, in große Noth gerathen und die Wiener machten damals Schikaneders mißliche Lage zu ihrem Haupt-Stadtgespräch; es war so gang und gäbe, daß man

sich fragte: „Was macht Schikaneder?“ wie man einen Bekannten mit den Worten begrüßt: Was machen Sie? oder wie geht's Dir?

Im Frühjahre 1791 war Schikaneder so ziemlich auf dem Grunde, und halb in Verzweiflung kam er zu Mozart, machte diesen mit seiner peinlichen Lage bekannt, und endigte seine Jeremiade mit einem hochtrabenden Panegyrikus auf Mozart, und mit der Aeußerung, nur von ihm allein noch Hoffnung erwarten zu können.

Warum nicht gar Alter, erwiederte Mozart treuherzig. Von mir? Ich habe ja selbst mehr Schulden, als Geld zu jeder Zeit, und werde nie so viel haben, um einem ruinirten Schauspieldirektor damit helfen zu können. Es muß wahrhaftig nicht so gar arg mit Ihrer Noth seyn, weil Sie so spaßhaft sind.

Ich war in meinem ganzen Leben nie weniger zum Spaß aufgelegt, als in diesem Augenblicke, erwiederte Schikaneder, und ich wiederhole Ihnen, daß ich einzig und allein auf Sie meine Hoffnung setze.

Na, das ist in der That spassig, sprach Mozart, soll ich Ihnen etwa eine große Oper componiren, so wie den Don Juan allenfalls? Da könnten Sie dann noch vollends mit Glanz zu Grunde gehen.

Ach, mein Bester, Sie habens zum Theil getroffen, nicht mit dem zu Grunde gehen, sondern mit dem Opernschreiben. — Ja, ja, Sie sollen mir eine Oper schreiben, aber nicht eine große in Ihrer Manier, sondern eine Zauberoper in meiner Manier, zu der ich den Text liefern, die prächtigsten Dekorationen und Maschinerien schaffen will, Alles, wie's unser heutiges Wiener Publikum verlangt. Mit den „Lumpen und Fetzen,“ mit den „Tsching, Tsching, Tsching“ (Titel zweier Lustspiele v. Schikaneder) ist's jetzt vollkommen aus und ich muß auf was Neues denken. Eine Zauberoper, das ists, was jetzt d'ran kommen muß und von Ihnen muß die Musik seyn, dann ist mir geholfen für immer.

Mozart machte viele Einwendungen, denen Schikaneder jedoch sehr gut zu entgegnen wußte. Sehen Sie, fuhr er fort, und zog ein Papier aus der Tasche, da hab' ich den Plan und Entwurf der Oper und ein paar Arien, die hineinkommen sollen, bei mir, lesen Sie das Ding durch, und morgen hole ich Antwort.

Schikaneder ging und Mozart nahm das Papier vom Tisch und setzte sich in die Jasminlaube, in dem kleinen Garten hinter seinem Hause, an den Krackelfüßen studirend, die Schikaneder statt der Buchstaben machte.

Es war das Brouillon zur Zauberflöte, welches Mozart vor sich hatte, und die Arie: „In diesen heiligen Hallen — nebst der Scene, in der Papageno sein Liedchen singt, und die völlig ausgear-

beitet war. — Die poetische Grundidee, die sich in der Anlage zeigte, nahm **Mozart** auf der Stelle für die Sache ein. Er stand auf, ging mit dem Blatte in der Hand trällernd auf und ab, las dazwischen wieder und sprach nach seiner Gewohnheit den Liedertext in singendem Tone vor sich hin.

Am andern Morgen, als man jedoch wenige Stunden bis zu Mittag zählte, kam **Schikaneder** und fand den Componisten im Bette, ein Pack Notenpapier auf der Decke liegend und das Piano vorgerückt. Er schrieb eben sehr eifrig, als der Schauspieldirektor mit dem trübseligen Gesichte, das seit einiger Zeit stereotyp bei ihm war, eintrat.

Sie haben wahrscheinlich wichtigere Geschäfte, sprach **Schikaneder**, ich will nicht stören und nach Tische wieder kommen.

Constanze, **Mozarts** Gattin, nöthigte den Abgehenden zu bleiben. **Mozart** selbst, sah nicht von seinem Blatte auf, und erst als seine Gattin Stühle setzte, bemerkte er **Schikaneders** Gegenwart.

Ah! sind Sie da, mein Freund, na, hören Sie einmal an, was ich da schon gemacht habe, rief er lebhaft und begann auf dem Piano zu präludiren, dann sang er dem entzückten Direktor, der nichts weniger als einen so raschen Anfang dieser Arbeit vermuthet hatte, die Arie des Tamino: „Dies Bildniß ist bezaubernd schön," und phantasirte eine Weile fort, daß Schikaneder nicht Worte genug fand, seine Freude auszudrücken. Er kramte eine Menge Papiere aus der tiefen Tasche seines faltenreichen Rockes und legte Mozart unter Anderm **Papagenos** Lied: „Bei Männern, welche Liebe fühlen ꝛc." — vor. Sehen Sie, Herr Kapelldirektor, ich habe mir das Ding auf dem Wege daher ausgedacht. Und nun trällerte er ihm eine Melodie vor und **Mozart** war flugs bei der Hand und schrieb sie nieder. Brav, Schikaneder, brav, so gehts recht gut, sprach er dazwischen — die Arie soll der Oper keine Schande machen. Und so blieben die Beiden ein paar Stunden zusammen. **Mozart** spielte und sang und schrieb, Schikaneder trällerte dazwischen, kramte in dem Wust von Papieren, die er auf den Tisch gebreitet hatte, und notirte dies und jenes. **Constanze** warf hin und wieder ein Wort dazwischen, und der, seine frohe Laune wieder besitzende Schikaneder knüpfte an jedes einen lustigen Schwank. So kam der Mittag heran, da setzte sich das Trifolium vergnügt zu Tische, der Theaterdirektor ließ Champagner holen, die Unterhaltung wurde immer feuriger, **Mozart** verschmähte bekanntlich den guten Wein nicht. Nach ein paar Gläsern setzte er sich jedoch diesmal schon wieder ans Piano, von dem ihn seine besorgte Gattin oftmals fast mit Gewalt wegbringen mußte.

Nach ein paar Monaten wurde die „Zauberflöte," Text von Schikaneder, Musik von Mozart, angekündigt und mit dem größten Erfolg, wie ihn Dichter und Componist nicht zu hoffen gewagt hatten, gegeben.

Schikaneder wurde durch diese Oper zum reichen Manne, er baute das Theater an der Wien, und sein Aufwand war in jeder Hinsicht sehr bedeutend. Prächtige Wohnung, herrliche Equipage, fürstlich besetzte Tafel, und alle Annehmlichkeiten des Lebens wurden ihm in jener Zeit zu Theil, nichts desto weniger speiste er Mozart mit einem spärlichen Honorar ab, und verkaufte obendrein die Partitur an auswärtige Theater auf eigne Hand.

Als Mozart die Betrügerei erfuhr, sagte er nach seiner Weise: „Der Lump" und damit war seiner Rache genügt.

J. Priem.

Das Violoncell Alexander Batta's.

(Aus dem Portefeuille eines Pariser Künstlers.)

I.

Wir waren unser drei Künstler bei Halevy versammelt, rauchten und plauderten nach Herzenslust, ohne den Compositeur zu berücksichtigen, der am Clavier klimperte und zu Zeiten etwas auf ein Blatt kritzelte. Ich glaube, er componirte. Er raucht nie. Wir beschäftigten uns auf's eifrigste mit Theater-Anekdötchen und den üblichen Klatschereien der Hauptstadt, und einer von uns öffnete ein Fenster, um den Rauch verziehen zu lassen. Aber kaum war so die Communikation mit außen hergestellt, als Halevy auflauschte und durch ein ausdrucksvolles Zeichen Stille gebot. Eine sanfte Harmonie voll unaussprechlicher Wehmuth schwebte, anfangs unbestimmt und vag, bald aber deutlich und klar, auf den Lüften daher. Es waren die melancholischen Töne eines Violoncell, auf dem nach einem umfassenden Präludium ein bezauberndes Lied gespielt wurde.

Wer kann so spielen? unterbrach Halevy unsere Extase, es ist übermenschlich.

Es scheint aus einem benachbarten Fenster zu kommen, sagte ich zum Maestro.

Ich kenne hier Niemand, der ein solches Talent besitzt... Ich muß wissen, wer es ist.

Der enthusiasmirte Künstler verließ das Kabinet. Wir folgten ihm, denn diese himmlische Harmonie hatte auf jeden von uns einen unbeschreiblichen Eindruck gemacht.

Im Hofe angelangt, gingen wir den Tönen des Instrumentes nach.. Wir gingen in das benachbarte corps de logis und kamen

an die Thüre eines unserer Freunde, eines jungen Schriftstellers voll Herz und Gefühl, den eine gefährliche Krankheit mitten auf seiner glänzenden Laufbahn aufgehalten hatte — er starb wenige Wochen darauf. Es war Felix Davin, der Verfasser von: **la maison de l'ange, les deux lignes parallèles, l'histoire d'un Suicide** u. s. f.

An seinem Bette saß eine schöne junge Frau, seine Gefährtin. In einiger Entfernung spielt ein junger Mensch das Instrument, dessen himmlische Harmonie unsere Begeisterung und Neugierde erregt hatte. Es war Alexander Batta. Der Kranke wendete, als wir eintraten, von seinem Schmerzenslager sein blasses, leidendes Gesicht mit den lebhaften, fieberglühenden Augen nach der Thüre, das Violoncell verstummte.

Der Virtuose war gekommen, vor seiner Abreise nach Belgien von seinem Freunde Abschied zu nehmen, von dem befreundeten Dichter, dessen verlöschendes Leben bei jedem Tone seines Lieblings-Instruments neu aufzuglühen schien.

Diese Aufmerksamkeit des so schwer zugänglichen Batta, dessen zurückhaltende Verschlossenheit allgemein für ächt paganinisch galt, drang uns allen zu Herzen, und wir baten ihn vereint weiter zu spielen. Er willigte auch wirklich ein, das begonnene Stück zu enden. — Den Eindruck dieses Spiels in dieser Umgebung werde ich nie vergessen. — Als das Stück zu Ende war, erhob er sich und lehnte das Instrument mit der größten Vorsicht an ein Meuble; darauf setzte er sich wieder und niemand sprach. Mich zog es zu dem Instrument; ich betrachtete es genau und ließ — ohne gerade etwas damit zu wollen, unbewußt — eine Saite ertönen. Batta fuhr zusammen. Davin erhob sich leicht von seinem Lager.

Heiligthumsschänder! rief er mit einem in Betracht des unbedeutenden Vorfalls unbegreiflichen Ernst, bist du rein von aller Sünde, hast du heute Morgen communicirt, daß du mit unreiner Hand dies heilige Instrument zu berühren wagst?

Sein sonderbarer Blick und Ausdruck, die Art, wie er die abgemagerte Hand gleichsam schützend gegen das Instrument streckte, verwirrten mich; es wurde mir unheimlich zu Muthe, Batta saß in Träumereien versunken, dem Kranken that einige Pflege Noth; wir entschuldigten unser Eindringen und empfahlen uns.

II.

Meine Neugierde war auf's Aeußerste getrieben, die bizarrsten Vermuthungen gingen durch meinen Kopf, ich dachte an das Violoncell, in das Paganini der Sage zufolge die Seele seiner Mutter bannte (wer kennt nicht sein **cara mamma**) und andere gespenstische Geschichten.

Halevy löste mir endlich nach einiger Zeit das Räthsel, dem er mit nicht minderem Eifer nachgespürt.

Das Violoncell Batta's kam aus Spanien, wo es einem Carmelitermönch des Klosters Cardenio bei Burgos — in welchem der Cid begraben ist — gehört hatte. Dieser Mönch, der im Geruche der Heiligkeit starb, war mit solcher musikalischer Wunderkraft begabt, daß man ihn zu Kranken rief. Nicht selten half er, durch sein Spiel, wie nicht minder durch seine Fürbitte bei der heiligen Cäcilie, welche dieses Instrument früher besessen haben sollte, obwohl es andere dem berühmten Lautenmacher Stradivarius zuschrieben. Man erzählte im Lande umher, der Schatten des Cid suche in langen Winternächten mit Donna Ximene den heiligen Mönch heim, wenn er auf seinem Instrumente spiele.

Wie das Violoncell in die Hände des Pariser Lautenmachers Thibaut gekommen war, wußte freilich niemand zu erklären; indeß verbreitete sich das Gerücht davon in der Künstlerwelt, und es kamen die Musiker in Schaaren herbei, theils das Instrument zu sehen, theils um es möglicher Weise zu kaufen. Thibaut forderte 8000 Fr. baar. Viel für einen Künstler!

Batta, der sich in Brüssel aufhielt, hörte von dem violon monstre. Er eilte nach Paris und zu Thibaut.

Sie verlangen 8000 Fr. für Ihr Violoncell, sagte der junge Künstler, ich habe nur 7500. Es ist mein ganzes Vermögen, die Frucht meiner ersten Ersparnisse. — Es steht zu Diensten, sagte der Lautenmacher.

Batta blieben zur Rückkehr nach Brüssel nur 50 Fr.

Die Diebe in Paris.

Unter hundert Personen hat zu Paris ein Dieb das ehrlichste Gesicht und die feinste Toilette. Von Mördern und Räubern rede ich hier nicht. Das Morden und Rauben treiben nur noch die Tröpfe, das Gesindel. Der gebildete Gauner, der Hauptstädter, verabscheut das Blutvergießen. Warum die Festung mit Kanonen beschießen, daß der Lärm alles aufschreckt, da man Schlupflöcher genug findet, um ganz bequem hinein zu schleichen und sich die Taschen zu füllen? Ein Pariser Gauner von gutem Tone kann in jeder guten Gesellschaft bestehen, er hat Glace-Handschuh, einen Hut vom reinsten Glanze, Stiefelchen von gefirnißtem Leder; manche tragen auch Sohlen von Korkleder, damit sie ungehört die Treppen hinauf schleichen können, wie z. B. die Cambrieurs, die Voleurs au bon jour. Diese Ausdrücke sind Ihnen wohl fremd; Sie werden noch ganz andere Dinge hören.

Die häufigsten und für die Fremden gefährlichsten Gauner sind die Taschendiebe, in der Kunstsprache Tireurs genannt, von tirer; man heißt sie auch wohl Floueurs von floue oder foule die Menge, weil sie im Gedränge am liebsten und besten a r b e i t e n. Das Wort Floueur hat jetzt eine umfassendere Bedeutung, seitdem die Aktiengesellschaften um sich gegriffen haben. Robert Macaire ist der Typus des Floueurs.

Die Taschendiebe sind gut gekleidet, doch tragen sie weder Stock noch Handschuhe; sie müssen die Hände frei haben. Meistens sind ihrer drei, zuweilen auch vier zusammen. Sie finden sich bei allen zahlreichen Versammlungen ein, bei Festen, Bällen, Conzerten. An dem Eingange der Theater umschleichen sie die Bureaux, wo die Stöcke und Parapluis abgegeben werden. Auch die Kirchen besuchen

sie an hohen Feiertagen, besonders St. Roch, oder wenn ein berühmter Redner predigt. Oft sind die Tireurs auch mit den Bänkelsängern und Taschenspielern im Einverständniß, mit denen sie spielen. Man erkennt die Herren sehr leicht, sie bleiben nie ruhig an einer Stelle, sie laufen herum, spähen hier und dort, zur Rechten und zur Linken, schlüpfen in die dichtesten Kneuel, da halten sie die reichste Ernte. Zwei treiben das ausersehene Opfer in die Enge, stoßen und drücken es, und suchen die Hand des Operirenden zu verbergen. Ist die Taschenuhr oder die Börse geholt, so wandert sie sofort in die Hände eines Spießgesellen, des Coqueurs, der sich eiligst mit der Beute davon macht. Die Sicherheitsketten halten sie nicht ab, der Knopf an der Uhrtasche eben so wenig; beides wird mit einer Scheere abgeschnitten. Das sicherste Mittel ist die Uhrtasche zu würgen, das heißt, umzudrehen; so kann der Behendeste ihr nicht beikommen. Im Lesekabinet, im Caffee, in den Restaurationen thut man wohl, den Hut auf dem Kopfe zu behalten. Im Winter halte man seinen Mantel auf den Schultern oder gebe ihn dem Garçon aufzubewahren. Den Mänteln sind diese Herren sehr gefährlich: ihre gewöhnliche Kriegslist ist folgende.

An Winterabenden ist in den großen Estaminets, z. B. im Estaminet Hollandais, im Palais Royal zahlreiche Gesellschaft; es wird Poule gespielt. Ein netter junger Herr tritt herein und hängt seinen Mantel, der nach der neuesten Mode und vom feinsten Tuche ist, neben die Mäntel der Anwesenden, und zwar wählt er so viel möglich den besten aus. Er läßt sich Bier geben und thut, als wäre er ausschließlich mit seiner Partie beschäftiget. Unter den Zuschauern ist ein Kamerad, den er nicht zu kennen scheint. Dieser paßt den Augenblick ab, wo frische Nummern gezogen werden, und nimmt den Mantel, der neben demjenigen seines Spießgesellen hängt und wirft ihn über die Schultern. Läuft man ihm nach, ruft man ihm zu: „Aber, Herr, Sie nehmen meinen Mantel" — so spielt er den Erstaunten: „Ihren Mantel? es ist der meinige, wenn Sie's nicht übel nehmen." Allmählich aber sieht er seinen Irrthum ein; „wie bin ich doch zerstreut! Aber jedenfalls würden Sie nicht beim Tausche verloren haben;" er schreitet auf den Mantel seines Gesellen zu, den er umhängt, und spaziert gravitätisch, wie ein ehrlicher Bürgersmann, damit zum Tempel hinaus.

Folgende Anekdote findet hier ihre Stelle: Zu Versailles in der Kapelle zog ein junger Seigneur seinem Nachbar eine goldene Dose aus der Tasche; im Augenblicke, wo er sie zu sich stecken will, schaut er sich um, ob ihn niemand bemerke: er begegnet dem Blicke des Königs, dem er ein Zeichen des Einverständnisses gibt; der König lächelt ihm zu: es war während des Gottesdienstes. Als man aus

der Kapelle trat, bittet Ludwig XIV. den Herrn um eine Prise Tabak; dieser sucht nach seiner Dose, Ludwig sieht nach dem jungen Herrn, dem er zugelächelt; beide waren fort: der König sprach zu seinem Höflinge: Ich habe geholfen, Sie zu bestehlen.

In den niederen Herbergen treiben die Rats, Ratten, ihr Wesen, da besonders, wo Bauern und Fuhrleute übernachten. Sie reisen zu Zweien oder Dreien und haben stets Pässe und alle nöthigen Papiere bei sich. Jeder kommt von einer entgegengesetzten Seite an, keiner scheint den andern zu kennen: das Aeußere ist dezent. Auch logiren sie mehrmals in derselben Herberge, ehe sie einen Diebstahl darin begehen. Sie schlafen in verschiedenen, aber stets in gemeinschaftlichen Zimmern, d. h. wo mehrere Gäste zusammen sind. Um eine vorher festgesetzte Stunde stehen sie auf in der Nacht, theilen sich die eingesammelten Nachrichten über die Lokalitäten mit, und legen Hand an's Werk; jeder operirt im Schlafzimmer seines Kameraden.

Die Bonjouriers heißen auch Chevaliers grimpants, die kletternden Ritter, weil sie die Stiegen erklettern und in den Häusern alles wegnehmen, was ihnen in die Hände fällt. Im Almanach du Commerce studiert ein solcher Geselle zuvörderst die Adressen; hat er zwei Individuen ausfindig gemacht, die in demselben Hause wohnen, so schreitet er zum Werke; er frägt stets nach demjenigen, den er nicht bestehlen will. Der Diebstahl wird ohne Einbruch und ohne falsche Schlüssel verübt. Der Dieb bemerkt einen Schlüssel in einer Thüre: zuerst klopft er leise, dann stärker; erhält er keine Antwort, so macht er auf, geht durchs Vorzimmer, in den Speisesalon, nimmt was er kann von Silberzeug, wirft sein Taschentuch darüber, legt's in den Hut und verschwindet. Wird er unterbrochen, so geht der Bonjourier gerade auf den Ankommenden los, wünscht ihm freundlichst guten Morgen, und beträgt sich überhaupt mit der zuvorkommensten Artigkeit. Er frägt den, der ihn überrascht, ob er die Ehre habe, mit H. X zu reden; man weiset ihn nach oben oder nach unten und er entfernt sich mit tausend Bücklingen und Complimenten. Zuweilen geräth er an den Unrechten, der ihn durchsucht und ihm den Raub wieder abnimmt; dann fällt der Bonjourier auf die Knie, weint und fleht, daß man ihn nicht ins Verderben stürze; wenn man ihn der Gerechtigkeit ausliefere, so würden seine Eltern vor Gram sterben. Bringen die Thränen die gewünschte Wirkung hervor, so fließen sie so lange, bis er die Thüre hinter dem Rücken hat; bleibt man unerbittlich, so bleibt er trostlos, bis die Wache kommt; sobald diese angelangt, nimmt sein Gesicht wieder den Ausdruck des Lächelns an. Für die Hôtels garnis sind die Bonjourieurs besonders gefährlich; sie benutzen besonders die Morgenzeit, wo der Portier oft noch

zu Bette liegt, und die Portière ihre Milch und ihr Brod holt. Der Fremde thut wohl, nie den Schlüssel stecken zu lassen.

Hierher gehören auch die Voleurs à Location: sie besehen die zu vermiethenden Wohnungen. Selten gehen sie allein, oft haben sie eine Dame bei sich. Bei einem ersten Besuche geben sie nie bestimmten Bescheid; denn erst beim zweiten wird das Stückchen ausgeführt. Die Herren fragen über Alles aus: lassen sich die Schlösser zeigen und verlangen die Schlüssel, die sie in aller Geschwindigkeit in Wachs abdrücken. Gewöhnlich haben sie eine Tabaksdose mit Musik bei sich oder ein hübsches Hündchen, das allerlei kurzweilige Kunststücke macht; damit leiten sie die Aufmerksamkeit der Leute ab, welche ihnen die Zimmer zeigen. Es ist daher rathsam, nie Jemand Fremdes allein in einem Zimmer zu lassen; auch ist es rathsam, ein oder zwei Fenster aufzumachen, die Voleurs à Location morden wohl auch bei Gelegenheit.

Der Provenziale, der Fremde werden nicht allein ausgebeutet, der Pariser selbst, der einen so sicheren Takt und so scharfen Blick hat, dessen Egoismus sich mit so viel Vorsicht in dem Strudel der Geschäfte bewegt, der Pariser läßt sich von den abgefeimten Gaunern seiner Stadt täglich erwischen, besonders die Kaufleute. Dies liegt in der Sucht dieser Herren zu verkaufen, und in dem trügerischen Aeußern und in der Gewandtheit der Gauner. Es gibt unter ihnen wahre Genies, die ihre Operationen mit einem Scharfsinn entwerfen und einer Kühnheit durchsetzen, die Bewunderung verdiente, wenn Bewunderung hier überhaupt zulässig wäre. Die Gauner, welche die Magazins ausbeuten, zerfallen in unzählige Klassen, unter denen wir nur einige nennen: les détourneurs, les aumôniers, les broquilleurs, les boucardiers und les empousteurs.

Die Empousteurs sind meistens Juden; sie kleiden sich als Commis Voyageurs und bieten Waaren aus einer angeblichen Fabrik an, für welche sie reisen. Der Kaufmann hat bereits seine Handelsverbindungen und lehnt das Anerbieten der Waare ab. Der Empousteur ersucht wenigstens eine Niederlage davon anzunehmen, was selten verweigert wird. Einige Zeit nachher kommt ein Herr und frägt nach solchen Waaren, kauft alles, ohne zu handeln und bedauert, daß nicht mehr davon vorhanden. Tags darauf erscheint der Commis Voyageur: „Alles ist verkauft,“ erwiedert der Kaufmann auf seine Anfrage. — Ich hatte es Ihnen voraus gesagt; wollen Sie andere? — Der Kaufmann nimmt alles, was ihm der Empousteur überlassen will, bezahlt baar, und wartet vergebens auf seinen Kunden, der sich mit dem Commis Voyageur verabredet hatte. Wie schlau dergleichen Stückchen zuweilen kombinirt sind, davon möge folgende Thatsache einen Begriff geben:

Eines Morgens um 11 Uhr hält ein Engländer in einem schönen Cabriolet vor der Wohnung der Demoiselle F—, einer berühmten Lingére, still, und steigt ab: „Hier wohnt Herr Chaulin, Papierhändler,“ frägt er in seinem geradbrechten Französisch; plötzlich nimmt er die Lingéres wahr, entschuldigt sich und schickt sich an wieder in sein Cabriolet zu steigen, doch kehrt er wieder um, zeigt den Damen ein Packet Bleistifte und bietet ihnen an, sie en Dépot zu nehmen, wie dies in England Brauch sey, es sind geschmuggelte Bleistifte; er verspricht ihnen 100 Prozent Gewinn.

Die Lingére nimmt das Anerbieten an; Jedermann verdient gerne hundert am Hundert. „Hier ist eine Probe Bleistifte für 600 Fr., sagt der Engländer, indem er sein Cabriolet leert; das Uebrige will ich bei den Papetiers unterbringen; ich muß nach London zurück.“ Er fährt davon und die Mamsellen probiren die Bleistifte, sie sind vortrefflich, fein und zart, ächter Middleton; die Lingére klebt eine Affiche an die Fenster: Dépot de Crayons de Middleton. Zwei Tage nachher erscheint ein junger Mann im besten Anzuge und vom besten Tone, der sich für den Sohn des Proviseurs oder Direktors des College von Bordeaux ausgibt, und einen kostbaren Trousseau bestellt, indem er sich verheirathe. Er kommt mehrmals wieder; man schickt in sein Quartier, um Erkundigungen einzuziehen; die Mamsellen erfahren bald, der junge Herr sey schön möblirt und habe viel Geld.

Eines Morgens kommt er in das Magazin; er erkundigt sich, ob er den Trousseau am bestimmten Tage bekommen wird: er bittet um einen Bleistift, er will die Form eines Canezou zeichnen. Man bietet ihm einen Middleton an: er ist entzückt, überrascht. „Wie glücklich sind Sie, solche Bleistifte zu besitzen! Was Sie da haben ist 1500 Fr. Werth; mein Vater würde sehr froh seyn, wenn er dergleichen hätte.“ Jetzt führt der Zufall den Engländer her; er verlangt seine Bleistifte zurück; er reiset denselben Abend nach London ab. Der junge Herr kauft die Bleistifte um 800 Fr., 100 sind für die Lingére; der Engländer will baar Geld; der junge Herr hat nur 60 Fr. bei sich; die Lingére schießt das fehlende zu; der Engländer und der Sohn des Proviseur von Bordeaux sind auf immer verschwunden. Die Bleistifte, die als Unterpfand zurückgeblieben sind, sind der ganzen Länge nach von Holz; nur an den Spitzen waren sie ohngefähr einen Zoll hoch mit Blei ausgefüllt.

Der Diebstahl à la détourne wird meistens durch Frauenzimmer bewerkstelligt. Eine Dame in der brillantesten Toilette, tritt in ein Magazin. Kurz nach ihr erscheinen zwei andere; die erstere verlangt Waaren, welche in den höchsten Gefächern liegen; sie besieht das Stück und schiebt es seitwärts ihrer Helfershelferin zu, die den Augenblick wahrnimmt, um es unbemerkt in die Taschen an ihrem

Kleide springen zu lassen; diese Kleider sind natürlich sehr weit. Manche stehlen auch ohne alle Beihülfe; sie stoßen ein Packet Spitzen behende mit dem Ellenbogen, daß es zu Boden fällt; die Fußsohle am Strumpfe ist abgeschnitten, der Schuh weit, mit dem Fuß raffen sie die Spitzen auf und verstecken sie in den Schuh. Manche Detourneuse gebraucht folgende List. Während sie handelt, tritt eine Frau mit einem Kinde auf dem Arme herein; sie ist ärmlich gekleidet, wie eine Handwerkersfrau. Im Augenblicke, wo sie sich der Dame nähert, läßt diese die Waare fallen, die Frau bückt sich, als wolle sie das Kind niedersetzen; diese Bewegung benutzt sie, das Gestohlene unter dem Rocke des Kindes zu verbergen, das sie kneift; das Kind fängt an zu schreien; sie nimmt es schmälend wieder auf die Arme und eilt hinaus. Diese Personen sind um so gefährlicher, weil sie oft in prächtigen Equipagen gefahren kommen, und den Ton und die Manieren der großen Welt meisterhaft nachmachen.

Unter den Détourneurs gibt es welche, die man avale-tous-cru nennt; diese lassen sich bei den Bijoutiers kleine Diamanten oder Perlen zeigen; sie tragen stets eine Brille, als Zeichen der Myopie. Der Kaufmann reicht ihnen die Steinchen hin, die sie dicht an die Augen halten, um sie in der Nähe zu betrachten, und im Nu haben sie mit der Zunge eine gewisse Anzahl von Perlen oder Diamanten in den Mund geschnellt, wo sie dieselben verbergen, ohne daß man ihnen Etwas anmerkt. Diese Diebe sind sehr gefährlich; sie v e r d i e n e n sehr viel und werden selten ertappt.

Die Aumoniers operiren auf folgende Weise. Während sie Bijouteriewaaren oder kostbare Steine besehen, erscheint ein Bettler. Der Aumonier zieht aus seiner Börse ein Zehnsousstück, das er fallen läßt, der Bettler bückt sich und rafft mit dem Gelde eine Nadel oder einen Ring auf, den der barmherzige Aumonier auf den Boden hat gleiten lassen. Der Bettler dankt und macht sich aus dem Staube. Wird der Kaufmann den Diebstahl gewahr, ehe der Aumonier weg ist, so besteht dieser darauf, daß man ihn visitire, und natürlich wird Nichts bei ihm gefunden. Der Broquilleur besieht sich genau an der Devanture eines Bijoutiers eine kostbare Nadel und läßt sich von einem anderen eine ganz ähnliche in Similor mit falschen Steinen machen. Sodann geht er zum Bijoutier, den er bestehlen will, besieht sich die Nadel, die er zu theuer findet; statt der ächten, gibt er dem Kaufmann die falsche zurück. Die Bijoutiers pflegen die Ringe in Gruppen von zehn bis zwölf Stück aufzustellen; solche Gruppen vertauschen die Broquilleurs zuweilen mit Gruppen von kupfernen Ringen, die natürlich ganz ähnlich sind. Zuweilen feilschen zwei Damen um eine goldene Kette; die eine probiert sie an, die andere schneidet ein großes Stück schnell ab, das zwischen das Hemd und

den Rücken fällt. Boucardiers nennt man die Gauner, welche des Nachts die Boutiken ausplündern. Diese bereiten ihre Expeditionen mit vieler Umsicht vor. Haben sie eine Boutike ausersehen, so streichen sie mehrere Tage lang Morgens und Abends in der Umgegend herum, zur Zeit, wo sie geöffnet oder geschlossen wird. So erfährt er, auf welche Art die Bude verwahrt ist, und ob Jemand darin schlafe, ob sie durch einen Hund bewacht werde. Zuweilen kaufen sie etwas im Laden, um genauere Erkundigungen einzuziehen; sie handeln lange, gehen und kommen, um Zeit für ihre Beobachtungen zu gewinnen. Paris wimmelt von den verwegensten Boucardiers; viele treiben auch ihre Industrie auf dem Lande. Sie reisen als Kaufleute in Wagen, leeren des Nachts die Buden, fahren sofort weiter nach einem andern Orte, wo sie das, was sie en gros gekapert, im Einzelnen verkaufen. Das Gold, Silber schmelzen sie zu Stangen um. Sie haben immer die nöthigen Papiere bei sich; ihre Pässe lassen sie regelmäßig durch die Behörden visiren.

Verschlagene Schurken sind die sogenannten Philiberts; sie richten im Handel große Verwüstungen an. Drei oder vier associren sich, deponiren einiges Geld bei einem Bankier, und gründen einige angebliche Handelshäuser. Diese sind natürlich einverstanden und geben sich wechselseitig die besten Zeugnisse. Ist nun die Maschine organisirt, so wird sie sofort in Gang gesetzt. Die Philiberts machen einige Einkäufe, bezahlen ein Drittel baar; die übrige Summe wird in Tratten auf ihren Bankier berichtigt, welche dieser pünktlich honorirt. Ist auf diese Art der Credit begründet und das Zutrauen gewonnen, so zahlen sie nur noch in Tratten und auf lange Termine. Auf diese Weise häufen sich enorme Summen auf und dann wird fallirt, oder man bietet 5 %.

Sogar in den glänzendsten Salons ist man gegen die Escroquerie nicht gesichert; das Betrügen im Spiele wird gegenwärtig mit einer großen Virtuosität betrieben. Man nennt diese Virtuosen les grecs. Sie sind heut zu Tage in größerer Anzahl, als je, seitdem die öffentlichen Spielhäuser geschlossen worden. Es sind unter ihnen so gewandte Bursche, daß, wenn man auch bestimmt weiß, daß sie betrügen, man ihnen doch nicht auf die Spur kommen kann. Sie finden sich übrigens nicht blos zu Haus, sondern wandern in den Badezeiten nach Spa, Baden-Baden oder Aix und in die Provence. D.

Napoleon und die Fürstin von Hatzfeld.

Der erste Befehl, den Napoleon nach der Schlacht bei Jena seinem Adjutanten Savary beim Einzug in Berlin, am 27. Oktober 1806, gab, war der, die Briefpost in Beschlag zu nehmen.

Man fing einen Brief auf, der an den König von Preußen gerichtet war. Bei seiner Entsiegelung zeigte sich, daß er von der Hand des Fürsten von Hatzfeld, der als Deputirter bei Napoleon und als Mitglied der provisorischen preußischen Regierung zu Berlin zurückgeblieben, geschrieben und unterzeichnet war. Dieser stattete in dem Briefe seinem König über Alles, was seit dessen Abreise in der Hauptstadt vorgegangen war, umständlichen Bericht ab und fügte einigen Betrachtungen, die für Napoleon eben nichts Schmeichelhaftes enthielten, eine vollständige Aufzählung der Stärke der französischen Truppen, der Menge der Kriegsvorräthe, der Anzahl des in dem Innern der Stadt aufgepflanzten Geschützes u. dgl. bei. Da der Brief von der Hand eines Fürsten war, so schickte man denselben alsbald dem Kaiser zu; es handelte sich hier offenbar um Hochverrath. Diese Art der Ausspionirung konnte um so gefährlicher werden, als es leicht gewesen wäre, dieselbe mit Erfolg durch Vermittelung der Bürgermeister in Anwendung zu bringen und so die französische Armee auf eine Weise zu überwachen, daß sie keinen Schritt hätte thun können, ohne daß der Feind augenblicklich davon Nachricht gehabt hätte.

Napoleon durchlas den Brief zu wiederholten Malen und rief bei jedem Satze aus: „Abscheulich! Hat man je eine solche Keckheit gesehen! . . . Zum Henker! richtig, er irrt sich nicht!“ Hierauf steckte er den Brief ein und sprach, unter Kopfschütteln und sich in

die Lippen beißend: „Wenn ich diesen Herrn erschießen lasse, so wird man hoffentlich nichts dagegen einzuwenden finden! Es ist auch zu arg! . . . Wohlan denn! noch heute soll es geschehen, und unverzüglich.“ Und er gab Ordre, Herrn von Hatzfeld augenblicklich festzunehmen. Zum großen Glücke für den Fürsten vergaß Napoleon, seiner Ordre den Brief, das einzige Beweismittel, welches dem zur Aburtheilung des Verbrechens berufenen Kriegsgericht vorzulegen war, beizufügen.

Gewöhnlich wurde der General Savary als Commandant der kaiserlichen Gensdarmerie mit dergleichen Arrestationen beauftragt; ihm hatte jedoch Napoleon bereits am Morgen eine Mission ertheilt, von der er noch nicht zurückgekehrt war, und so mußte diesmal Rapp sein Amt versehen.

Napoleon blieb mit Berthier allein und befahl ihm, sich zu setzen und die Ordre, kraft welcher Herr von Hatzfeld vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte, zu schreiben. Der Generalmajor wollte noch Vorstellungen machen. Napoleon ward ungeduldig und schlug mit geballten Fäusten so gewaltig auf das Schreibpult, an welchem der Generalmajor saß, daß Alles, was darauf lag, das gewichtige Tintenfaß nicht ausgenommen, in die Höhe flog. Berthier erhob sich ruhig von seinem Sitze und verließ das Zimmer. Der Kaiser, als schämte er sich seiner Heftigkeit und fände keine Worte mehr auf seinen Lippen, schlug seine Arme über einander und folgte unbeweglich Berthier'n mit den Augen nach. Nachdem er ein wenig ruhiger geworden, rief er Rapp, der sich in dem anstoßenden Zimmer verschanzt gehalten hatte.

„Rapp, sprach er zu ihm, setzen Sie sich hier an den Tisch und schreiben Sie.“

Und da der Adjutant ein wenig zu zögern schien, so rief Napoleon: „Hurtig, eilen wir, wenn es möglich ist!“ und stampfte dabei mit dem Fuße. Ohne seine Promenade zu unterbrechen, diktirte er nun, wie folgt: „Unser Vetter, der Marschall Davoust, wird bei Empfang des Gegenwärtigen unverzüglich aus sieben Obersten seines Armeecorps ein Kriegsgericht, dessen Vorsitz er selbst übernehmen wird, constituiren, um den Fürsten von Hatzfeld, als des Verraths und Einverständnisses mit dem Feinde überführt. . .“ — Unterstreichen Sie überführt, unterbrach sich der Kaiser mit erhobener Stimme, — „verurtheilen zu lassen. Das Urtheil soll heute Abends vor sechs Uhr gefällt und vollzogen seyn.“ Unterstreichen Sie vollzogen, sprach der Kaiser wieder, den Nachdruck auf das Wort legend. Die Truppen vom Armeecorps unseres Vetters, des Marschall Davoust, werden unter die Waffen treten; in ihrer Gegen-

wart soll dem Gefangenen das Urtheil verkündet und die Execution vorgenommen werden.

Napoleon nahm Rapp die Feder aus der Hand, las mit leiser Stimme, unterzeichnete und sagte: So. Dann änderte er den Ton und rief: Nun wohl, du, du gehorchst mir, du hast Vertrauen in deinen Kaiser, du bist sein Freund, du mißhandelst ihn nicht, wie etliche andere thun. Hier — er gab ihm den Brief des Herrn von Hatzfeld — schicke die Ordre sogleich mit diesem Briefe ins Lager.

Rapp that von all dem nichts, obwohl er für sich und den Fürsten zitterte, weil er diesen, anstatt ihn ins Generalquartier Davoust's zu schicken, trotz dem förmlichen Befehl des Kaisers im Lager gelassen hatte. Er steckte die beiden Briefe ein und sagte: Gehe es, wie es wolle.

Unterdeß war Madame von Hatzfeld durch einen freundlichen Wink von der Verhaftung ihres Gemahls in Kenntniß gesetzt worden. Sie war zum Großmarschall geeilt, als plötzlich der Ruf: zu den Waffen, ertönte und die Trommeln rasselten.

Napoleon kehrte in den Palast zurück. — Der Großmarschall verließ sie und stürzte dem Kaiser entgegen, der bereits von Rapp und Savary gefolgt die Treppe heraufkam. Napoleon war dergleichen von Düroc nicht gewohnt, deshalb fragte er ihn: Nun wohl, Herr Großmarschall, gibt es noch was Neues? — Ja, Sire. — In dem Fall folgen Sie mir. Wir wollen sehen. Aber kaum war er in den ersten Salon getreten, als plötzlich eine Frau aus einer der anstoßenden Thüren stürzte, ihm zu Füßen fiel, schluchzend ihren Namen nannte, und „Gerechtigkeit, Sire, Gerechtigkeit!“ rief.

Er hob sie gütig auf, gab Savary durch ein Zeichen zu verstehen, er solle Niemand hereinkommen lassen, und ging in sein Cabinet, von Rapp gefolgt, der Madame Hatzfeld seinen Arm bot. Der Kaiser konnte sich, wie er diese von Erregung niedergedrückte, ohnedieß wegen ihres Zustands — sie war guter Hoffnung — zu berücksichtigende Frau sah, nicht enthalten, auszurufen: Arme Frau, unglückliche Frau. Und da er meinte, seine Befehle vom Morgen seyen vollzogen worden, gab er der Fürstin ein Zeichen, sich in einen Lehnstuhl am Kamin zu setzen, trat zu Rapp und sagte ihm leise: Schreiben Sie sogleich dem Marschall, er solle das Urtheil aufschieben.

Anstatt zu antworten, gab ihm der Feldmarschall ein Papier. Was ist das? fragte Napoleon; eine Supplik? Er entfaltete das Papier und erkannte den Brief des Fürsten, den er Rapp einige Stunden zuvor eingehändigt hatte. Ich bin nicht bös darüber! fuhr er mit mildem Blicke und leiser Stimme fort. Dann sagte er zur Fürstin: Jetzt, Madame, sprechen Sie, ich höre.

Madame von Hatzfeld beklagte sich in der Einfachheit ihrer Seele, lang und breit, daß man ihren Mann schändlich verläumdet habe. Sie verlangte Bestrafung seiner Ankläger. Napoleon hörte ihr mit Ungeduld zu. Als sie geredet, sagte er: Nun wohl, Madame, Sie werden sehen, daß Ihr Mann in einen so ernsten Handel verwickelt ist, daß er nach unseren Gesetzen den Tod verdient. Hier, lesen Sie.

Madame von Hatzfeld warf die Augen auf den Brief ihres Mannes. Schrecken malte sich auf ihren Zügen. Ach mein Gott! Sire, stammelte sie, es ist freilich seine Schrift, ich erkenne sie. — Sie fiel auf die Kniee. — Ach, Sire, Gnade, Gnade für meine Kinder. — Madame, fuhr Napoleon fort, ohne diesen verfluchten Brief läge kein Beweis gegen Ihren Mann vor. — Ach, Sire, das ist wahr, ich kann es nicht läugnen. — Dann kenne ich kein anderes Mittel, als ihn zu verbrennen. Was halten Sie davon?

Die Fürstin hielt den Brief mit convulsivischem Zittern in der Hand. Sie wußte nicht, was sie sagen, was sie thun sollte. Der Kaiser näherte sich ihr und zeigte auf das Feuer, das im Kamin loderte.

Vorwärts, Madame, thun Sie, als ob Sie allein wären. Sie wagen es nicht? — Seine Stimme verrieth Rührung. — Allons donc. Mit einer Hand führte er ihren Arm gegen den Kamin, mit der andern warf er den Brief ins Feuer. Jetzt, Madame, fügte er hinzu, habe ich keine Beweise mehr. Herr von Hatzfeld hat seine Begnadigung. Darauf befahl er Savary, sie in ihr Hotel zurückzuführen.

Zwei Tage nach dieser Scene sagte Josephine zu ihren Damen: Es ist bald Mitternacht, und doch kann ich mich nicht entschließen, Sie zu verlassen, denn ich bin überzeugt, daß ich heute einen Brief vom Kaiser erhalten werde.

In diesem Augenblicke galoppirte ein Pferd in den Hof der Tuilerien.

Ah, rief sie, vor Freude aufspringend und in die Hände klatschend, ein Brief, ein Brief!

Es war Moustache, der Lieblingskourier des Kaisers, der von Berlin kam; er hatte 245 Meilen in 60 Stunden zurückgelegt. Einige Minuten darauf trat Herr von Aubusson de Lafeuillade, der diensthuende Kammerherr, mit abgemessenem Schritt in den Salon und reichte ihr folgenden Brief:

Berlin, 6. November 1806, neun Uhr Abends. Meine liebe Freundin, ich habe den Brief erhalten, worin du mir über das Böse, das ich den Frauen nachsage, erzürnt scheinst. Es ist wahr, daß ich die, welche intriguiren und ihre Männer an der Nase herumführen,

über Alles hasse. Ich bin nur an die guten und milden Frauen gewohnt; diese allein liebe ich. Wenn sie mich verdorben haben, so ist es nicht meine Schuld, sondern deine. Uebrigens sollst du erfahren, daß ich gegen eine Frau, die sich gefühlvoll und ihrem Manne ergeben zeigte, deren Rede zum Herzen drang, sehr gut gewesen bin. Wenn sie mich zwei Stunden später getroffen hätte, wäre es um ihn gethan gewesen, während er jetzt in Ruhe bei ihr lebt und sie glücklich ist. Du siehst wohl, daß ich die naiven und sanften Weiber liebe; freilich blos, weil diese allein dir gleichen. Adieu, ganz der Deine.

Der hundertjährige Zwerg.

Wir erfahren so eben den Tod einer Personage, die eben so berühmt war durch ihre winzige Gestalt, als durch ihre großen Eigenschaften; als Mann ein Pygmäe, ein Myrmidone, ein kaum sichtbares Wesen; an Tugend ein Goliath, ein rhodischer Coloß; ein Obelisk an Biederkeit, ein babylonischer Thurm an Großmuth.

Dieser Zwerg hieß Graf Joseph Borowlaski; er entschlummerte in Frieden am 5. September d. J., auf einem Landsitze, wo er seit den letzten Jahren wohnte, in der Nähe von Durham. Obgleich er bereits das 99ste Jahr erreicht, so war er noch im vollen Besitze seiner Geisteskräfte. Wie Abraham ist er in Folge des Niesens gestorben, welches wahrscheinlich eine Erschütterung des Gehirns zur Folge hatte. Vielleicht muß man das plötzliche Hinscheiden des Grafen dem übermäßigen Genuß des Spaniols zuschreiben. Die Dose, deren er sich bediente, war nicht größer, als ein Napoleon.

Graf Joseph wurde geboren zu Pokcia in russisch Polen; wie Bebe, der berühmte Zwerg des Königs Stanislaus in einem Holzschuh seines Vaters gewiegt wurde, so diente eine Schachtel zu Handschuhen dem neugeborenen Grafen als Bettchen.

Frühzeitig entwickelte sich das musikalische Gefühl beim Grafen, man gab ihm Lehrer, welche ihn im Gesang unterrichteten. Nichts klang wunderlicher, als das feine Stimmchen, welches, gleich dem Zischen eines Mäusleins, von seinen lieblichen Rosenlippen surrte. Er war so schwach, daß ihm zu seinen Musikstunden jedesmal ein Bedienter folgte, welcher die Notenhefte trug. Späterhin fand Graf Joseph Geschmack an der Violine. Sein Vater setzte tausend Goldstücke aus für den Künstler, welcher ein Instrument für seinen Sohn fertigen würde. Alle Instrumentenmacher Deutschlands verschrieben

dem Teufel ihre Seele und konnten dennoch nicht damit zu Stande kommen. Da entschloß sich der polnische Zwerg auf einer Taschen-Violine, die er seinem Tanzmeister abkaufte, Baß spielen zu lernen.

In Folge der Unruhen, welche unter dem letzten Könige von Polen ausbrachen, kam der Graf in seiner frühesten Jugend nach Paris, unter dem Schutze einer polnischen Dame von hohem Range, welche ihn in einem Necessär verbarg, um ihn ohne Gefahr über die russische Grenze zu bringen. Unser Abenteuer wurde bei Hof bekannt. Die Königin wünschte, daß Graf Joseph ihr vorgestellt werde. Einer der ersten Schneider wurde bestellt, mit einer Elle Goldbrokat machte er Rock, Weste und Hosen, zum Besuche, den der Zwerg J. Majestät abstatten sollte. Diese Zurüstungen waren aber vergebens. Nach einem kurzen Aufenthalte in Frankreichs Hauptstadt, zwang die Revolution den polnischen Edelmann nach England abzureisen, ohne vorher in den Tuilerien zu erscheinen, wo ein glänzender Empfang seiner harrte.

Vor ungefähr 36 Jahren erschien ein Mann bei dem Grafen Joseph, unter dem Vorwande ihm Nachricht von seiner Beschützerin zu bringen. Der Empfang war äußerst herzlich; man plauderte lang und von Allem, besonders war von den Abenteuern des Zwergs die Rede. Der Fremde empfahl sich und versprach wieder zu kommen, erschien aber nicht mehr. Einige Zeit nachher gab ein Unbekannter zu London eine Biographie des Grafen heraus, mit den inhaltsschweren Worten zum Motto: „Geheimnißvolle Natur! wie wunderlich sind deine Werke! du hast den Geist eines Mannes in den Körper eines Kindes gesperrt!“

Der Zwerg hatte stets den Herren, der ihn besucht, in Verdacht, seine vertraulichen Mittheilungen mißbraucht zu haben; niemand als er konnte alles so genau und umständlich wissen. Aus Verzweiflung wollte Graf Joseph sich das Leben nehmen; allein seine Leute kamen früh genug herbei, um ihn aus dem Waschnapf zu ziehen, in den er sich gestürzt, um sich zu ersäufen. Graf Joseph hatte sich ein Wäglein bauen lassen, in welchem er sich im Zimmer herumfahren ließ; vier starke Raben waren d'ran gespannt. Am Morgen seines Sterbetages hatte er sein Testament aufgesetzt, in welchem er begehrte, auf's einfachste begraben zu werden. Seine Befehle sind erfüllt worden. Seine sterbliche Hülle ruht in einem Theekistchen und sein Vermögen soll dem Zwerge angehören, der noch kleiner seyn wird, als er.

D.

Eine englische Maskerade in Pompeji.

Dreimal unglückliches Pompeji! Eine schöne, blühende Stadt warst du auf der Höhe deines Glanzes vom neidischen Feuerberg verschüttet; nach Jahrhunderten dem Lichte wiedergegeben, wie haben dich die klatschenden Alterthümler mit ihren tausendfachen Hypothesen verleumdet, und welch traurige Berühmtheit hast du durch ihre Reden erlangt, daß jeder goldgefütterte Krämer dich nach seiner Weise verhöhnt! So begab es sich ohnlängst, daß ein aufstrebender Kohlenhändler von London, der in seiner Jugend den Cornelius Nepos und Eutropius zu Eton übersetzte, bald aber die excentrische Gelehrsamkeit mit dem materiellen Handel seines Vaters vertauschend seine schwarze Waare mit mehr Erfolg, als Davy in Diamanten metamorphosirte, daß — sage ich — dieser edle Beefsteakesser ein Haus zu Pompeji mit seiner Familie, zahlreicher Dienerschaft und etlichen Gästen bezog, um die alten Tage der Römer auf eine Weile zurückzurufen. — Die Regierung hatte ihm erlaubt, das Haus auf einige Tage zu bewohnen, doch unter der großherzigen Bedingung, daß er es auf seine Kosten herstellen wolle. — In unzählbaren Schaaren strömten die neugierigen Neapolitaner zu dem Hause. Entzückt schauten sie durch das geöffnete Thor in den innern Hof, wo blauäugige, blondgelockte Schönen, rothhaarige Buben und langgedehnte, gesichtfaltige Männer in antik - römischem Costüm hin- und herschritten, trippelten und hüpften und ihr angebornes Idiom über die langgespitzten Lippen lispelten. Glücklich, wer unter den Sclaven — gemietheten Lazzaronis — einen Vetter oder Cameraden hatte. Er durfte durch die alten Gemächer schreiten, die Canape's und Fauteuils, die antiken Flaschen und Becher, dazu die Löffel, Messer und Gabeln von den elegantesten Londoner Fabrikanten bewundern, denn es war Neues

und Altes traulich gemischt. Selbst ein römischer Englishman kann sein Comfort nicht vergessen. Da durfte nichts fehlen, was der Kaufmann den langen lieben Tag in der City zum Wohl seines Leibes verwendet. Um einen zerbrochenen antiken Tisch lagerten sich die guten Afterrömer — möchten praktische, harte Seelen in ihrem Feuereifer gegen alles Ideal die edle Ueberspanntheit dieser zartfühlenden Insulaner nicht gar zu sehr tadeln — der Wirth lag nach Römerbrauche behaglich auf einem Kissen, auf die Linke gestützt, die Rechte zum edlen Zweck des Essens verwendend, — Sclaven halfen dem Ungeübten — die Damen aber saßen, trotz der wiederholten Aufforderung, sich antik zu gruppiren. Die englischen Nationalgerichte, Beefsteak, Plumpudding, Roastbeef gingen in antiken Geschirren über den Tisch; dazu Porto, Sherry, Lacryma-Christi und — Kaffee. Nach der Mahlzeit zog die ganze Compagnie aufs Forum, voran der Erfinder all dieser Herrlichkeit, kurz und dick, mit rothen glänzenden Backen und herrlichen Favoris, Sandalen, in römischer Toga, selig in der Bewunderung der Menge. Man trat in den Tempel des Jupiter, der Venus, des Herkules, wie um zu bitten. Dann ruhte man eine kleine Weile im kleinen Theater, wo ein Freigelassener eine Scene aus dem Plautus oder Seneca las. Von da besuchte man auch das große Amphitheater, wo vier Sclaven die Säbel zogen und eine Weile theatralisch herumfuchtelten, bis der Herr ihnen das Leben schenkte und mit reichen Händen neapolitanische Kupfermünzen auf die Arena warf. Da stürzte zahlloses Bettlervolk mitten unter die Gladiatoren sich mit klassischer Wuth um Plutus verderbliche Gaben balgend. Nächtlicher Weile aber lagerte sich der Kohlenhändler auf die Matratze und sprach mit Selbstbewußtseyn: 's blood, diese Welt ist doch die beste.

Giuseppe Guercino.

Die Sonne ging unter; die frohen Landleute aus der Umgegend Neapels vergaßen der Mühen des Tags und feierten den Abend wie gewöhnlich mit Sang und Tanz. Von den fröhlichen Kreisen entfernt stand in Gedanken verloren ein Jüngling, den wohl jeder, wenn er seinen feinen Bau, seine ausdrucksvolle Miene betrachtete, für werth halten mußte, an dem Feste, dem er nur unthätig zusah, als Zierde Theil zu nehmen. Aber Frohsinn und Vergnügungen hatten für ihn keinen Reiz mehr; mit einem schweren Seufzer aus den geheimsten Tiefen seines Herzens wendete er sich weg. Trauernd ging er dahin, aber er wählte, unbewußt wie es schien, nicht den Weg nach seiner Heimath, einer romantischen Hütte am Fuße des Vesuv, sondern den zu einem kleinen Dorfe, das gerade in entgegengesetzter Richtung lag.

„Giuseppe Guercino ist fortgegangen, und hat mich nicht ein einzig Mal zum Tanze gebeten," sagte die fröhliche Teresa, ein liebliches, schwarzäugiges Mädchen, das ihn mit vielem Interesse beobachtet hatte, ohne daß er es auch nur ahnte. „Rosetta ist heute Nacht nicht hier, und da dachte ich, er sollte mit mir tanzen. Doch was thut es; da kommt unser Nachbar Carlo, der wird mich gewiß auffordern." Kaum war ihre Prophezeihung in Erfüllung gegangen, als sie Giuseppe vergessend mit allem Feuer ihres Alters und Landes an dem lebhaften Walzer Theil nahm.

Unterdeß ging Giuseppe seines Weges; wie er sich der Hütte, in der Rosetta mit ihren Eltern wohnte, näherte, wuchs der Ausdruck schmerzlicher Besorgniß, der seine Stirne umdüsterte.

„Warum sollte ich sie aufsuchen?“ rief er schmerzlich, „zu hören, daß ich nichts mehr hoffen darf? Ach! wenn es anders wäre, würde sie gekommen seyn, mir von unsern frohen Aussichten zu erzählen; aber nein, sie kann nicht, es ist keine Hoffnung mehr. Ich weiß, ich fühle, daß es so ist. Grausames Geschick! so sind wir bestimmt, auf ewig zu scheiden!“

Die Geschichte seiner Leiden war einfach. Sein Vater, der alte Andrea, wohnte seit seiner frühesten Jugend in derselben Hütte. Wegen der unmittelbaren Nähe des Vulkans war sie oft mit Verderben bedroht worden, seine Grundstücke, lauter Weinberge, hatten oft Schaden gelitten, dennoch bestand er darauf, in ihr den Tod zu erwarten.

Petrone, Rosetta's Vater, war kein geborner Neapolitaner. Der Tod eines entfernten Verwandten setzte ihn in den Besitz reicher Weinberge in der Umgegend Neapels. Bei der Nähe des flammenden Berges konnte er sich mit dem Gedanken, auf seinem neuen Eigenthume zu leben, nur dadurch befreunden, daß er sich an dem Ende des Dorfes, das von seinem Einfluß am fernsten war, eine Hütte baute.

Als nun Giuseppe um die Hand seiner geliebten Rosetta anhielt, bedingte sich der ängstliche Vater, daß er zum Zeichen seiner Liebe den gefährlichen Ort, den er jetzt bewohnte, verlassen, und zu seinen neuen Verwandten ziehen sollte.

Giuseppe hörte diesen Vorschlag mit Staunen und Schrecken. Denn Andrea war seit drei Jahren ein hülfloser Krüppel; er mußte für seine Behaglichkeit sorgen, und hatte gelobt, ihn nie zu verlassen. Giuseppe warf Petrone einen jener Blicke zu, die wie ferne Blitze, deren Donner wir nicht hören, den Kampf der Seele verrathen, und rief: „Hab' ich euch recht verstanden, mein Freund? ist es möglich, daß ihr mich den verlassen heißt, der um Liebe und Pflege zu mir aufschaut? Kann ich, darf ich von ihm ziehn? ihn allein, einsam in seinem Elend sterben lassen? verlangt sie es von mir?“

„O, nein!“ erwiderte Petrone besänftigend, „sie hat nichts dergleichen verlangt und auch ich verlange es nicht. Aber ihr könnt jene Hütte mit einer andern vertauschen, und euer Vater kann doch bei euch seyn.“

„Unmöglich! — Ich habe ihn oft gebeten, diesen gefährlichen Aufenthalt zu verlassen, aber er hörte nie auf meine Bitten. Ich baute sie mit eigenen Händen, ist seine Antwort, als ich noch jung und rüstig war. In diese geliebte Heimath führte ich meine geliebte Braut, deine Mutter; da erzog ich meine blühenden Kinder. Ich kann, ich will sie nicht verlassen, denn sie ist mir durch tausend theure Erinnerungen geheiligt. Geh, wenn du willst, und suche einen sicherern Wohnort, ich bleibe hier, so lang ich lebe. — So sagt denn, mein

Freund, soll ich noch mehr in ihn dringen? Ich wage nicht einen Gegenstand zu berühren, der ihn so schmerzlich ergreift."

Petrone konnte weder Giuseppes Gefühle theilen, noch den Vorurtheilen seines Vaters beistimmen. Er antwortete mit einer Kälte, die Giuseppes Gefühl verletzte und seinen Stolz beleidigte; sie schieden beiderseitig aufgebracht. Eh' er in seine nun traurige Hütte zurückkehrte, sprach er noch mit Rosetta. Er erzählte ihr, was vorgegangen war. Sie nahmen traurig Abschied, und sie versprach ihm, alle Macht ihrer Beredsamkeit zu versuchen. Sie machten aus, daß sie im Fall eines glücklichen Erfolgs zum Tanz kommen und ihm die freudige Botschaft bringen sollte.

An diesem ereignißvollen Abend war es, daß Rosettas Nichterscheinen bei dem fröhlichen Feste der Landleute Giuseppe all sein Unglück verkündete. Er wußte, daß sein Schicksal entschieden war; aber doch konnte er nicht ruhen, bis er sein Urtheil aus ihrem eigenen Munde vernommen hatte; und nun stand er unter dem Gitterfenster, durch dessen Ritzen sie oft hold lächelnd nach ihm geschaut hatte. Er hörte sie von Zeit zu Zeit mit ihrer Schwester flüstern. Er scheute sich, seine Anwesenheit merken zu lassen: er fürchtete die schrecklichen Worte hören zu müssen — „mein Vater war unerbittlich!"

Doch ist Ungewißheit die schlimmste aller Liebesqualen. Giuseppe fand es so. Er dachte, er könnte leichter noch die traurige Gewißheit ertragen. Er kam mit leisen, zögernden Schritten immer näher heran.

„Rosetta! cara mia Rosetta!" wisperte er in leisen, zitternden Tönen.

„Giuseppe! mio ben amato!" war die schnelle Antwort; und zum Fenster springend streckte Rosetta die Hand aus, und beugte sich hinab. Er ergriff diese theure Hand, und sah ihr in die Augen — sie waren voll Thränen.

„Ach! Rosetta! diese Thränen sagen mir Alles, was ich zu fürchten habe. Deines Vaters Entschluß ist unabänderlich! Ist es nicht so? sag mirs, meine Liebe; von deinen Lippen laß mich mein Schicksal erfahren."

„Ach! es ist so!" antwortete das weinende Mädchen. „Giuseppe, wir müssen scheiden!"

„Rosetta! tödte mich nicht mit diesen grausamen Worten! Wer will es wagen, uns zu trennen? Sage, daß du mein seyn willst! Glaube mir, die Gefahren dieses flammenden Berges, die in den Augen deines Vaters so schrecklich sind, kümmern die nicht, welche ihn besser kennen, als ihr. Ihr seyd nicht hier geboren, eure Furcht ist natürlich, aber es ist Unrecht, daß ihr sie nährt."

„Ich fürchte nur Eines“ erwiderte Rosetta, „den Befehlen meines geliebten Vaters nicht zu gehorchen.“

„Wo ist dann die Liebe, die du mir so oft gelobtest? o Treulose! Ach! ich fürchte, sie hat hier nur wenig Gewicht!“

„Das sind bittere Vorwürfe, Giuseppe, und ich fühle sie schmerzlich — schmerzlicher“ fügte sie mit steigender Bewegung hinzu, „weil mich dein Beispiel lehrte, wie heilig die Kindespflicht ist.“ Sie schwieg; sie senkte ihr Haupt und schluchzte.

„Die Heiligen mögen verhüten, daß ich dir weh thue, meine Geliebte! Ich zweifelte nicht an deiner Treue; vergib die hastigen Worte, die ich in der Angst meines Herzens sprach! Rosetta, verzeihe mir!“

Sie antwortete bloß mit Thränen; und sie floßen reichlich über ihre Wangen. Ihre Schwester trat zu ihr, hob ihr gesenktes Haupt in die Höhe, und bat sie zärtlich, ruhiger zu seyn. „Ich höre meine Mutter kommen,“ sagte sie, „o, sie wird dich schelten, wenn sie dich so sieht.“ Dann wendete sie sich zu Giuseppe: — „verlaßt sie, ich bitte Euch! verlaßt sie jetzt! Kommt morgen früh wieder, eh die Eltern erwacht sind. Dann wird sie Euch antworten, aber jetzt kann sie nicht.“ Sie zog Rosettas Hand, die kraftlos herabhing, schnell zurück, schloß den Jalousieladen, legte den Finger an den Mund, und trat zurück.

Giuseppe verweilte noch ein wenig, in der Hoffnung, daß sie wieder kommen würden, aber sie kamen nicht; endlich riß er sich los und eilte nach Haus. Unterwegs begegnete er den lachenden Landleuten, die sich am Tanze ergötzt hatten, von dem er sich gleichgültig entfernte. Sie gingen zu zweien vorüber, zwar ermüdet, aber mit immer regem Geiste, alle zu froh und zu glücklich, als daß sie mit dem traurigen Giuseppe hätten sprechen, als daß sie den drohenden Anblick der hereinbrechenden Nacht hätten bemerken sollen.

Mit den andern ging Teresa neben ihrem schönen Tänzer vorbei. Die langen Locken umwallten ihre Wangen, deren natürliche Röthe Freude und Tanz noch erhöht hatten. Sie hatte den breiten Hut abgenommen, um sich zu fächeln. Ihr Gefährte brachte üppige Purpurtrauben. Er bot sie ihr mit einer gewissen Galanterie an, und sie nahm die süße Labung mit dankbarem Lächeln. Doch vergaß sie nicht mit Giuseppe zu sprechen, wie sie bei ihm vorüberging.

„Ihr habt den Tanz versäumt,“ sagte sie; er ist aus, und wir gehen heim. Nun, ihr werdet morgen Abend kommen, und da wird es Euch vielleicht besser gefallen. Heute ist es wirklich zu heiß, kein Lüftchen regt sich. Carlo und ich haben uns müde getanzt. Nicht wahr, Carlo?“

Er antwortete wie sie erwartet hatte: „wer könnte je ermüden mit Teresa zu tanzen?" und sie wünschten ihm gute Nacht und gingen weiter. —

Aber Teresa schaute nochmals zurück, und sagte: „was haltet ihr vom Wetter? Carlo sagt, es wird heute Nacht einen Sturm geben, weil ein so rothes Licht um den Gipfel des Berges spielt. Ich hoffe, er täuscht sich, denn es würde unsern Tanz verderben."

Giuseppe, der Stille seines einsamen Ganges wieder überlassen, schaute nach dem Vesuv, und bemerkte zum ersten Mal sein unheilverkündendes Aussehn. Er fühlte auch eine besondere Schwüle in der Luft, die ihm vorher nicht aufgefallen war. Er löste sein schwarzes Halstuch, riß seine Jacke auf und theilte die schwarzen Locken, die über seine Stirne hereinhingen. Die dumpfe Hitze übermannte ihn, sie schien jeden Augenblick zuzunehmen, und als er seine Hütte erreichte, fühlte er sich geistig und körperlich so niedergedrückt, daß er sich auf's Bett warf und Alles im Schlafe zu vergessen suchte.

Aber der Schlaf wollte nicht kommen. Stunde auf Stunde zog vorüber, und er war noch immer schlaflos — unruhig — fieberhaft. Er stand auf, öffnete das Fenster und schaute hinaus. Die Nacht war ungewöhnlich dunkel — die Atmosphäre war dick und beklemmend — und wo ein Streif des blauen Himmels gelegentlich hervorschaute, da war die Schwärze der umgebenden Wolken, wie sie sich schwer zusammenzogen und den schönen Himmel bedeckten, nur noch trüber und drohender. Da und dort schoß der flüchtige Strahl eines hellen Sterns durch das Dunkel; aber die Wolken zogen verbergend vor ihm hin, und zeigten ihn wieder, nur um ihn von Neuem zu umhüllen. Die athemlose Stille der Nacht machte die Anzeigen des Ungewitters in den Lüften nur noch grausiger. Die lebende Welt lag im Schlafe — und selbst die Natur hätte zu schlafen geschienen, wenn nicht der Berg, zwar noch nicht zornig, aber doch dumpf und drohend, unablässig gedonnert hätte. Giuseppe beobachtete ängstlich all diese Vorboten eines nahen Sturms. Er dachte an das hülflose Alter seines Vaters — er trat an sein Bett und schaute mit tiefem melancholischem Interesse auf seine Züge; er war erfreut, ihn so ruhig schlummern zu sehen. „Der Sturm geht vielleicht vorüber, eh' er erwacht," sagte er; „nicht um eine Welt möchte ich ihn aus seinem Schlummer stören, — o! daß mein eigener verwirrter Geist so süßen Trost finden könnte!" — und wie er sprach, schlich er leise aus der Kammer, — er schob den Riegel geräuschlos zurück, und ging in's Freie, in der eitlen Hoffnung, sich draußen leichter zu fühlen. Er ging weit weg — aber kein Hauch kühlte seine brennende Wange — keuchend und erschöpft warf er sich auf eine Bank und fiel endlich in einen unerquicklichen Schlaf.

Er wußte nicht, wie lang er da gelegen hatte — der Morgen dämmerte aber, als ihn der Ton einer dumpfen, hohlen Stimme aus unheimlichen Träumen weckte, während eine starke Hand ihn rüttelte. Er sah in dem unsichern Licht des Morgens eine weibliche Gestalt, die sich über ihn beugte. Sie war groß, von strengen Zügen und dunkler Farbe; ihre Augen glühten mit dem wilden Ausdruck, der einen irren Verstand bezeichnet. Selbst in ruhigeren Augenblicken hätte dieser Anblick den jungen Landmann erschrecken können; aber wie er sie jetzt anschaute, aus einem unbehaglichen Schlummer geweckt, seine Sinne noch getrübt durch die wilden Bilder seiner kranken Phantasie, während die empörten Elemente um ihn wütheten, schien sie ihm der Geist des Sturms —

Nicht glich sie, wild, in grausigem Gewande,
Verstört und scheu, den Kindern dieser Erde;
Und war doch auf ihr.

Während er noch verwundert auf sie schaute, packte sie ihn beim Arm und zog ihn gewaltsam auf. „Warum schläfst du hier, junger Mann?" rief sie, „bist du auch der Stimme der Natur entfremdet, die dich in der Stunde der Gefahr nach Hause ruft? Oder gibt es noch ein Wesen auf der Welt, das so einsam und elend ist wie ich? Du bist wohl auch ein Auswürfling gleich mir, daß du dich in solcher Zeit hier aufhältst. Sieh den brennenden Berg! Sieh das Dorf an seinem Fuße! Wie lang, denkst du, werden diese niedern Hütten vor seinen Feuerstömen sicher seyn?"

Giuseppe wendete sich um, und sah mit sprachloser Angst das unvermeidliche Verderben, das die Hütte seines Vaters bedrohte. Er sprang auf und eilte mit instinktartiger Angst darauf zu. Nur einen Schrei des Schreckens konnte seine bebende Brust ausstoßen. Aber die Wahnsinnige, weit schneller wie er, rannte bei ihm vorüber, und eh' er noch das Dorf erreichen konnte, hatte er sie längst aus den Augen verloren.

Wie er zur Hütte seines Vaters eilte, fand er die enge Strasse, in der sie stand, von seinen erschrockenen Nachbarn vollgepfropft, die durch des Vulkans Donnerstimme aus dem Morgenschlaf geweckt, ihre Habseligkeiten zusammenrafften, und sich zu schneller Flucht anschickten. Einige suchten das laute Geschrei ihrer zitternden Kleinen zu besänftigen, andere wendeten das todtenblasse Antlitz zu den drohenden Wolkenmassen, die über ihren Häuptern hängend die schwellende See und die harrende, in Wehen zuckende Erde von Zeit zu Zeit mit bleichem Lichte erhellten. Da stand einer vor Schrecken wie an den Boden gefesselt, dort rief ein anderer zu seinem heiligen Schutzpatron, während trostlose Mütter nach ihren fortgerissenen Kin-

dern schrien und die Menge verzweifelnd rief: „oimé! oimé! fuggiamo! fuggiamo!

Giuseppe kämpfte sich durch die verzweifelten Haufen; er stürzte in die Hütte seines Vaters. Der alte Mann hatte, geweckt von dem Toben des Sturms, von dem lärmenden Geschrei der entsetzten Dorfbewohner, seinen Sohn um Hülfe gerufen; und da sein wiederholtes Flehen unbeachtet verhallte, war er auf den Gedanken gekommen, Giuseppe wäre entflohen, und hätte ihn seinem Schicksal überlassen. Da warf er sich verzweifelnd auf's Bett und versuchte, das Antlitz in den Kissen vergrabend, sein Auge gegen den leuchtenden Blitz, sein Ohr gegen den rollenden Donner zu schützen.

„Mein Vater! mein theurer Vater!" rief Giuseppe, „sieh mich hier! sieh, ich komme zu deiner Rettung! ermanne Dich nur für eine Stunde, und ich werde Dich retten — steh auf, steh auf — sieh mich an, sprich mit mir — nur ein Wort, mein Vater! sprich nur ein Wort! sage nur, Du kennst deinen Sohn. Höre mich, Vater! höre, und antworte mir!"

Giuseppe rief vergebens — der plötzliche Uebergang von Verzweiflung zu Hoffnung hatte Andrea betäubt. Sein Sohn sah mit Entsetzen, daß keine Zeit zu verlieren wäre. Der Kraft seines jungen Armes vertrauend, hob er den alten Mann von dem Lager, und trug ihn schnell bis zur Thüre. Da hielt er an, wild umher blickend. Er sah, daß das drohende Verderben nicht mehr fern war, er erkannte, daß er seine hülflose, theure Bürde eine weite Strecke tragen müßte, um sie zu sichern, und wie vermochte er das zu vollbringen? Entnervt wie er war, niedergedrückt durch den giftigen Hauch der schwefelgeschwängerten Atmosphäre, durfte, konnte er seines Vaters kostbares Leben einer so zweifelhaften Hülfe nicht anvertrauen. War kein Freund in der Nähe, der die Gefahren, die Mühen seiner eiligen Flucht mit ihm theilen mochte?

Ach! da war keiner — jedes menschliche Wesen dachte nur sich selbst zu retten. Er fühlte, daß fremde Hülfe zu hoffen, zu suchen thöricht wäre; er wollte seine beschwerliche Wanderschaft allein antreten, als die Wahnsinnige plötzlich vor ihm stand. „Was führte dich," rief er, „an diesen unseligen Platz? Sagtest du nicht, kein Band knüpfe Dich mehr an die Welt?"

„Und ich sagte wahr — denn alle, die meinem Herzen theuer waren, sind längst dahin. Ich verlor sie durch einen gräßlichen Schlag. Beim letzten Ausbruch dieses Berges wurden sie verschüttet. Ich verließ sie in meinem Schrecken — ich floh allein; lange darnach kam ich zurück. Ach! Lava bedeckte die Hütte, sie waren alle dahin. Seit dem Tage kenne ich keinen Frieden! Ich bin herumgewandert, ich weiß nicht wo — aber ich sah die Sturmwolke und folgte ihr

— sie war mein Leuchtthurm!" Sie näherte sich Giuseppe und sagte ihm kreischend mit dämonischer Ruhe ins Ohr: „ich bin zurückgekommen, daß ich mit ihnen vereint werde! Erwartest Du auch deine Strafe?"

„Nein!" rief Giuseppe, „ich möchte mit meinem Vater entfliehn. — Gott im Himmel beschütze mich! wie soll ich ihn retten? Außer mir wird kein Mensch ihm helfen!"

„Du lügst!" rief das Weib hastig, „denn ich bin da, dir zu helfen; du wirst sehen, wie stark dieser Arm ist. O! daß ich nur einen Menschen dem gräßlichen Schicksal entreißen könnte!" Dann riß sie mit einer gewaltsamen Anstrengung die Thüre aus ihren Angeln, und warf sie auf den Boden, daß die Hütte erzitterte. „Sieh!" rief sie, frohlockend, „welch ungewöhnliche Kraft mir mein Weh verlieh." Und während sie noch sprach, warf sie ihren Mantel darüber, und legte ohne die Hülfe des erstaunten Giuseppe, der vor Ueberraschung und Schrecken wie versteinert stand, den alten Mann auf die Bahre, die sie so sonderbar bereitet hatte. Dann rief sie zu dem bangen Sohne gewandt: „Schnell, schnell! Laß uns mit ihm enteilen!"

Den Befehlen seiner unheimlichen Gefährtin gehorchend, faßte Giuseppe diese Bahre an, und half sie aus dem Hause tragen. Die glühende Erde, auf die er trat, verbrannte seine Füße; der Donner, der am Himmelsgewölbe wiederhallte, betäubte seine Sinne.

Die Flüchtlinge waren noch nicht weit gekommen, als ein heller Blitz mit so schrecklicher Klarheit über das Antlitz der Wahnsinnigen fuhr, daß sie mit einem gräßlichen Schrei leblos zusammenstürzte. Giuseppe eilte zu ihr, rieb ihre klopfende Schläfe, öffnete ihre krampfhaft geschlossenen Hände und sprach ihr gütig ermunternd zu. Endlich erhob sie langsam das Haupt. Sie sah ihn an. Er erkannte an diesem wilden, leeren Blick, daß der flüchtige Funke von Vernunft auf immer erloschen war.

Sie dachte nicht mehr an die Pflicht, die sie eben erst auf sich genommen. Ihre Augen wendeten sich nach dem Flammenberge; sie flehte ihn an, ihr Leid zu enden. „Wüthe nur zu!" rief sie, „thu dein Schlimmstes! ich bin bereit zu sterben — aber sei schnell in deinem tödtlichen Walten! laß mich nicht hören, wie mein Mann im Todeskampfe erseufzt! — wie meine Kinder zum letztenmal athmen und wimmern! — Ich komme schon! Ich komme! Lebt wohl! Ewig wohl!" Mit diesen Worten eilte sie dem Flammenstrom entgegen, und Giuseppe war nun wieder allein, an der Rettung verzweifelnd.

Da schien die Verzweiflung all seine Kräfte zu erhöhen. Er nahm Andrea's leblose Gestalt und floh mit ihr, wie vordem der fromme Trojaner, vor dem weitumlodernden Brande. Aber ach! er

konnte den Feuerfluthen nicht entrinnen, die seinen Spuren folgten; wie ein wildes Thier folgte das flammende Meer wüthend, ohne Erbarmen seinen flüchtigen Tritten.

Er schaute zurück, und sah den Lavastrom an Eile zunehmen, je mehr seine Kraft ermattete. Von der Anstrengung erschöpft, vor Angst außer sich, von den giftigen Dämpfen, die wie die Boten des Todes einherschwebten, fast erstickt, gab er im Gefühle, daß weitere Flucht unmöglich sey, den unnützen Kampf auf.

Die flüssige Lava drängte sich ihm nach; vor ihm lag ein kleiner Hügel. Da ging ihm der Stern der Hoffnung von Neuem auf; er gewann den Gipfel der Höhe und der Strom theilte sich an ihrem Fuße in zwei Arme, ihn und seinen Vater, die einzigen lebenden Wesen in der weiten Todteswüste unversehrt lassend. Worte können die Gefühle dieses Augenblicks nicht malen, noch erzählen, mit welcher Inbrunst er zum Himmel flehte, der Allmacht dankend, die ihn so wunderbar gerettet hatte. Dann warf er sich dem erwachenden Vater um den Hals und weinte jene Thränen, die kein Lächeln des Glückes aufwiegt.

Was sollten wir versuchen, den Jubel zu schildern, mit dem die andern Flüchtlinge Giuseppe und seinen Vater empfingen, oder zu erzählen, wie sie später den Ort ihrer Rettung ehrten? Sie gaben ihm einen Namen, der das Ereigniß verewigen sollte. Von dieser Zeit wird die Höhe, die den Sieg der kindlichen Liebe über die wüthenden Elemente bezeugte, von den Bewohnern der Umgegend „il monte di carità" genannt.

Rosettas Eltern nahmen Andrea bei sich auf, bis ihm sein Sohn eine Hütte gebaut hatte; aber er überlebte den Wechsel seiner Wohnung nicht lange. Er segnete Rosetta als Giuseppes Braut und starb in ihren Armen. —

Der schönere Theil dieser Geschichte, der Sieg der kindlichen Liebe, ist wahr.

Der rothnasige Lieutenant.

Vor fünfundzwanzig Jahren war ich gerade fünfundzwanzig Jahre alt, weder schön noch häßlich, weder reich noch arm, weder thätig noch träg, weder ein Sokrates noch ein Pinsel. Weit gewöhnlichere Menschen hatten aus Liebe geheirathet, weit ärmere hatten Credit bekommen, und weit größere Thoren waren Geheimräthe geworden.

Aber diese Vorzüge genügten mir nicht. Jahre waren dahingeschwunden und meine Berühmtheit stand noch auf demselben Fleck, wo sie bei meinem Eintritt in das Leben gestanden hatte. — Sage mir keiner, er glaube nicht an die Leidenschaft, in der Welt eine Rolle spielen zu wollen. Er trete her, dieser Ketzer, und ich will ihm einen großen Herrn zeigen, der mit seinen Jockeys rivalisirt, einen andern, der die Oper dirigirt, einen dritten, der bei Boxpartien eifrig wettet. Er mag sehen und sich ergeben; denn was konnte diese Patrizier dem Spott des Pöbels preisgeben, als ihr leidenschaftliches Bestreben, eine Rolle zu spielen?

Ich überlegte dieses hin und her, und zuletzt faßte ich den festen Entschluß, etwas zu thun. Nur wußte ich nicht recht — was denn eigentlich zu thun wäre? welches der grand chemin d'honneur wäre, der herrlichste Pfad zu dem Tempel des Ruhms, der nächste Weg, unter den Mitlebenden eine Figur zu spielen. Wer wollte solch einen wichtigen Schritt übereilt thun? Ich nahm mir ein Jahr zum Ueberlegen Zeit. An meinem sechsundzwanzigsten Geburtstag merkte ich, daß ich nicht klüger, nicht berühmter war, als an meinem vorigen, ja, daß ich noch um ein Jahr älter geworden war.

Wie ich so hin und her schwankte, kam mein Onkel in die Stadt, und ließ mich rufen. Er hatte im amerikanischen Kriege seine Carriere begonnen, als ein kühner, braver, hübscher Fähndrich; jetzt war er alt, verstümmelt und entstellt. Der Ruhm erkor ihn bald zu seinem Jünger, er verlor bei Bunker's Hill ein Auge. Aber die Amerikaner meinten, man dürfte einen Mann mit Einem Auge auch todtschießen, und als er bei Brandywine La Fayette fliehen sah, und diese Ehre sein Herz berauschte, kam paff! eine Kugel und nahm ihm sein rechtes Bein. Nicht entmuthigt, hinkte er auf dem Wege zum Ruhm weiter, in jeder Schlacht ein Lorbeerblatt gewinnend, und ein unbedeutendes Stückchen seiner Person verlierend, bis er unter Bourgoyne's Auspizien in den Sümpfen von Saratoga stecken blieb. Da hatte er das Glück, zu entwischen; später zeichnete er sich bei der Belagerung von York unter Cornwallis gewaltig aus, und verlor einen Arm bei der Gelegenheit. Er kehrte nun als Major nach Alt-England zurück, und lag zwei Jahre in einem Militärhospital. Endlich ließen ihn die Herrn Doktores aus ihren Klauen, und nun stand es ihm frei, mit zwei Krücken durch die Welt zu humpeln und sich Oberst nennen zu lassen.

Diesem ehrwürdigen Wrack eines Soldaten setzte ich meine Verlegenheit auseinander. „Nichts leichter auf der Welt!“ rief er, auf das conservirte Bein springend. „Du bist jung, gesund, und hast mehr Glieder, als ein Mann braucht, (bei diesen Worten blickte er auf seine hölzernen Maschinen) — Du bist für die Armee geschaffen!“ Ich betrachtete ihn unwillkürlich vom Kopf bis zu den Füßen, und dachte mir, ob meine armen Gliedmaßen nicht besser wären, als die schönsten hölzernen aus einem Nürnberger Kramladen. Er verstand meine Blicke und fuhr fort: „Bursche, ich kenne den Unterschied zwischen uns, aber das ist es eben. Ich würde Dir nicht rathen, Soldat zu werden, wenn Du nicht genug Gliedmassen hättest. Aber Du bist wohl versehn.“ „Ach!“ erwiederte ich, „lieber Onkel, soll ich mich der Gefahr aussetzen, meinen Reichthum zu verlieren?“ „Neffe,“ war die Antwort, „philosophiren beweist nur bei den Civilisten. Wenn ein Mann einen Namen erringen will, mag er zur Armee gehn. Bist Du ein armer Teufel? das Regiment erhält Dich; bist du ohne Erziehung, die Farbe des Rocks ersetzt sie Dir bei drei Viertheilen von den Männern und vier Viertheilen von den Weibern; hast Du keinen Verstand, na! den wird man bei der Parade nicht vermissen; und im Felde denkt nun gar kein Mensch daran, auf diesen Luxusartikel Anspruch zu machen.“

Wen hätte diese goldne Aussicht nicht verlockt? Ich folgte seinem Rath; — eine Woche darauf stand ich auf der Liste eines Regimentes, und einige Tage später war ich mit einem Bataillon des

braven dreißigsten Regiments am Bord des Transportschiffes Seiner Majestät, Nr. 10. Wir liefen von Portsmouth aus und segelten gerade nach Gibraltar.

Militärpersonen wissen, daß es drei schlimme Fahrten gibt; die langsame, die schnelle, und eine, die weder langsam noch schnell ist. Die beiden ersten sind abscheulich, die dritte ist ——! Der Sturm macht den Menschen seekrank, die Windstille macht ihn seiner selbst überdrüssig, was noch schlimmer ist; und der Wechsel vereint beide Uebel. Meine erste Reise war von der letzten Art.

Meine Mitoffiziere waren recht gutherzige Wesen. Die Jünglinge waren ernst wie Männer, und die Männer muthwillig wie Jünglinge. Alle erkannten die Ehre der Epaulette und hielten den Mann für den glücklichsten unter der Sonne, welcher deren zwei tragen durfte.

Nach einer höchst erbärmlichen Ewigkeit bekamen wir den berühmten Felsen zu sehn. Er erhob sich stolz aus den Wogen. Jedes Auge schaute durch ein Fernrohr, als sich seine Batterien mit grimmigen Gesichtern präsentirten. Die Veteranen des Corps waren hoch erfreut und rühmten mit dankbarer Erinnerung die wohlfeilen Weine, die netten Quartiere und alle löblichen und nichtlöblichen Vergnügungen des Platzes. Die Jüngeren lauschten mit der Ehrfurcht, die man der Erfahrung zollen muß. An diesem Abend war ein alter rothnasiger Lieutenant, an den zuvor Niemand gedachte, die glänzende Sonne eines neugierigen Zirkels. Ein männlicher blue-stocking stand er da inmitten der lauschenden, bewundernden Hörer, er kannte jedes Weinhaus in der Garnison. So wirken Verhältnisse! — was sind neun Zehntheile der Menschheit, eh' sie ihre angemessene Stellung einnehmen, als unbeachtete rothnasige Lieutenants? —

Wir standen auf dem Verdeck unsres Schiffs, das ruhig in die schlechteste aller Lagen einlief, als der Wind auf einmal fiel und die Sonne wie eine glühende Kugel, frisch aus dem Ofen, rothflammend in die Wellen sank. Mit ihr sank die Flagge der Garnison; die Abendkanone wurde abgefeuert und wir gedachten des Abendessens, der Whistpartie und der letzten Flasche an Bord des Schiffs.

Drei Minuten darauf war dieser selige Traum entschwunden; unsere Leute luden und feuerten; unsere Segel hingen in Fetzen, unsere Maste wurden zersplittert; das Schiff wurde von der Strömung nach Algeziras getrieben; die Lichter der Garnison sanken hinter uns; das ganze Schiff, Capitän, Matrosen, Offiziere und Soldaten, war in einem betäubenden Wirrwarr von Verwünschungen, Bestürzung, blauen Lichtern und Musketenfeuer. Wir lieferten eine Schlacht; wem, vermochte kein sterbliches Auge zu unterscheiden. Hie und da fuhr ein Blitz, wie aus den Tiefen der See heraufzischend,

durch die dunkle Nacht und den erstickenden Pulverdampf. Der Widersacher war vor uns, hinter uns, ober uns, unter uns. Die Kugeln, die um die Schiffswände und Maste tanzten, und zu Zeiten einen von uns holten, gaben uns wohl zu verstehn, daß wir mit den gewöhnlichen Feinden aller Garnisonverstärkungen zu thun hätten. Die spanischen Kanonierschaluppen, welche die rechte Zeit immer so wohl zu treffen wußten, zausten uns. Seit Menschengedenken wurde kein Schiffsvolk so jämmerlich zerbläut. Laßt Romanendichter von der spanischen Indolenz schwätzen, ich sage euch, sie verstehn's. Jede Planke wußte von ihren Kanonen zu erzählen; Dreidecker oder Proviantschiff, das war ihnen gleich, und hätte die Nacht nur eine halbe Stunde länger gedauert, so wäre wohl der Feldzug des dreißigsten Regiments in dem Gebiete seiner katholischen Majestät schnell geendet worden.

Aber der Morgen kam, und die Kanonierschaluppen, deren wenigstens zwölf waren, ruderten nach den Küsten von Algeziras, an denen bereits zwei vom Convoi lagen, eilig zurück, als sie die Fregatte herankommen sahen, die uns während der Nacht unsrer eignen Tapferkeit überlassen hatte. Unsre Feinde müssen uns die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß wir tüchtig knallten; bei Tages Anbruch war keine Kartätsche mehr an Bord, aber auch kein Mann, der nicht schwur, Wunder der Tapferkeit gethan zu haben, Thaten, die — — aber die bescheidene Jungfrau, die Muse der Geschichte nemlich, schlägt die tiefblauen Augen nieder und schweigt. Dieses Vorspiel war nicht sehr amusant; aber wir hatten den Sieg errungen, der freilich darnach war, und Sieger sind immer froh, wenn sie nur davon kommen. Die Schaluppen hatten das Feld geräumt, der Felsen lag, von der Sonne beleuchtet, wiederum stolz vor uns; die Boote der Fregatte nahmen uns ins Schlepptau, denn wir hatten weder Boot und Ruder, noch Tau und Segel, und so schwammen wir in den Hafen, in der freudigen Erwartung, für unsre Tapferkeit einiger Maßen gelobt zu werden.

Aber es kam nicht ganz so, wie wir erwartet hatten. Wie wir uns dem Admiralschiff, das wie eine colossale Bastion unter den Batterien lag, langsam näherten, sah ich den rothnasigen Lieutenant mit bedächtigen Schritten in die Cajüte gehn. Das hielt ich denn für ein böses Omen. — Das Flaggenschiff war mit Leuten vollgepfropft und wir wollten eben die Hände an die Mützen legen, um für den erwarteten Beifallruf zu danken, als uns schallendes Gelächter empfieng. Es hagelte seemännische Witze. Man fragte uns, ob wir mit dem spanischen Vesperbrod zufrieden wären? — ob sie uns die Garabansas (spanische Erbsen) gehörig ausgekernt hätten? — ob wir nicht Cigarren verkaufen möchten? — Ein Boot ruderte uns

nach, und die Mannschaft rief: seht da die siegreichen Helden! Denselben Empfang fanden wir bei jedem Schiffe, und die Langsamkeit unsrer Bewegungen erlaubte uns, Alles im gehörigen Maße einzunehmen. Als wir landeten, war das Gelächter des Pöbels, wenn auch nicht so laut, doch eben so allgemein. Dieses Schicksal verfolgte uns, bis wir in unsre Quartiere außerhalb der Stadt gelangten.

Anfangs amüsirte mich das Garnisonsleben; aber diese Routine, dieser Unsinn, diese Förmlichkeit, die schon manchen wackern Kriegsmann halb zu todt langweilten, übten ihre verderbliche Herrschaft auch über mich aus. Mehr geübte Federhelden mögen auseinandersetzen, wie all das durch den sclavischen Gehorsam, den die höhern Chargen fordern, noch tausendmal lästiger wird; aber rede mir Einer von Höfen oder Gefängnissen, so will ich ihm sagen, daß an dem einen nicht mehr Kriecherei, in den andern nicht mehr Beschränkung herrscht; rede Einer von der hohen Pforte oder dem Dey von Algier, so will ich ihm beweisen, daß sie nur eine Ironie auf die Gouverneurs, Vicegouverneurs, militärischen Sekretäre und Stadtmajors sind.

Nach Verlauf einer Woche hat so ein neu angekommener Militär Alles satt, nur nicht die Flasche; ich war schon nach drei Tagen des Platzes, der Einwohner und der pompösen Sendungen des Vicegouverneurs überdrüssig. Der Gouverneur selbst war ein Staatsmann, ein Freund von Turteltauben und Wildpret — zwei Dinge, die nur in England in ihrer Vollkommenheit zu haben sind, deßhalb blieb er in England, erhöhte in England durch seine Uniform den Glanz der Levers, die der Oberbefehlshaber monatlich gab; und vermehrte jedes halbe Jahr durch fein ausgedachte Reden die Schlaflust, welche das Haus der Lords Tag für Tag ergreift. Dem braven Dreißigsten ging es eben so schlecht, wie mir. Wir ärgerten uns über die gemischte Bevölkerung — Juden, Mohren, Italiäner, Spanier, Neger Mulatten, die olla potrida der Nationen. Wir haßten die Adjutanten, und lachten über die unergründlich tiefen Verbeugungen, die sie ihren Herren und Meistern machten, über die galanten Finessen, die sie den Weibern, Tanten, Müttern, Cousinen und Töchtern der Generale erzeigten, und die gränzenlose Insolenz gegen ihre Untergebenen, welche sie für diese Dienstpflichten entschädigte. Außerdem hatten wir überflüssige Paraden, sauren Wein, schlechte Cigarren und vor Allem — nichts zu thun. Selbst der alte rothnasige Lieutenant ließ seine Ungeduld merken, und schwur, der Platz hätte sich in jeder Beziehung zu seinem Nachtheil geändert. Wir andern waren wie Thiebault in Friederichs Paradies zu Potsdam, wir conjugirten vom Morgen bis zum Abend das Zeitwort je m'ennuie durch alle Zeiten, Personen und Arten. Aber Alles nimmt ein Ende. Wir bekamen

Befehl, die Expedition nach Aegypten mitzumachen. Niemals war ein Regiment so erfreut. Wir soupirten zusammen und tranken in grundlosen Humpen Lebewohl dem Felsen und pereat dem . . .

Mitten in unsrer Freude fiel mein Blick auf die rothe Nase meines alten Freundes. Sie war mir ein unfehlbarer Thermometer. Ich sah, daß ihr Carmoisin blässer geworden war. Da ergriff mich bange Ahnung: „ach!“ rief ich, „seine Lustigkeit ist gesunken. Das bedeutet schlimmes Wetter.“ Ich nahm ihn auf die Seite; aber er hatte schon zu tief getrunken, um vernünftig Kriegsrath halten zu können. Er drückte meine Hand mit dem Feuer eines Trunkgenossen und sagte, das Glas mit zitterndem Griff an den Mund führend: „nichts als verdammt schlechter Branntwein in Aegypten!“

Wir gingen unter Segel, liefen aus, ließen uns einige Stunden von dem Winde weiter treiben, bis wir den Felsen nicht mehr sahen, wünschten einander Glück zu einer schnellen Reise, und waren eh' noch die Flasche, aus der wir uns Glück zutranken, herumgegangen war, von einer completten Windstille überfallen. Das ist die Versuchung des blauen Mittelmeers zu allen Unterlassungs- und Begehungssünden für alle, die über seine Fläche wandern. Ein Handbuch aller Flüche, Gebete, Verwünschungen und deklamatorischen Ausrufungen, die zur Zeit der Windstille den Lippen der Türken, Genuesen, Venetianer, Griechen, Corsicaner, Sicilianer, Malteser und Sardinier entschlüpfen, würde für einen Reisenden das kostbarste Geschenk seyn, das seit Erfindung der Hand- und Wörterbücher und seit der babylonischen Verwirrung das Licht der Welt erblickte. Der Zorn der Engländer ist laut und salbungsvoll, aber es fehlt ihm die ausgezeichnete Schärfe, Mannigfaltigkeit und Kraft, die vernichtende Bitterkeit und dampfmaschinenartige Schnelle der mittelländischen Zunge.

Vierzehn Tage dauerte diese Windstille. Eine Stille auf dem Weltmeere ist eine Kinderei gegen diese Langweile auf dem schönsten aller Seen. Da ist keine Strömung der Luft, euch mit dem süßen Traume, es ginge weiter, zu trösten; keine Woge bringt euch die erfreuliche Hoffnung, der Wind werde doch einmal kommen. Ein Schiff, das in den Tiefen des Meers wurzelte, könnte nicht so regungslos seyn; eine Mannschaft, die zwischen großen, ununterbrochenen Eisfeldern eingefroren nach dem Nordpol segeln wollte, könnte nicht so vergebens arbeiten. Da stand unser Schiff, wie ein Schachkönig der pat ist. Wir glichen gebratenen Eidechsen; wir waren braun wie Araber und lebenssatt wie ächte Engländer.

„So,“ dachte ich, „das ist die Armee! Ruhm und Scharlach mag recht glorreich seyn; ein Avancement, ein Ehrenkreuz ist recht gut in seiner Art. Aber wo steckt die Ehre, wenn man sich lebendig braten läßt?“ —

Das Schlimmste war noch im Hinterhalt. Ein Jude war an Bord gekommen, als wir die Anker lichteten: — er brachte uns Hosen, Schlafmützen und das gelbe Fieber! Jetzt wurden wir erst gewahr, was uns dieser Besuch Gutes gebracht. — Drei Viertheile unsrer Mannschaft starben. Auch die Offiziere kamen daran. Die mäßigen Leute starben zuerst — so geht es mit der Philosophie! Mein alter rothnasiger Freund hielt brav aus; er hielt sich fern von Freund und Feind, und bekämpfte das Uebel die Flasche in der Hand. Wir hatten nun drei Subalternen verloren, und die andern dachten mit Zittern, wenn ihr Stündlein kommen würde, als mein Mentor in die Kajüte kam, wo ich im Hemde auf dem bloßen Boden lag und die Hitze zur Hölle wünschte, aus der sie gekommen war. Ich schaute nach dem Thermometer und wie ward mir, als mir eine dunkle, lebhafte Röthe entgegenstrahlte. Ja! es gibt noch etwas schöneres, als die rothen Lippen eines herzigen Mädchens! — Auf der Nase stand mit Flammenbuchstaben geschrieben: es kommt ein Wind. Ich hatte ihn kaum gefragt, als ich gegen die Thüre geworfen wurde; Kästen, Flaschen und Bänke kollerten in der Kajüte umher — das Schiff bäumte sich, wie ein ungeduldiges Roß. Der Wind kam tüchtig. Ich schaute durch das Kajütenfenster und sah eine See, die wie ein Katarakt schäumte und tobte; schwarze Wogen, weißer Schaum, hereinhängende Wolken und wandernde Regensäulen. Das ganze Firmament war in Aufruhr; der Wind überbrüllte alle Sprachrohre auf dem Verdeck; der Donner knallte wie Artilleriesalven; unser Schiff eilte wie ein Pfeil vom Bogen durch das Mittelmeer. Die dürren Taue rissen in einem Nu. So flogen wir dahin über Klippen und Sandbänke, jeden Augenblick fürchtend, wir möchten an einem der Eilande, an denen wir vorbeirasten, Schiffbruch leiden. Es war classisches Gestade, und vielleicht wäre es ehrenvoll gewesen, auf diesem heiligen Sand zu verderben; vielleicht wären unsere Namen in die Zeitung gekommen, oder in einer Elegie verherrlicht worden. Aber Ruhm entschlüpfte uns auf allen Seiten. Naß, müde, halbverhungert, zu todt geängstet, schossen wir durch jeden engen Kanal, der je in der Geschichte der Cycladen glänzt; den Olympus ließen wir auf der einen Seite zurück, den Ida auf der andern; wir sahn in der Eile Cos und Scios, Rhodus und Hydra. Sie schauten durch Nebel und Wolken, von Wogen und Schaum umgürtet, wie von zischenden, immerdar sich windenden Schlangen. Ich wünschte sie alle hundert Klafter unter den Meeresgrund! Nichts vermochte uns aufzuhalten; wir waren wie der indische Pilot in der Fabel, der bis zum letzten Tag um die Welt schiffen muß. Eines Morgens nahmen endlich die Wolken eine dunklere Farbe an, die See wogte in wilderem Groll, der Sturm zer-

schmetterte unsern letzten Mast. Was halfen uns jetzt all die schönen Erfindungen in der Schifffahrt? Um Mitternacht strandeten wir am kleinasiatischem Gestade. Durch welches Wunder wir bei Leben blieben, weiß ich nicht. Ich weiß nur noch, daß ich auf meinen rothnasigen Freund geworfen wurde, der vor Schrecken laut aufschrie. Ein Wasserberg riß uns in die Höhe — alles Andre entschwand in der Betäubung, die meine Sinne fesselte.

Wie ich wieder zu mir kam, fühlte ich mich gerüttelt, herumgestossen, krank und halb erstickt. Ich öffnete die Augen, und sah den Lieutenant, der mir seinen Lieblingsbranntwein einschüttete und ein halb Dutzend ungeschlachte, langbärtige Bursche in schafledernen Jacken anwies, wie sie mich rütteln und reiben sollten, während die Sonne meine arme Haut röstete.

Ich erhob mich und sah, daß man die nämlichen Operationen an andern vornahm. Wir hatten keinen Offizier und nur wenige Gemeine verloren. Das Schiff war auf eine Klippe gerathen, aber so nah dem Lande, daß alle, die ihre Besinnung nicht verloren hatten, sich leicht retten konnten; den Besinnungslosen wurde diese Mühe durch die Wellen erspart, die gefräßig ein Opfer nach dem andern verschlangen. Den Lieutenant und mich hatten die Wellen mit verschlungenen Armen an's Land gespühlt. Das Schiff war ein Wrack; der Sturm, der ihm seine Mannschaft so fein abgelockt hatte, machte sich gar kein Gewissen daraus, der englischen Marine einen Streich zu spielen, er ließ kein Brett am andern. Wie der Tag vorrückte, zwang uns der Hunger, an andere Dinge zu denken. Aber all unsre Gelehrsamkeit vermochte kein Wort aufzutreiben, das unsern neuen Freunden verständlich gewesen wäre. Wie hätte es einem brittischen Lieutenant je einfallen können, daß er verhungern würde, weil er nicht Karamanisch sprach? — Zum Glück gibt es eine Sprache, die älter ist, als das Alphabet. Sie rettete uns. Wir deuteten auf unsern Magen und wendeten unsere Taschen um. Die gutherzigen Wilden (alle Räuber von Profession) sagten in derselben Sprache, man würde bald für uns sorgen. Einige von uns wagten zu conjiciren, ob das geschehen würde, indem man uns zu essen gäbe, oder äße?

Soldaten verstehn sich schlecht auf die Geographie. Die Linie überläßt dergleichen Finessen dem Stab, der Stab der Artillerie, die Artillerie den Ingenieurs, und die Ingenieurs der Vorsehung. In unserm Kriegsrath wurde mit gleichem Erfolg nacheinander bewiesen, daß wir in Afrika, in Arabien, in der Türkei und am schwarzen Meere wären.

Unsre Freunde in Schafleder drangen nun auf unsern Aufbruch und deuteten ausdrucksvoll auf einige ihrer Gefährten, die in der

Ferne standen und den Berg hinauf zeigten. Wir kletterten hinauf. Die Felsen waren glatt, schlüpfrig und steil. Wie ich etwa auf der halben Höhe angelangt war, schaute ich um, und die vielen kletternden, rothröckigen Wesen sahen wie eine Heerde Flamingos aus. Ich war glücklicher als die andern. Nachdem ich unselige Mühseligkeiten überstanden, nachdem mir jene verzweifelnden Grillen einigemal in den Sinn gekommen waren, die dem verirrten Wanderer am Rande des Abgrundes freundlich rathen, seine Leiden und sein Leben mit einem Streich zu enden, nach all dem, sag' ich, krabbelte ich in einen breiten Felsenspalt, von dem aus der Weg bis zum Gipfel nicht mehr so beschwerlich war. Oben auf dem Gipfel stand ein kolossaler Wilder, der seinen Landsleuten, wie sie hinaufkletterten, allerlei Zeichen machte, und offenbar mit einer Partei auf der andern Seite in telegraphischer Correspondenz stand. Ich will es nur gestehn, es kam mir der liebliche Gedanke, man würde uns hier optima forma die Hälse umdrehen. Der Mann war von riesiger Größe; er war bis zum Gürtel nackt. Seine stattliche, muskulöse Figur, sein plastisches Haupt und Gesicht hätten einem classischen Helden angehören dürfen. Aber die Schönheit der menschlichen Gestalt hatte mich nie weniger erbaut, ich sah mich unwillkürlich nach einem Fleck um, von dem aus ich mich mit Vortheil wehren könnte.

Der Karamanier, der mein Zaudern bemerkte, sprang herab, nahm mich wie ein Kind in seine Arme, und trug mich auf den Gipfel der Anhöhe. Der Kamm war nicht so breit wie ein Pferdsrücken; er setzte mich darauf. Der Anblick unter mir war magisch. Ich saß am Rande eines Halbkreises gewaltiger Abgründe, die eine weite, schöne Bai umgaben. Nie war eine noch so schöne Porzellanbowle wunderlicher bemalt und reicher verziert als diese prächtige Tasse: nie war geschmolzen Silber glänzender, als die Wasser rings umher. Auf diesen Gewässern schwamm eine Flotte, und am Ufer bewegten sich Truppenmassen, die von oben gesehn wie große Beete rother und blauer Blumen, oder minder poetisch zu sprechen, wie gewaltige Schüsseln gesottener Krebse und etwas dunkelfarbigen Blaukohls aussahen. Ich war fünfundzwanzigtausend Fuß über diesem prachtvollen Anblick! Welche Situation für einen Kriegersmann aus Altengland, der die Tugenden eines ächten pudding zu würdigen weiß! Die Flotte war die bittische Flotte, die Truppen waren britische Truppen! Wir waren hart bei der schönsten Bai in ganz Asien, bei der Bai von Marmorice ans Land geworfen worden. —

Endlich segelten wir nach Aegypten. Wir überraschten die Franzosen, wie sie Befestigungswerke an der Küste anlegten, und landeten als großmüthige Feinde, gerade wo sie Alles zu unserem Empfang bereitet hatten. Aber das weiß man längst, und ich mag nicht nochmals

erzählen, was Jedermann weiß; aber die Welt weiß noch nicht, daß der Kriegsrath sich drei Tage berieth, ob die Truppen in Pumphosen gelandet werden sollten, oder nicht. An diesem interessanten Faktum, das ich der gelehrten Welt als der erste mittheile, wird man erkennen, wie oft die werthvollsten Einzelheiten verloren gehen, bloß weil die Geschichtschreiber nicht hinter den Vorhang schauen können.

Die berühmte Landung machte erschrecklich viel Lärm. Die Welt nannte sie aus der Ferne die ritterliche That, und ich habe keine Lust, mit der Welt zu disputiren. Aber nach dem zweiten Schuß konnte keine lebende Seele erkennen, ob wir gegen die Sandhügel, die Franzosen oder die glühenden Sonnenstrahlen fochten; ob wir rechts, links, oder zurück gingen; ob wir schlugen oder geschlagen wurden. Geschrei, Verwirrung, anschlagende Wogen, zersplitterte Boote, schreiende Verwundete, krachende Schüsse, das war Alles; über der Scene hing ein Rauch, dicker als irgend ein Schleier, der je eine arabische Schöne verhüllte; unter dieser schwarzen Decke mußten wir herumrudern, landen, fechten und siegen. Als Lohn des Sieges hatte jeder Mann seine Länge vortrefflichen Sandbodens zur Lagerstätte, das prächtige Himmelsblau zum Zelt und die erquicklichsten Verwünschungen des Kriegscommissariats zum Abendbrot.

So ging es fort, Tag für Tag, immer im Kampf mit den Franzosen, immer halb verhungert und ganz gebraten, bis wir sie am einundzwanzigsten März vor Tagesanbruch in unserm Lager fanden. Wir fochten, wie es eben ging, jeder wehrte sich seiner Haut. Die Franzosen sind große Taktiker. Sie fechten nur der Wissenschaft zu Lieb. So wurden sie vor John Bull müd, der bloß der Sache zu Lieb ficht. Der Franzose kämpft bloß, um manövriren, der Engländer manövrirt bloß, um kämpfen zu können. Da von Manövriren keine Rede sein konnte, betrieben wir das Geschäft ganz nach Herzenslust.

Aber der Sieg kam uns theuer zu stehn. Er kostete die Armee ihren braven General, und mich kostete er meinen alten rothnasigen Lieutenant. Wir standen einen halben Schuh auseinander, der kleinen Ruine gegenüber, hinter der die französischen Invincibles zum letzten Mal festen Fuß faßten. Sie feuerten noch einmal, eh sie sich zurückzogen, und da sah ich meinen unseligen Freund fallen. Es war nicht die Zeit, an ihn zu denken; die Franzosen wurden la bayonette dans le cul verjagt; die Schlacht von Alexandrien war gewonnen; und zum Lohne traf unser Corps das beneidenswerthe Loos, noch zehn Meilen weiter zu marschiren, um nach der zurückgelassenen Baggage der Feinde zu schauen. Wir fanden aber nichts; denn der Franzose vergißt sich nicht, mag er nun siegen oder geschlagen werden. In unserm Bivouac fiel mir der Lieutenant ein; in der Hitze des Marsches konnt' ich doch unmöglich an etwas Anderes denken, als an

meine trockne Kehle und müden Glieder. Der alte Bursche war ein trolliger Patron, aber er that mir leid; ich hätte einen weit besseren Mann leichter verschmerzt. Ich entschloß mich zurückzukehren, um zu sehen, was aus dem rothnasigen Mann geworden wäre. Ich erhielt leicht die Erlaubniß dazu. Es war sein Glück, daß ich scharf ritt, denn ich fand ihn einem vorzeitigen Tode so nah, als je ein Held war. Man hatte schon sein letztes Bett bereitet; er sollte schon hinein gelegt werden, als ich etwas in seiner Brust klopfen fühlte. Die Soldaten behaupteten, sie hätten den Befehl, die Todten zu begraben, und dürften sich nicht aufhalten lassen. Aber ich trotzte ihrem Eifer; ich ließ den Gegenstand unsers Haders ins Spital bringen. Endlich sah ich meinen alten Freund wieder auf seinen Beinen. Aber meine Mühe schien vergebens; sein Lebenslicht war am Ausgehn; die Aerzte verboten die Flasche, und der Lieutenant fühlte mit Shylock, daß man ihm das Leben nähme, wenn man ihm nähme, wovon er lebte. Er beschloß mit der Ruhe eines alten Philosophen, dem allgemeinen Loos rothnasiger und nicht rothnasiger Lieutenants nicht auszuweichen. Eh' ich nach Cairo marschirte, saß ich eine Stunde neben ihm. Er war ein ganz anderer Mensch; er sprach vernünftiger, als ich von einem Hirn möglich gehalten, das seit so vielen Jahren in Weindunst schwamm; dankte nach seiner Weise für meine Güte und gab mir einen Brief an seine Verwandten in England. Wir marschirten nach Cairo, besetzten die Stadt, bewunderten die große Moschee, verwünschten das Wasser, die Kost und Bewohner; marschirten zurück, Alexandria zu bestürmen (wo ich vergeblich nach dem Lieutenant fragte); schifften uns ein, landeten in Portsmouth gerade ein Jahr nach unsrer Einschiffung, und wurden, wie es der Weisheit Napoleons und der Thorheit unsrer Minister gut dünkte, verabschiedet.

Ich hatte keinen Grund zu klagen; ich hatte zwar Hunger und Schiffbruch gelitten, ich war krank und verwundet gewesen, aber ich hatte doch weder mein Leben, noch ein Glied eingebüßt. Andere hatten weniger von Glück zu sagen. Unser Regiment war defekt, und ich wurde Capitän.

Als ich eines Tags meine Bagage durchstöberte, fiel ein Brief heraus; es war der des rothnasigen Lieutenants. Mein Gewissen machte mir Vorwürfe; ich glaube in dem Augenblicke war mein Gesicht so roth wie seine Nase. Ich gab den Brief ab. Eine ehrwürdige Matrone empfing ihn. Sie hatte drei Töchter, die schönsten Mädchen in ganz Lancashire, dem Lande der Schönheit: eine Blonde, eine Brunette, und eine dritte, die keines von beiden war und doch abwechselnd beides schien. Ich hatte die Blonde und Brunette recht gern; aber die dritte hatte ich nicht gern, denn ich verliebte mich in sie, was ganz was anders ist. Der Lieutenant war ihr Onkel.

Die Familie bedauerte ihn sehr, sie hatten so viel von seinem Edelmuth zu erzählen. Mariens schwarze Augen machten mich zum Narren, und ich bat um ihre Hand, damit sie anderwärts keinen Schaden mehr anrichten möchten.

Mein Onkel, der Oberst, wurde zur Hochzeit geladen, und er war so vergnügt, daß die Blonde oder Brunette meine Tante hätte werden können, wenn sie nur gewollt hätte. Aber sie bezeigten keine Neigung zu dem lustigen militärischen Torso, und der Oberst mußte mit der Freude seines Neffen vorlieb nehmen.

Der Hochzeittag kam. Die drei Schwest:rn waren schöner als je. Der Oberst war vergnügt und heiter, wie ein Springinsfeld von einem Lieutenant. Marie sprach, unter Thränen lächelnd, in ihrem weißen Gewande sanft erröthend, das verhängnißvolle Ja.

Wir saßen beim Mittagsmahl, alle lustig und guter Dinge, als die Thüre aufging, und — der rothnasige Lieutenant hereintrat.

Hätte ich, wie Brutus, des unsterblichen Julius Geist gesehn, ich wäre nicht mehr erstaunt. Die Freundschaft stand zweifelnd da; aber die Natur war schnell gefaßt; die Matrone warf sich in seine Arme, die Blonde und Brunette ergriffen jede eine Hand, und sogar meine sonnenäugige Braut vergaß ihren verdutzten Gemahl. Wahrhaft, ich hatte Grund genug, zu staunen und zu zweifeln. Die dubiöse Erscheinung meines alten Freundes war wohl beleibt und von gutem Aussehn, aber der Leuchtthurm in seinem Gesichte war erloschen, seine Nase hatte ihre patriotische Farbe verloren.

Der gute Lieutenant erzählte seine Geschichte.

Nachdem ich Cairo verlassen, hatten ihn die Aerzte aufgegeben. Des Doktorirens satt, fest entschlossen, auf originelle Weise zu sterben, schiffte er den Nil hinauf. Die Luftveränderung war ihm heilsam; er sah keinen Doktor mehr, das beförderte die Genesung. Er ließ sich unter den Bauern ober den Katarakten nieder, trank Kameelmilch, aß Reis, trug einen Haick und ritt auf einem Büffel. Porter war nicht zu haben, Palmwein nicht nach seinem Geschmack. Er wurde gesund; der Scheik bot ihm die Hand seiner Tochter und eine hübsche Heerde Büffel als Heirathsgut an, denn er hatte eine sehr gute Meinung von dem Fremden. Der Lieutenaut aber wollte Junggesell bleiben. Da erfuhr er, was es um die afrikanische Nachsucht für ein schreckliches Ding ist. In einer Nacht knallte man mit einem halben Dutzend Flinten in seine Hütte, und er hielt es nun für räthlich, sich aus dem Staube zu machen.

Ich werde mich wohl hüten, die Welt zum Kopfschütteln zu bringen oder gar die Wahrhaftigkeit meiner Geschichte durch die Behauptung verdächtig zu machen, der Lieutenant habe seitdem nur Wasser getrunken. Wie er auch als Muselmann gelebt haben mochte,

seine alte Gewohnheit, seine alte Liebe zum Porter sprach wieder laut zu seinem Herzen. Aber die Klugheit warnte ihn in Gestalt seiner Schwester und seiner Nichten; auf ein Zeichen dieser milden Feen verschwand die Gefahr und das Glas.

Wir waren nun in ängstlicher Erwartung, wie er sich mit dem Obersten vertragen würde. Er hatte sich in der Nähe niedergelassen und brachte seine Abende in unsrer Mitte zu. Er hatte einen Feldzug mit dem Lieutenant gemacht, und alle alten Soldaten wissen, daß die Gefahr, zusammen erschossen zu werden, der bedeutendste Hebel der Freundschaft ist.

Diese Kameradschaft hatte eine unerwartet gute Wirkung. Der Oberst konnte seine Nase nie auf jenen glänzenden Standpunkt erheben, dessen sich des Lieutenants Geruchskasten vor Zeiten erfreut hatte. Wenn nur ein Fünkchen Neid in seinem großmüthigen Herzen geschlafen hätte, wäre es bei der Erneuerung jenes Schmuckes in helle Flammen verzehrend aufgelodert. Darum wachte er über seine Diät, erlaubte ihm nur eine sehr vernünftige Quantität Claret, und hatte für seine Sorgfalt die Freude, seines Kameraden Nase in bescheidenem, flammenlosen Gewande immerdar sich erheben zu sehn.

Pienzenau.

I.

Auf freiem Waldplatze, dessen helles Wiesengrün angenehm von dem Dunkel der Fichtenhaine abstach, deren offener Hintergrund die majestätischen Formen der bayerischen Hochgebirge zeigte, ritt auf leichtgeschenkeltem hellbraunen Jagdpferde ein Jüngling von interessanter Gesichtsbildung und herrlichem Wuchse.

Er trug einen Rock von feinstem grünen Tuche, reich mit goldenen Tressen und Borten besetzt, am Rande und den Näthen mit Laubwerk von Fäden gleichen Metalles gestickt, und mit zahlreichen goldenen Knöpfen von herrlicher durchbrochener Arbeit an den hellgrünen Ueberschlägen der Armel, den Seitentaschen und zierlich ausgenähten Knopflöchern versehen. Unter diesem etwas schwerfälligen Kleidungsstücke blitzte eine, mit bis an die Kniee reichenden Schößen gezierte Weste, deren Farbe, soviel das auf selber angebrachte Silber und Stickerei bemerken ließ, Scharlach seyn mochte. Weiße, gemslederne Beinkleider, vorne breit abgestutzte Stulpstiefel mit großen silbernen Sporen, und ein mit Reiherflaum verzierter, goldberänderter Hut, dessen Form ein regelmäßiges Dreieck bildete, vollendeten das Kostüme eines Elegants damaliger Zeit von hohem Range und Reichthume. Vorne am Sattel zeigte sich ein Paar vortrefflich gearbeiteter, wohl anderthalb Fuß langer Pistolen. Ein silberner Leibgürtel mit blitzender Schnalle trug das breite, an der Spitze etwas gekrümmte Jagdschwert des Reiters, an dessen Seite ein silbernes Hüfthorn an seidener Schnur hing, und welchem zwei graubärtige Jäger folgten, deren einer die silbergarnirte Bürschbüchse des Cavaliers trug, wäh-

rend dem andern ein Paar jener wunderschönen hochstämmigen Dachshunde folgte, welche so beliebt in jenen Gebiergsgegenden sind.

Dem waidmännischen Kleeblatte entgegen ritt ein Mann in der blau und rothen Uniform der bayerischen Dragoner, salutirte militärisch vor dem ritterlichen Jünglinge und überreichte demselben ein wohlversiegeltes Päckchen. Drei Hirschköpfe unter einer Freiherrnkrone waren auf dem Wachse abgedrückt, bei deren Anblick ein freudiges Lächeln über die edlen Züge des Ritters flog, welcher mit den Worten: „ah! vom alten Zündt" das Siegel löste.

Ein rascher Ueberblick des Geschriebenen vertrieb allen Ausdruck des Frohsinns aus dem Antlitze des Lesers. Mit einem Erbleichen, welches mehr bitterem Unmuthe, als der Bestürzung zugeschrieben werden konnte, steckte er das Schreiben in den Busen, befahl seinen Begleitern nach der Burg Pienzenau heimzukehren, bis zu seiner bald erfolgenden Ankunft daselbst das schon längere Zeit bereit gehaltene Feldgepäcke auf Wagen und Lastrosse zu laden, und sich mit der gesammten übrigen Dienerschaft wohlbewaffnet zur Abreise zu rüsten.

Der Herr selbst gab seinem Rosse die Sporen und sprengte nach dem nachbarlichen Wallenburg hinüber zum Freiherrn von Maxlrhain. Auch hier fand der Ritter mit dem ihn begleitenden Dragoner bereits Alles in voller Thätigkeit. Schwerbeladene Rüst- und Packwagen zogen den Burgweg heraus, im geräumigen äußern Hofe des Schloßes stand die wohlbewaffnete Dienerschaft und Jägerei bei den aufgezäumten Pferden, und in langen Reihen die Landleute der Umgegend mit ihren kurzen schweren Kugelbüchsen auf dem Rücken, lange Messer im Gürtel, und stahlbespitzte Bergstöcke in Händen.

Mitten unter diesen Lehnsleuten der dem Freiherrn von Maxlrhain gehörenden Reichs-unmittelbaren Herrschaft Hohenwaldeck stand der Dynast selbst mit entblößtem Haupte, von welchem reiches Lockengekräusel nach Sitte damaliger Zeit über Nacken und Schultern herabrollte. Er schien eben eine Anrede gehalten zu haben, als er dem ehrbaren Hafner von Marbach die maxlrhainische Fahne mit den weiß und schwarzblaueu Querstreifen neben dem Waldeckischen Adler überreichte, während die Linke den Federhut trug.

Freudiges Rufen der kriegslustigen Männer und Emporhalten der Gewehre schien eben so wohl als Antwort auf die Rede des Freiherrn, wie als Bewillkommung des einhersprengenden Ritters von Pienzenau, welchen wir bereits kennen, zu gelten.

„Willkommen, edler Nachbar! willkommen!" riefen die Herren und eilten sich in die Arme. Doch der freudigen Begrüßung folgte bald ernstes, ja trauriges Gespräch über des Churfürsten und des Landes gemeinsame Noth, über die verlorne Schlacht bei Blinheim,

und wie der hochherzige Maximilian Emanuel nun das Land und die Seinen, Alles, was ihm lieb und theuer, verlassen müsse.

Beide Herrn hatten sich betrübende Nachrichten mitzutheilen, von der Ueberschwemmung des flachen Landes durch feindliche Kriegsvölker, von der Noth der Gebirggegenden durch Streifzüge räuberischer Tiroler; wie diese bereits die Veste Hohenaschau enge eingeschlossen hielten, und wie durch Kaiser Leopolds Machtgebot Maximilians Gesandter am Reichstage zu Regensburg, der alte Freiherr von Zündt unerhörter Weise nicht nur vom Reichstage entfernt, sondern auch aus dem Reiche verbannt worden. Bayern sollte in einzelne Theile zerstückelt und diese österreichischen Baronen zu Lehen gegeben werden.

Der Herr von Maxlrhain äußerte den Entschluß, Gattin und Kinder zu seinem Freunde Fugger in die freie Stadt Augsburg zu senden, er selbst aber wollte mit seiner waffenfähigen Mannschaft in's Gebirge ziehen und, so viel an ihm lag, die Tiroler von den Grenzen abzuhalten suchen. — Pienzenau stimmte diesem völlig bei, und erbot sich mit den Seinen zur Begleitung, welche freudig angenommen wurde.

II.

Am nächtlichen Himmel wandelten die feurigen Sterne ihren einsamen Gang. Sie blickten auf einen Jüngling herab, welcher auf dem Grünsee Ecke, einem Bergeskulm im bayerischen Hochlande saß. Wir erkennen in ihm den Dragoner wieder, welcher dem Edlen von Pinzenau einen Brief des bayrischen Reichstagsgesandten Freiherrn von Zündt überbracht hatte. Er trug nicht mehr Dragoner Uniform, sondern die Kleidung eines hochländischen Landmannes, welche sich von der eines Cavaliers nur durch den minder reichen Stoff, durch den Mangel des Goldes und Silbers, die bei weitem kürzere Weste und den enganschließenden Rock unterschied, welcher vom Halse bis auf den Gürtel geknüpft war. Sehr weite schwarze Beinkleider schloßen sich oberhalb dem nackten Knie enge an, und dicke wollene Strümpfe zeigten eine wohlgeformte Wade, bis zur welcher die Riemen hinaufreichten, womit die starken Bergschuhe befestigt waren. Ein runder Hut mit Birkhahnfedern geziert, lag an des Jünglings Seite, dessen braunes Haar in natürlichen Locken auf den weitausgeschlagenen Hemdkragen herabrollte.

Der Vollmond warf die Schatten des Bodenspitzes über die Sennhütten der Stümpfingalpe, von welchen Lichter herüberflimmerten, und glänzte auf den Silberplatten der Bergseen.

Da ertönten gewichtige Tritte unweit der Felswand, an welche der Jüngling sich lehnte, so daß dieser aufspringend seinen Stutzen

ergriff und mit dem Hute die freie Stirn bedeckte. Doch erkannte er in dem riesigen, mit einem alterthümlichen Panzerhemde und einer gewichtigen Partisane bewaffneten Manne seinen Vater, den Wirth und Patrizier Hafner von Marbach, welcher eben die Runde gemacht hatte, und sich nun zu traulichem Gespräche dem wachenden Sohne beigesellte.

Wer hätte gedacht, begann der Alte, nachdem er sich rasselnd niedergelassen hatte, wer hätte gedacht, mein theurer Karl! daß wir uns so wiedersehen würden, als du den kurfürstlichen Fahnen nach Ulm folgtest; in öder Abgeschiedenheit auf unwegsamen Gebirgen, heimathlos und stets gewärtig, die Feuer der Hochwacht als Losung zum Kampfe aufblitzen zu sehen. Siehst du jene Lichter an den Abhängen des Karr und auf dem breiten Rücken des Blauberges? das sind die Wachfeuer der Tiroler, welche auf ein kleines Versehen von Seite unserer Wachen harren, um unsere Heerden zu rauben, und unsere Hütten niederzubrennen.

Wie würde es, wenn wir im verzweifelten Kampfe unterlägen, den edlen Damen ergehen, welche ihre Gatten und Brüder hieherbrachten, da ihnen die Flucht nach Augsburg, wohin sie ziehen wollten, durch die Feinde im Flachlande abgeschnitten worden?

Hier wurde der Alte durch einen tiefen Seufzer seines Sohnes unterbrochen, welcher ihn um so mehr in Erstaunen setzte, als Karl Hafner sowohl seinem Vater, wie seinen Genossen als junger Mann bekannt war, dessen Tapferkeit nichts weniger als einen Zweifel erlaubte, und welcher die Worte: „Vaterland und Vaterlandsehre" mit einer Art abgöttischer Verehrung aussprach.

Ohne jedoch seine Gedanken über Karls unzeitigen Seufzer zu äußern, fuhr der alte Hans Hafner fort: „Ich meines Theils liebe es nicht, wie jene Ritter, unter den Augen der Schönheit meine Tapferkeit und Kriegserfahrung zu zeigen; solches mag bei einem gefahrlosen Tournier oder Carousfel heutiger Zeit angenehm seyn, um seine Gewandtheit und Zierlichkeit im Roßlenken zu beweisen; aber bei einem ernsthaften Kampfe wünsche ich mich je weiter je lieber von Weibern und ihrem Gekreische.

Pfui Vater! unterbrach ihn der junge Hafner, glaubt ihr denn, daß Amely von Maxlrhain sich unwürdig ihrer Abkunft erzeigen würde? Nein, sie würde wie jene Damen, von welchen die alten Lieder erzählen, uns durch das Beispiel ihres edlen Muthes entflammen, und was kann schöner die Hoffnung eines wackern jungen Kämpfers bekrönen, als wenn er sein Leben in Gegenwart und zum Schutze derjenigen aufzuopfern berufen wird, deren Achtung und Wohlgefallen zu erringen, das Ziel seines Daseyns war!

Mit großen Augen maß Hans Hafner den begeisterten Sohn, und erwiederte:

Wie kömmst du denn auf das gnädige Fräulein von Maxlrhain, zu dessen Schutze wohl der Herr von Pienzenau, ihr feuriger Anbeter, bereit seyn wird? es bewohnen ja mehrere Damen jene Alphütten auf der Strümpfing, und ich sprach von Weibern und ihrer Furchtsamkeit im Allgemeinen.

Der junge Exdragoner, welchem dieses Gespräch nicht zu behagen schien, begann selbes auf andere Pfade zu leiten, indem er seinen Unmuth darüber ausdrückte, daß man die Kraft des Hochlandes nur dazu anwende, um die Gebirgspässe gegen tirolische Streifzüge zu hüten; während die Jugend der Ebenen unter Plinganser und andern Freiheitshelden sich schon in manchem Kampfe glorreich mit den Linientruppen gemessen.

Ruhig, brausendes Blut unterbrach ihn Hans, die Herrn von der Landesvertheidigung werden das allgemeine Beste wohl selbst am Weisesten zu wahren wissen. Sie werden uns rufen, wenn sie unser bedürfen, und gewiß des Hochlands siegende Kraft auf den letzten entscheidenden Augenblick versparren, um desto gewisser die Feinde schlagen, und den gnädigsten Kurfürsten im Triumphe zurückführen zu können.

Die Herrn von der Landesvertheidigung! sprach Karl trübe lächelnd, wer sind sie? Edelleute, welche die Leitung des Ganzen an sich gerissen haben, um, wenn die Sache gelingt, sich dem Kurfürsten zu empfehlen; wenn ihnen aber Uebles schwant, sich beim Kaiser rückenfrei machen zu können! Warum soll der Bürgerliche nur Blut und Leben auf dem Altare des Vaterlandes opfern dürfen, warum soll er nicht auch in die Mysterien des Opfers eingeweiht werden, nicht wissen dürfen, in welcher Absicht und mit welchen Wünschen dasselbe dargebracht wird?

Und aufrichtig gesprochen, ich hasse diese vergoldeten Herrn mit ihren großen Perrücken und kleinen Herzen, welche wähnen, sie allein seyen es, welche allen Edelmuth vom Himmel zu Lehen erhalten haben.

Entarteter Sohn! unterbrach ihn der Vater, gedenke, daß du selbst aus edlem Stamme entsprossen, daß deine Voreltern durch unverschuldete Zufälle gezwungen, welche den Glanz ihres Hauses verbleichen, aber nie ihren innern Werth rauben konnten, sich zu einem Gewerbe herabließen, dessen Betreibung ihnen die Aufrechthaltung ihrer Ritterwürde unmöglich machte, daß aber durch kluge Wirthschaft wir wieder zu solchem Wohlstande gelangten, welcher mir es möglich machen würde, mit dem meiner Abkunft würdigen Glanze aufzutreten, wenn ich wollte.

Wohlan denn, edelgeborner Sohn eines erlauchten Hauses! rief der junge Landmann mit bitterm Lachen, so geht denn hin und werbt für euren Sohn um eine jener Damen, welche jetzt auf dem Stümpfing drüben ein so idyllisches Leben führen; und merkt wohl auf, welche Antwort dem adelichen Bauern für den Kitteljunker, dessen Sohn, werden wird!

Pfui, Karl! sprach der Vater mit ruhig verweisendem Tone, lasse mich nicht auf die Vermuthung kommen, daß verletzte Eigenliebe und unbefriedigte Wünsche dich zu so schiefen Urtheilen über einen Stand verleiten, dessen glänzende Tugenden von jeher die Zierde unseres theuern Vaterlandes waren.

Laßt euer Herz brechen, Vater! dann versucht es ruhig und besonnen zu urtheilen! waren Karls schmerzlich ausgesprochene Worte, als ein dumpfer Knall, vom Echo vervielfältigt, von dem Thale der Wechselalpe herauf tönte, und züngelnde Flammen auf den höchsten Spitzen des Rißkogels, der Luchsschneide, des Bodenspitzes, Wall- und Setzberges erschienen.

Hervor aus ihren Lagerstätten stürzten die Männer und Jünglinge, sammelten sich unter den Befehlen der Herrn von Maxlrhain und Pienzenau, und folgten mit Ausnahme einer Schaar, welche zur Bewachung zurückgelassen wurde, ihrer Fahne, welche der alte Hafner an der Spitze des kriegerischen Haufens schwang.

An tosenden Wasserfällen und jäh abstürzenden Felswänden vorbei führte ein schmaler Steig zur Tiefe hinab, von welcher brausendes Kampfgeschrei, vermischt mit dem Knallen der Feuergewehre herauftönte. Die im Lichte des Vollmonds Hinabsteigenden erhoben kampffreudigen Jubel und stimmten mit heller Stimme einen damals in den Gebirgsgegenden sehr üblichen Gesang an.

Aber in den Refrain ihres Liedes mischte sich bereits das Pfeifen der Kugeln, welche von den über die Kaiserklause eingedrungenen Kroaten- und Tiroler-Schwärmen auf die Reihen der Ankommenden abgesandt wurden.

Nach zweistündigem erbitterten Kampfe sah man die schäumenden Wogen des Vallep-Baches vom Blute geröthet, und auf den Felsen und Matten umher die stämmigen Gestalten todter und schwerverwundeter Tiroler und zerlumpter Kroaten mit wildverzerrten Gesichtern neben blutbeströmten Bayern liegen, deren treues Antlitz noch die starren Augen zum Himmel emporrichtete, dessen Bläue sie früher geziert hatte.

Das Schmerzgestöhn der Verwundeten, das Geheul und Fluchen der Fliehenden ward übertönt von dem tobenden Siegesjubel der Verfolger: „Heilige Mutter Gottes von Birkenstein für Bayerland!“

In der Hitze des Verfolgens und in der Dunkelheit der Ge-

büsche, durch welche sein blutiger Weg ihn führte, hatte der junge Hafner einen Fehltritt gethan, welcher ihn über einen steilen Abhang hinabstürzen machte. Doch der gewandte kühne Sohn des Gebirges kam unversehrt auf die Beine zu stehen, und wollte sein Tod und Verderben unter die Feinde bringendes Geschäft eben damit von Neuem beginnen, daß er den vor ihm stehenden Felsen erklomm; als eine weiße Gestalt auf der Spitze desselben erschien, deren Anblick seinen Athem hemmte, deren wohlbekannte zarte Formen, wie sie jetzt im flatternden leichten Gewande sichtbar wurden, selbst im Todesgrausen der Schlacht vor seine Seele getreten waren, seinen Blick erheitert, ihm Freude und höheren Muth eingeflößt hatten. Auch Amely von Maxlrhain, denn sie war es, schien den jungen Kämpfer sogleich zu erkennen, da sie mit dem Ausrufe: „Ach mein lieber Hafner! mein guter Engel führt euch hieher,“ in ängstlicher Hast von Vorsprung zu Vorsprung des Felsens herabsprang.

Wir sind überfallen worden, begann sie zu dem, wie durch einen Zauber Gebannten, unsere Wache ist vor der Uebermacht größtentheils gefallen, nur wenige konnten sich retten. Meine Schwester, meine Schwägerin und meine Freundinnen sind gefangen; ich bin durch ein Fenster der Sennhütte, in welcher wir schliefen, entsprungen, und den hellen Tönen eures Feldgeschreies folgend hieher gekommen. Dieses außer Athem und mühsam hervorbringend, sank die zarte Gestalt erschöpft und ohnmächtig vor dem sich kaum zu rathen und zu helfen wissenden Karl zusammen.

Er umfing die Liebliche, drückte sie, seiner selbst kaum bewußt, an sein hochklopfendes Herz, und eilte, sie von dem schrecklichen Anblicke des Kampfplatzes hinweg an einen fernern ruhigen Ort zu bringen. Geschlossen waren die lieben braunen Augen, welche der Stern seines Lebens gewesen; bleich die holden Züge, welche er so oft aus ehrerbietiger Ferne angebetet; kein holdes Lächeln entschwebte mehr dem süßen Munde und leblos schienen die Glieder, an denen die schaffende Natur die Vollkommenheit ihrer Meisterschaft beurkundet hatte.

III.

In einer Bergschlucht zu Enter Rottach, unfern vom Kampfplatze, stürzt einer jener prächtigen Wasserfälle herab, an denen das bayerische Hochland so reich ist. Da erscheinen in Schlünden, welche selten der menschliche Fuß betritt, an Wildbächen, wohin nur das scheue Reh vorsichtig zur Tränke eilt, die lieblichsten Bilder. Hier stürzt von einer durch Zirbeln verdeckten Schlucht herab das Krystall des Waldwassers in halben Bogen über die verwitterten Felsenstufen, oben hie und da von Föhren verborgen, dann über die Wand herab-

plätschernd in fast unsichtbaren, vom leisesten Lüftchen umhergetriebenen Staubregen aufgelöst. An den Abhängen zu beiden Seiten wechseln Laub- und Nadelbäume in hell und dunkel nüancirtem Grün, welches im Augenblicke, von welchem wir schreiben, das Morgengold verbrämte.

Jetzt war der Gießbach friedlich, aber abgerissene Felsblöcke und Baumstämme zeigten seine Wuth in andern Zeiten.

Hier finden wir die schöne Amely auf eine Rasenbank am Ufer des Wildbaches hingestreckt, in welchem ihre lose herabflatternden, kastanienbraunen Locken sich netzten. Vor der Ohnmächtigen kniete Karl Hafner und die tödtliche Verzweiflung auf seinem Antlitze klärte sich eben in das süßeste Entzücken auf, als ein freundliches Lächeln wieder die sich röthenden Lippen des Fräuleins zu beleben begann.

Da nahte die Schaar seiner von der Verfolgung des Feindes zurückkehrenden Gefährten, die wiederbefreiten Gefangenen triumphirend in der Mitte führend.

An ihrer Spitze zogen die Herrn von Maxlrhain und Pinzenau.

Sieh da, unser wackrer Dragoner! rief der Letztere mit zweideutigem Lächeln, ihr habt traun den besten Theil erwählt, mein guter Reitersmann! und es scheint mir nicht nur bequemer, sondern auch gefahrloser: eine halbe Stunde vom Kampfplatze entfernt, einer Dame Gesellschaft zu leisten, als sich in das wilde Gefecht zu wagen,

Dieser Anspielung Herr! soll die geeignete Entgegnung nicht mangeln, rief der Jüngling aufspringend und zum Hirschfänger greifend; aber die gewaltige Hand seines Vaters hielt ihn zurück, welcher ihm mit donnernder Stimme befahl, ruhig zu bleiben.

Ich glaube ähnliche Scenen vermeiden zu können, warf der Freiherr von Maxlrhain mit angenommener Kälte ein, wenn ich der in einer gestern erst sehr spät angekommenen Depesche erhaltenen Einladung des österreichischen Gouverneurs zu Landshut folge, welcher mir sicheres Geleite für meine Familie verspricht, wenn ich selbe zu meiner Verwandten, der Abtissin des St. Klara Klosters in München senden will.

Traun! rief der junge Hafner, hierin spricht sich der Gemeingeist der Adelichen sattsam aus. Ich glaube gerne, daß der Graf von Werth, als kaiserlicher Statthalter die Freundschaft des reichsunmittelbaren Dynasten für sich und seinen Kaiser zu erringen sucht, um ihn von der Sache Bayerns abwendig zu machen. Ihr aber, mein gnädiger Baron! scheint mit den österreichischen Beamten auf sehr vertrautem Fuße zu stehen, da Ihr ihnen selbst so wichtige Bürgen Eurer Treue gegen Oesterreich in die Hände liefert?

Es ist gut, daß wir des Edelmanns nicht bedürfen, und daß der Bauer hinlängliche Kraft und Willensfähigkeit besitzt, um das

Vaterland, die Hauptstadt und solche kostbare Geiseln von offenen Feinden zu befreien und vor heimlichen zu bewahren!

Die beiden edlen Herren sahen den kühnen Sprecher mit übereinandergeschlagenen Armen und mit einem Lächeln an, welches Heine ein Feudallächeln genannt hätte, und wahrscheinlich blutige Folgen nach sich gezogen haben würde, wenn nicht der alte Hafner die ganze Gewalt seines väterlichen Ansehens gegen seinen Sohn, und allen Einfluß eines ergebenen, geachteten Waffengefährten gegen die beiden Cavaliere angewendet hätte, um die Einigkeit herzustellen.

Solches war ihm endlich auch, wenigstens zum Schein, gelungen; doch hatte das bittere Gespräch die üble Folge, daß Karl Hafner mit seiner Parthie (und zu dieser gehörten alle jungen oder sonst hitzköpfigen Leute seiner Gegend) sich von der hochländischen Landesvertheidigung unter Maxlrhain und Pienzenau und andern trennten, hingegen aber sich mit den Haufen vereinigte, welche aus dem Gerichte Tölz, von Valley, Au und aus andern Gegenden viel zu früh gegen München zogen, bevor die ganze Macht des Landsturmes aus Niederbayern sich mit selben vereinigen konnten. Es ging hier, wie in so vielen Fällen: die Unglückssaat spitzer Worte trug eine traurige Ernte blutiger Folgen.

IV.

In der Christnacht des Jahres 1705 saß die Freifrau von Maxlrhain mit ihren Schwägerinnen Amely und Leutgard, an einem großen, mit Gold durchwirktem Teppiche behangenen, Tische, emsig im Gebetbuch lesend. Die kleine Leutgard putzte sich vor einem großen Pfeilerspiegel zur bald beginnenden Christmette, während Amely, bereits in Pelz gehüllt, am Bogenfenster stand, mit den zarten, wohlgeformten Fingern einen Trauermarsch auf den buntbemalten Scheiben schlug und sehnsüchtig mit den frommen Augen nach den glühenden Sternen und nach der Gegend blickte, wo des Tages die lieben blauen Berge der Heimath zu sehen waren.

Das Gemach, worin die drei Damen sich befanden, war eine der Prunkkammern des St. Klarastiftes in München.

Das verworrene Treiben der unten hin und her strömenden Menge verursachte ein dumpfes Brausen, gleich dem eines herannahenden verheerenden Sturmes.

Beim Sternlichte und dem schwachhingleitenden Schimmer einzelner Laternen konnte man die dunkeln Mäntel der Münchener Bürgerschaft erkennen, durch deren zahlreiche Schaaren drängend die einförmigen Waffentrachten österreichischer Krieger oder die bunte Kleidung der Ungarn und anderer Slaven sichtbar wurden, welche dem ehrbaren Bürger mit Brutalität begegneten, und Frechheit genug be-

saßen, durch die Stille der heiligen Nacht ihre wilden Gesänge hören zu lassen. Doch glaubte Amely manchmal durch dieses barbarische Geheul die schmerzverzogenen Töne klagenden Grimms, zornerfüllter Trauer und Verderben drohender Wehmuth zu hören — ach! Bayern war ja kein freies Land, kein Staat, München keine Hauptstadt mehr.

Herzlose Miethlinge hausten da, wo sonst väterliche Liebe einheimischer Fürsten in Mitwirkung der Edelsten und Besten des Landes gewaltet hatte. Wo Gemeinsinn und Zutrauen herrschten, da thronte jetzt die Unterdrückung und der Argwohn. Der freie Wille war gelähmt, der Bürger seines Ehrenzeichens, seiner Waffe, beraubt.

Der Kern des Volkes, die schönsten, hoffnungsvollsten Jünglinge sollten nach kleinherziger Politik ausser Landes in entfernte Provinzen als Soldaten abgeführt werden, denn, wie es auch im alten Assyrien war, der Fürst in Despotien darf nie dem eigenen Volke trauen, sondern muß die Kraft der einen Provinz zur Unterdrückung der Andern gebrauchen; da herrscht nicht das Gesetz, sondern die Willkühr, nicht Liebe, sondern Furcht, da gibt es nicht Obrigkeit und Staatsbürger, sondern Herren und Sclaven.

Mit dumpf feierlichem Tone zeigte der schwere Stundenhammer auf dem Frauenthurme Mitternacht an, und alle die schweigsamen Glocken im katholischen München erhoben die ernsten Metallstimmen, und riefen aus feiernd ruhiger Höhe herab:

„Ehre sey Gott im Himmel und Friede den Menschen auf „Erden, so eines guten Willens sind."

Frieden? ja Frieden riefen sie aus die ehernen Zungen — aber mit einem Vorbehalt! — und sie sind nicht eines guten Willens die Diener des Tyrannen, daher sollen sie auch nicht Frieden haben!

Mit den Worten: „jetzt liebe Schwestern! wollen wir zur Christmette gehen," erhob sich die Freifrau, das Gebetbuch schließend. Da sahen die Mädchen ihr Auge von Thränen geröthet, (sie hatte für den fernen Gatten gebetet, für den Freund, in dessen Rechte sie Amelys Hand zu legen hoffte, und welche beide noch beim Heere der Vaterlandsvertheidiger standen, und mit theilnehmendem Mitgefühle wollte sie die Schwägerin umarmen; als ein Blitz sie blendete, ein pfeifender Ton über das Haus flog, ein Donnerknall, dessen Grundfeste erschütterte und der Feierklang sämmtlicher Glocken in wimmernden Angstruf sich verwandelte.

„Gott, das ist Sturm," rief die Edelfrau, sich mit beiden Händen das erbleichende Antlitz bedeckend, „und Münchens Gassen werden zum Schlachtfelde."

Ich kann nicht klagen, Schwägerin! sprach Amely, sich stolz emporrichtend. Dieses Glockengewimmer verkündet der Unterdrücker Angstgestöhne. Dieser zitternde Trommelwirbel, welcher feiles sklavisches Raubgesindel vom Trinkgelage zu den Fahnen ruft, ist kein Schlachtruf der Tapfern. Im Kanonendonner spricht die Freiheit, spricht das neue erwachende Bayern seinen Jubel aus. In Aller Augen glänzt die Freude, glänzt der alte Muth!

Wie das Fräulein gesprochen, so bewährte sich die That. Münchens Bürger rotteten sich zusammen, hier wurde ein altes Schwert, dort ein verborgener Doppelhacken hervorgezogen.

Des Hochlands Söhne hatten den Isarthurm genommen, und stürmten gegen die auf Plätzen geschaarten Feinde an, als ging es zum Gelage. Kugelhagel fegte die Strassen, sie stürzten mit dem Jubelrufe: „Heilige, siegreiche Jungfrau für Bayerland!“ auf die Kanonen und machten sie verstummen. Bald flohen die Kaiserlichen in wilder Unordnung, und München war befreit.

Wie damals der Anbick der gefürchteten grün und rothen Reiteruniform ein panisches Schrecken unter den Kriegern verbreitete, welche kurz zuvor von Bayerns unrettbarer Verlorenheit und gänzlicher Niederlage unverschämt geprahlt hatten, wie die sich immer gleich und orginell bleibende Auerjugend, mit langen Haselstöcken bewaffnet, die übereilt verlassenen Wachposten bezog, die weißen Federbüsche zum Thor hereinschwankten; da öffneten sich alle Thüren, eilten die patriotischen Bürger hervor, bewillkommten die hereinsprengenden Braven, bewirtheten sie mit Erfrischungen, küßten und umjubelten den geachteten Anführer, welcher noch lange in den Liedern des Volkes leben wird! und freuten sich, daß der gute geliebte Churfürst nun bald in seine Hauptstadt zurückkehren würde.

Während man in München sich ganz dem Entzücken über die wieder erlangte Freiheit überließ, nahte sich von Anzing herauf ein schweres Gewitter. Unter dem kaiserlichen Generalmajor Kriechbaum zog Fußvolk, Reiterei und Geschütz gegen die Hauptstadt, welche alsbald angegriffen wurde. Die Landesvertheidiger verließen selbe, um den, jedem Bayer so heiligen Sitz ihrer Herrscher wo möglich vor den Uebeln zu schützen, welche einer belagerten, oder bei allenfallsigem Wechsel des Kriegsglückes mit stürmender Hand eingenommenen Stadt zu drohen pflegen.

Sie zogen sich auf die Anhöhen von Sendling, wo sie hinter Zäunen und Hecken, hinter kunstlos aufgeworfenen Brustwehren, hauptsächlich aber hinter der Mauer des Kirchhofs verschanzt, den übermächtigen Feind erwarteten.

Da kehrte auch die geschlagene Besatzung Münchens, welche allein schon so zahlreich war, wie der Haufe der Landesvertheidiger, zurück.

Mit dieser vereint befahl Kriechbaum an der Spitze seiner disciplinirten, wohlbewaffneten Truppen den Angriff gegen die ringseingeschlossenen, aller Kriegskunst und Ordnung baaren, schlechtbewaffneten Bauern.

Münchens Bürger, entwaffnet und abgeschnitten, wie sie waren, konnten nichts thun, als für die gute Sache wünschen und beten. Es geschah, wie sich leicht voraussehen ließ. Kunst und Uebermacht überwanten die Tapferkeit. Die unglücklichen Bergbewohner lagen in langen blutigen Reihen neben einander todt oder sterbend. Wenige überlebten den Trauertag bei Sendling, und diesen wäre es besser gewesen, ihn nicht überlebt zu haben.

Aber auch die kaiserlichen Anführer übersahen mit trübem Auge die schrecklichen Lücken, welche das bayerische Schwert in ihre Reihen gerissen. Sie sahen, wie jeder gefallene Bayer ein zahlreiches Gefolge erschlagener Feinde mit sich in jene Welt hinübergenommen, und namentlich traf Kriechbaum auf einen schönen aber todtbleichen Jüngling, welcher über einen ganzen Haufen derselben hingestreckt lag.

Karl Hafner, denn er war es, lebte noch; aber beide Beine und sein rechter Arm waren von Wunden gelähmt, während seine Linke noch drohend eine Fahne mit der Aufschrift emporhielt:

„Lieber bayrisch sterben, als in des Kaisers Unfug verderben."

Der Feldherr ließ ihn mit andern Verwundeten in die Stadt bringen, wo ihre Verpflegung in den kaiserlichen Feldlazarethen schlecht genug gewesen seyn mag.

Auf die Nachricht der verlornen Schlacht bei Sendling kehrten auch die Schaaren der Hochländer unter Maxlrhain und Pienzenau und die Niederländer wieder um, welche sich hatten vereinen wollen.

Maxlrhain beschränkte sich fürderhin darauf, sich und seine Nachbarn zu vertheidigen und die feindlichen Kriegsvölker von jenen Gegenden abzuhalten, welchen Vorsatz er auch mit dem Muthe eines Ritters und den trefflichen Maßregeln eines Weisen durchführte.

Pienzenau wußte sich mit den Niederländern zu vereinen. Er kämpfte nun mit Auszeichnung neben Plinganser und andern Patrioten und litt mit Ihnen den Schmerz, alle heldenmüthigen Anstrengungen und Aufopferungen scheitern zu sehen. Als er aber nach dem verhängnißvollen Tage bei Aiterbach alles verloren sah, verließ er zerrissenen Herzens das Vaterland, und reiste zu seinem unglücklichen Churfürsten, welchem er nun ein treuer Begleiter und milder Tröster blieb.

V.

Schwer aber lasteten Oesterreichs Ketten auf dem verwaisten unterjochten Lande. Maximilian Emanuels Kinder wurden außer Landes abgeführt, wo sie, fühllosen Wärtern übergeben, nicht einmal die Namen der Theuern aussprechen durften, welche ihnen das Leben gegeben hatten.

Der Kurfürst selbst wurde in die Acht erklärt, die gänzliche Entwaffnung des Landes mit Härte vollstreckt, und demselben Lasten überbürdet, die es erdrücken mußten. Ausländer und Günstlinge theilten sich in das schöne Bayern. Der Blick wendet sich mit Schaudern vom damaligen vieljährigen Elende des Vaterlandes.

In dieser Zeit, wo das Blut getreuer und biederer Bayern in Strömen floß, Patriotismus und Edelmuth Verbrechen, der Rabenstein das Sterbebett der Ehrenwerthen war; wurde auch der von seinen Wunden kaum genesene junge Hafner, weil er gegen die jetzige Landesregierung das Schwert gezogen, als des Hochverraths schuldig erklärt, und zum Tode verurtheilt.

Aus dem engen Pförtchen eines der Thürme, welche von Münchens Stadtmauer damals aufstiegen, trat so eben der Mönch mit dem Allerheiligsten, welcher dem „armen Sünder," wie man ihn nannte, mit den in der katholischen Kirche üblichen Sterbsakramenten versehen hatte. — Eine Menge Andächtiger oder Neugieriger hatte denselben in düsterm Zuge begleitet, von deren lauten unisonen Gebete die Kerkergewölbe wiederhallten. Ihnen entgegen schritt, nachdem er sein Knie vor dem segnenden Priester gebeugt, ein ehrwürdiger alter Mann von noch rüstigen Gliedern, hohem Wuchse und düstern Ernste auf der tiefgefurchten Stirn. Er nannte einen der umstehenden Eisendiener seinen Namen, und wurde sogleich zu den Gefangenen eingelassen.

Vor einem mit schwarzem Tuche bedecktem Tischchen, auf welchem ein hölzernes Kruzifix stand, saß Karl Hafner und las bei dem spärlich durch die Eisenstäbe des vergitterten Fensters dringenden Tageslichte in einem Gebetbuche, welches er jedoch rasch weglegte und dem Eintretenden in die Arme eilte.

Mein Vater, rief er aus, so habt ihr euch diesen schmerzvollen Anblick nicht ersparen wollen!

Es gehörte die Seelengröße und Nervenstärke der beiden Hochländer dazu, um in einem solchen Augenblicke sich aufrecht erhalten zu können. Nach den ersten feierlichen Scenen des schmerzlich süßen Wiedersehens vor naher langer Trennung schritten Vater und Sohn

Hand in Hand auf das im engen Kerkergemache befindliche Strohlager zu, auf welches sie sich niedersetzten und einander eine Zeit lang schweigend anblickten.

Ich betrete, begann endlich der Sohn, ich betrete mit ruhigem Vertrauen das grause Thor, welches mich in jene Welt einführen wird. Der in meinem Innern aufgegangene Trost überzeugt mich, daß mein Schöpfer die Sünden meiner raschen Jugend ausgetilgt. Ich eile in die Arme meines ewigen Vaters, ich eile zu meiner guten früh verlornen Mutter und verlasse mit Dank eine Welt, in welcher Amely nie die Meine wird, und aus welcher Ihr guter Vater, mir hoffentlich bald nachkommen werdet. Vielleicht werde ich jenseits beauftragt, fügte er mit strahlendem Auge, aber schmerzlichen Lächeln hinzu, sie als schützender Engel zu umschweben, und auf die sanftesten Pfade des Lebens zu leiten. Dereinst aber soll mein Kuß das Leben von den süßen Lippen lösen, über denen ich hienieden die ewige Seligkeit hätte vergessen können, — es sollte nicht also seyn! — dann will ich sie in das Reich der ewigen Liebe einführen, und unsere gleichgestimmten Seelen werden in einem ewigen Akkorde verschmelzen.

Horch! die Glocken ertönen, dieselben Glocken, welche uns in der Christnacht zum Sturme riefen. Ich glaubte damals, sie mit erorbern zu können, deren Namen ich hienieden nicht mehr aussprechen will.

Lebe wohl, Vater! auf baldiges Wiedersehen. Ich höre klingende Tritte in den Gängen. Es wird eine Abtheilung der hiesigen Besatzung seyn, um einen von denen zum Henkertode abzuholen, vor welchen sie in jener Nacht so erstaunlich behende zu laufen wußten. Sie werden frischgesohlte Schuhe bekommen haben, und dem gefesselten Sohne der bayrischen Löwin trotziger ins Auge blicken, als damals. Der tiefgebeugte Vater vermochte kaum ein Wort zu erwiedern; doch beim Hereintreten der Krieger, welche seinen Sohn zur Hinrichtung abholten, faßte er sich plötzlich, reichte ihm die Hand und sprach: „Auch dich mein theurer Karl, soll heißer Liebeskuß vom Leben befreien.“

Dann schritt er fest und ruhig durch die herandrängende Menge, in deren Gewühle er sich bald verlor.

Der Scharfrichter nahte sich dem nun ganz heiter blickenden jungen Hafner, bat ihn, nach Sitte der Hochgerichte, um Verzeihung wegen des blutigen Werkes, welches er mit ihm vornehmen sollte, schnitt ihm die langen Locken vom Hinterhaupte, warf ein grautuchenes, auf der Brust mit schwarzem Kreuze bedecktes, Gewand über selben, und führte ihn die schmale Wedeltreppe hinab ins Freie, wo

bereits ein zweiräderiger Karren seiner wartete, auf welchem der edelstolze Jüngling von den Henkersknechten gefesselt wurde.

Begleitet von einem Priester, einer Justizperson zu Pferde, und von langen Reihen Bewaffneter, und umwallt von einer unzählbaren Volksmenge, bewegte der traurige Zug sich gegen den langgedehnten Hügel hin, welcher von Sendling her sich im Westen der Hauptstadt erhebt.

So sehe ich noch einmal die lieben blauen Berge, sprach Hafner zu seinem priesterlichen Begleiter, auf denen so oft das Vergnügen der Jagd mich ergötzte.

Ihr Anblick ist die letzte Freude meines Lebens und auf den majestätischen Wendelstein mein Auge geheftet, will ich sterben.

Der Zug hielt am Fuße der Blutbühne, deren Treppe der Verurtheilte mit raschem Fuße erstieg und sich gelassen auf den Todesstuhl setzte. Ein kurzes von dem Priester gemurmeltes Gebeth wurde von der dichtgedrängten Volksmenge wiederholt, während der hinter dem Stuhle des zum Tode Geweihten stehende Scharfrichter ein neben ihm stehendes Tischchen von darüber gebreitetem schwarzen Flore entblößte, das darunter liegende Schwert mit beiden Händen ergriff und das Blitzende schwang.

Doch das Pfeifen desselben wurde durch einen dumpfen Knall unterbrochen, und Karl Hafner lag entseelt, ehe der tödtende Streich ihn schmachbringend berühren konnte.

Niemand hatte den Schützen gesehen. Als aber die Volksmenge sich verlaufen hatte, fand man die Leiche eines alten Mannes im dichten Gestrüppe ohngefähr 150 Schritte von der Richtstätte. Ein losgebrannter Kugelstutzen lag daneben auf dem Boden. An der Leiche fand man nicht die mindeste Verletzung, daher allgemein vermuthet wurde, der alte Mann sey plötzlich von einem Schlagfluße berührt worden. Es war Hans Hafner.

VI.

Zehn traurige Jahre blutete Bayern unter den Fesseln der Zwingherrschaft. Als aber die Verhältnisse sich glücklicher gestalteten, der hochherzige Kurfürst Maximilian Emanuel im Kreise der Seinen in sein Land, in seine Hauptstadt zurückkehrte, der lang vermißte eingeborne Herrscher zu dem kindlich frommen, treuen Volke, da war die allgemeine Stimme die der freudigsten Rührung!

Im Jubelsturme eines Volkes verhallt der Wehlaut, welcher den zuckenden Fibern eines gebrochenen Herzens entzittert, ungehört. So war es mit Pienzenau, welcher den Triumph der Volksliebe seines fürstlichen Freunde mitfühlend, den schönsten Hoffnungen eines noch süßeren Triumphes seines Herzens vereint hatte.

Er fand sich getäuscht. Amely war der ländliche Jüngling theurer gewesen als der prächtige Ritter und nach Karls Opfertode wollte sie gemäß der Denkart damaliger Zeit, nur „die Braut des Himmels" seyn.

Nach Jahren schloß sie ihr von frommer Begeisterung durchglühtes Leben in demselben Kloster, in welchem sie früher vor den Stürmen des Krieges Schutz gefunden.

Wie aber der Allliebende für jede Wunde des Lebens Balsam gedeihen läßt, so fand auch der Ritter von Pienzenau, als er heimgekehrt zur väterlichen Burg um der Trauer über seines Lebens sturmzerknickte Blüthe sich zu weihen, die kleine Leutgard zur vollendeter jungfräulicher Schönheit herangewachsen — ganz wie Amely vor zehn Jahren war — und mußte unwillkührlich im Ebenbilde dasselbe Ideal erkennen, welches er im Urbilde angebetet hatte.

Sie liebten sich und führten das Leben glücklicher Gatten in ihren heimathlichen Bergen, aus welchen der Friede, so lange sie lebten, nicht mehr wich.

Poesie und Philisterthum.

Novellette von S. Hänle.

Ja Narrheit ist die rechte Scheidewand zwischen dem ewig Unsterblichen, und dem flüchtig Vergänglichen.

Bettina.

I.

Der Tanz hatte heute die Jugend zum Feste geladen, und in köstlich geschmückten Sälen die geliebte Freundin empfangen. Der alte joviale Mann ließ aus allen Ländern Europas seine Söhne und Töchter zur Zierde des Festes zusammenrufen, und sie alle waren erschienen, die lebensfrische, wildtaumelnde Französin Gallopade, die stolz graziöse Polonaise, der lüstern ungestüme Fandango, der deutsche jugendwarme Walzer und die phantastische griechische Tochter, um anmuthreiche Figuren auf dem Teppiche des Saales zu wallen. Auch hatte die Begleiterin des Tanzes, die sinnige Musik, die Kinder ihres muntern Wiener Sohnes zum Feste geschickt, daß sie mit schelmisch lüsternen Harmonien die Guirlanden des Tanzes umketten sollten.

Endlich kam sie die liebliche Jugend, des Tanzes gefeierte Freundin, sie kam, ganz Freude, ganz Lust, ganz Jubel, die alte Gouvernante Etikette mußte zu Hause bleiben und konnte nicht mit dem strengen Fächerschlage des Geziemens die naiven Ergüsse der Freudetrunkenheit ihrer Pflegetochter hindern. Seht, wie er sie liebt der freundliche Tanz die muntere Jugend, wie er es versteht, jeden ihrer Blicke zu deuten, wie er rasch in die lichtesten Farben der Wirklichkeit kleidet, was erst noch Ahnung ihrer Brust war.

Aber die Jugend thut auch nichts ohne ihren Freund, nur durch seine Vermittlung wird das Mädchen Jungfrau und Geliebte, und

der Jüngling geliebt und liebend. Heute war sie pracht- und lust-geschmückt bei dem Feste erschienen. Welche Schaar junger Mädchen, die alle, wenn gleich in den verschiedensten Zügen das Visum der Schönheit in ihrer Erscheinung tragen! Du erschrickst in heiliger Liebe vor dem strengen majestätischen Blicke dieser Brunette, und möchtest die Flammen deiner Augen mit den Gluth-Augen dieser Schwarzgelockten vermählen. Und diese ernste Heilige hier mit den blondgelben lang abwallenden Locken und dem bescheidenen Veilchen ihres Auges!

Die Erkenntnißliebessonne warf noch nicht ihre verklärenden Strahlen auf die verschämten halbverschlossenen Augenwimpern jenes sechzehnjährigen Mädchens dort, das halb sinnig, halb träumend in das Gewühl der Tanzenden hineinschaut. Betrachtet sie wohl die Jünglinge und hält die Wage des Urtheils in den Fingern ihres Geistes? Wahr ist es, schwer ist die Wahl; hier der Ausdruck männlicher Kraft, dort der fein unterscheidender Weltkenntniß, hier herzgewinnende Offenheit, dort interessante Schalk- und Gewandtheit.

Emma hatte endlich das Ziel ihres Suchens gefunden. Der dort dem Tanze trotzend mitten unter den Fröhlichen ein Ernster steht, ein Versteckter mitten unter dem ausgesprochenen Gefühle, ein Sparsamer mitten unter der Verschwendung der Hingebung, hat das reizende Mädchen aus seinen Betrachtungen geweckt, und hält ihre Gedanken jetzt gefangen. Nachläßig lehnt er sich an die blumenumwundene Säule, seine Blicke fliegen stolz über die Menge hinweg, als ob er sie zu überschauen denke, und an ihrer Freude die Sonde seiner Menschenkenntniß legen wolle, und sein schön gebildeter Mund zieht sich gewaltsam hinab in die Furchen des Spottes. Ist es Freude, ist es Schmerz, ist es Lachen oder Weinen, das so plötzlich, wie ein flüchtiger Geist über seine Mienen hinwegschlüpft?

Sie tanzen nicht, Vetter? fragte Emma.

Ich taumle so genug, erwiederte Arthur. Der Tanz ist die barockeste Jakobsleiter in den Himmel der Gefühle, und ich möchte nie mich in so süßen Schlaf einlullen, um nicht beim Erwachen die zerflogenen Himmelsträume desto schmerzlicher entbehren zu müssen.

Wie meinen Sie das?

Sehen Sie, Emma, wie Ihre Augen funkeln, wie die Freude Ihre Brust hebt, und dabei führte er sie zu einem der breiten Wandspiegel des geschmückten Saals. Emma erschrack vor sich selber. Das zur Sittsamkeit und Zurückgezogenheit erzogene Mädchen schauderte vor ihrem eigenen Bilde zurück, aus welchem der Taumel ungezügelter Freude deutlich sprach.

Arthur betrachtete sie lächelnd.

Ja, ja, sagte er, es ist ein Mißgriff, in einen Tanzsaal gehören

keine Spiegel. Aber jetzt werden Sie mich wohl schon besser verstehen. So eben haben Sie vergnügt und gutmüthig Ihre Blicke auf Ihren Tänzer gerichtet, zutraulich den Arm in den seinigen gelegt, und im lebhaften Wechselgespräche Scherz und Ernst mit dem ausgetauscht, den Sie nicht kannten; aber morgen, Emma, wenn Sie ihn auf der Straße treffen, werden Sie ihn kaum mehr beachten, Ihr Auge wird sich schüchtern niederschlagen vor dem, dem Sie heute keck entgegenblickten, nicht mit einem Finger dürfte er Sie berühren, der so eben den Arm um Sie schlang, und ein leichtes Kopfnicken wird vielleicht seinen Gruß erwiedern. Siehe da, welcher Wechsel! heute Freiheit und Kosmopolitismus, morgen Despotismus und Egoismus.

Emma hatte dem Vetter ziemlich aufmerksam zugehört, doch mochte sie seinen Ideengang wohl noch nicht ganz begreifen. Aber, lieber Vetter, sagte sie jetzt, Sie werden doch nicht verlangen, daß ich auf der Straße einem wildfremden Menschen Rede stehen soll? Auf dem Balle da ist es etwas anderes, da kann man ja nicht unhöflich seyn, und überdies ist ja die Mutter da.

Die Sie täuschen, Emma.

Wie kommen Sie nur auf solche Gedanken, Vetter? ich bin heute recht vergnügt, und habe heute gar nicht Zeit dazu, an solche Dinge zu denken.

Arthur lächelte.

Eben deshalb, weil Ihre ganze Seele nur Freude denkt, täuschen Sie Ihre Mutter, Emma.

Wie so?

Ich will, um Ihnen die Sache deutlicher zu machen, mit Ihnen auf das Comptoir Ihres Vaters gehen. Denken Sie sich, er gäbe Ihnen Waare, die Sie statt seiner verkaufen sollten, und Sie würden bei der Gelegenheit, wo Sie die anvertraute Waare losbringen könnten, statt derselben ihre eigenen verkaufen. Das Bild ist freilich etwas merkantilisch, aber es ist von dem Comptoire Ihres Vaters, spöttelte Arthur in sich hinein. Doch sagen Sie, würden Sie da wohl Ihren Vater täuschen?

Nun ja.

Diese prächtig geschmückten Säle, fuhr Arthur weiter fort, sind aber nichts Anderes, als ein großes Waarengewölbe; Frau Mutter ist die Verkäuferin, die ledigen Herren sind die Käufer, und Sie selbst, Fräulein, sind die, wenn gleich recht werthvolle, Waare. Ihr Mädchen möchtet eure Hand gern verschenken, und sie dem Ersten Besten, der euch gefällt, zuwerfen; die Mütter aber sind schlauer, die wollen Euch nicht umsonst aufgezogen haben, da wird denn um Euere Hand geschachert, Versorgung, Reichthum, Amusement werden zu höheren

und niederern Preisen angeschlagen, bis die Summe voll und man des Handels einig ist. Arthur lachte heftig laut.

Aber so arg ist es doch nicht, entgegnete Emma. Die Eltern meinen nur, daß man auch sorgen müsse für das Alter, und daß die Liebe zum Glücklichwerden wohl nicht hinreiche.

Und nehmen uns deshalb die Liebe, sprach Arthur. Der Schluß ist köstlich; weil die Liebe zum Glück nicht hinreicht — keine Liebe. Im Grunde haben Sie auch recht, lieber vollkommener Mangel, als Mangel an Vollkommenheit. Was soll auch die geniale Göttin Liebe an dem Pfluge der Haushaltungsorgen und auf der Kothstraße des trivialen Lebens?

Arthur schwieg. Emma blieb gedankenvoll bei dem Vetter stehen. Die Worte desselben hatten ihr viel zu viel zu überlegen gegeben, als daß sie das Gespräch sogleich wieder fortsetzen wollte.

Arthur deutete auf die Tanzenden, und fuhr in aufgeregter Stimmung fort:

In der That, unsere Bälle sind vollkommenere Frauenbazare, als man bei den Türken findet. Der Türke versteht es nicht, seine Waare in ein vortheilhaftes Licht zu stellen. Der alberne bindet die Sclavinnen, deren Reize uns entzücken sollen, er hemmt die Maschine, deren Wunderkraft uns gewinnen soll. Ganz anders der schlaue Occidentale. Ihr Mädchen seyd fröhlich, und entfaltet als Schauspielerinnen wider Willen die verborgensten Reize Eueres Gemüths- und Sinnenlebens in dieser Athmosphäre, ach! und überseht die schlauen Blicke Euerer Eltern, die sich darüber freuen, daß Ihr ungebeten Euere Reize den Käufern so glücklich entfaltet. O Ihr seyd sehr elend Ihr Occidentalinnen, deren Seelenleben von Berechnung, Etikette und Gefühl grausam zerrissen wird. Ich wenigstens, schloß er mit lautem bitterem Tone, danke, wie die Juden, täglich Gott, daß er mich nicht zum Frauenzimmer gemacht hat.

Eine neben ihm stehende Dame hörte diese letzten Worte, und fragte ihren Tänzer ziemlich leise, aber doch noch Arthurn verständlich, nach dem Namen des so lebhaft sprechenden jungen Mannes.

Es ist der Vetter des Banquiers Rosa, entgegnete der Angeredete, ein Jüngling mit hübscher Frisur, Schnurrbart und goldener Kette, zuckte die Achseln und setzte leiser hinzu: „er ist etwas überspannt.“

Arthur hörte es, drehte sich um, lachte seinem Nachbar ins Gesicht, machte ein Compliment und entfernte sich.

Emma aber machte heute Nacht vor dem Schlafengehen, als sie in ihrem Gedächtnisse die Begebenheiten des Ballabends nochmals vorüberziehen ließ, einen rothen Strich unter den Namen ihres Vet-

ters, und legte sich mit den Worten zu Bette: „Arthur ist doch recht interessant.“

II.

Schön ist Sonnenaufgang, die Königin des Lichtes verklärt und erhebt Menschengefühl, wenn sie den Himmel verklärend den Tag begrüßt; schöner Seelensonnenaufgang, wenn aus der Dämmerung der Kinderjahre sich das goldene Licht des Erkennens und des Sichbewußtwerdens der Gefühle entwickelt und seine rosigen Strahlen ausströmt über die Menschenbrust; am schönsten Seelensonnenaufgang in dem reinen unschuldsvollen Busen einer Jungfrau. Arthur genoß dieses entzückenden himmlischen Anblicks. Emma ist nicht mehr das kindlich naive Mädchen, wie wir es auf dem Balle verließen; denn gefallen ist das Kleid zutraulicher Unwissenheit, das jenen Jahren so gut stehet. Vetter Arthur ist geschäftig gewesen. Er hat das klare Glas ihrer Anschauungsweise zu dunkeln versucht, sie aus dem naiven Auffassen ihrer Umgebung gerissen, und Tugend und Laster der Menschen in Michael Angelos gigantischer Gestaltung ihrer Betrachtung vorgeführt. Er mußte staunen über das Seelenleben dieses Mädchens, das mit einer wunderbaren ihr innewohnenden Harmonie die Verzerrungen und Zerwürfnisse der Außenwelt stets in ein glückliches Gleichmaß zu bringen verstand. Es that ihm wehe, diese glänzenden Farben, mit welchen noch nie getäuschte Jugendhoffnung sich ihre Umgebung und die Zukunft ausgemalt hatte, trüben zu müssen mit dem Pinsel seiner Anschauung, der in das hoffnungsloseste Grau mißgestalteter Wirklichkeit getaucht war. Wenn er so bei ihr saß, wie sie von den Menschen sprach, und vertrauens- und unschuldsvoll die schönsten Blumen der Tugend auf dem schmutzigen Acker der Gesellschaft zu finden wähnte, und er im Begriffe war, ihr die Wahrheit, die düstere, nackte Wahrheit in ihrer ganzen Grausamkeit zu zeigen, fühlte das Herz des menschenverachtenden Arthur's sich seltsam bewegt, und er glaubte wieder an Liebe unter den Menschen. Er glaubte, er könne Emma lieben, ja manchmal überredete er sich, er liebe sie wirklich, und war glücklich in diesem Glauben; denn das wild ungestümme Treiben seines Gemüthes hatte dadurch nun ein Ziel und einen Haltpunkt gefunden. Emma dagegen war ihrem Vetter herzlich zugethan, vielleicht liebte sie ihn auch, aber sie wußte es nicht — denn sie hatte noch nie daran gedacht, nach dem Namen der Gefühle zu fragen, die sie glücklich machten.

Arthur saß eines Abends an seinem Schreibtische und arbeitete. Es war eine Idylle, die er angefangen hatte, alles Unstäte und Wilde sollte dieser Dichtung fern bleiben, und dargethan werden, daß die seltene Blume des Glückes am lieblichsten in dem bescheidenen Thale

der Zufriedenheit erblühen könne. Aber wie er es auch anfing, es gelang ihm nicht, immer sprang sein Geist über die selbstgezogenen Schranken hinüber, und erhob sich auf luftigen Stufen bis zur Glanzeshöhe der Unumschränktheit und des stolzen Ueberblickens alles Menschlichen. Unmuthig warf er zuletzt die Feder hinweg. „Es geht nicht!" rief er aus, „wie soll die Poesie auf diesem engbegrenzten Raume sich ihre duftige Wohnung bauen können! Die Ketten der Alltäglichkeit fesseln zu drückend das Götterkind, und in dem Kothe der Sorgen um niedere Lebensbedürfnisse beschmutzt sie ihre Flügel. Und die Liebe ist der Dichtkunst edelste Tochter, sie stirbt, wie ihre Mutter an dem Staube der Lebens-Heerstraße."

Diese Betrachtungen hatten den jungen Mann in dem Zimmer auf und nieder getrieben, und er verließ jetzt dasselbe, um unter dem sternenhellen Horizonte die verlorene Ruhe des Gemüthes wieder zu finden. Er eilte rasch durch die Straße; ihm begegnete ein alter Mann, ein Bekannter seines Vaters. Arthur ging ihm vorüber, ohne ihn zu beachten. „Wo hinaus so schnell, Herr Arthur?" hielt ihn des Mannes wohlbekannte Stimme an.

„Es ward mir in der Stube zu enge, ich mußte in das Freie; und wo gehen Sie denn hin?"

„Ich gehe so in mein Kaffeehaus," erwiederte der Angeredete; „ich komme dort um die bestimmte Stunde hin, habe meinen alten Platz, lese die Zeitungen, und gehe um zehn Uhr wieder regelmäßig nach Hause. Aber Sie verzeihen, Herr Arthur, ich muß jetzt fort, der Marqueur erwartet mich pünktlich, er müßte sonst einem Andern die Zeitungen geben."

Der alte Mann entfernte sich.

„Dummer Gewohnheitsmensch," schalt Arthur, „so treibt er es schon zwanzig Jahre, und ist richtig der Karrengaul seiner Gewohnheiten geworden."

„Doch da kommt unser lustiger Freund Kammergerichts-Assessor Zaller."

„Wo hinaus, Freund?" rief ihm Arthur schon von Ferne entgegen.

„Laß mich," erwiderte jener, „ich muß noch auf das Gericht, wir haben heute einen wichtigen Kriminalfall gehabt."

„Triumph!" rief Arthur freudig aus, „also gibt es noch Menschen, die den Muth haben, die Schlafmütze des gewöhnlichen Lebens von ihrem Haupte zu werfen, die über die bürgerlichen Grenzlinien hinüberspringen, und die Phantasie mit dem Leben vermählen wollen; aber, rief er lachend, man nennt sie Verbrecher und sperrt sie ein. Versteht sich, wie könnten die Drahtpuppen der vom Vater ererbten Lebens- und Anschauungsweise es zugeben, daß Einer gerade

und selbstständig gehe in ihrem Lande. Das wäre ja gegen alle Sitte und Recht."

„Aber Arthur, ich glaube, du bist närrisch geworden," entgegnete der staunende Kammergerichts-Assessor, „an Allem dem, was du da herphantasirst, ist ja kein wahres Wort. Ein hiesiger Kupferstecher hat es sich beigehen lassen, falsche Kassenscheine zu machen, das ist mein ganzer Kriminalfall."

Arthur preßte die Lippen über einander und ging weiter, ohne dem Assessor mehr zu antworten.

Es war gerade Theaterzeit.

Arthur gerieth unbemerkt hinter einen seiner Bekannten, der ein hübsches Mädchen begleitete. Er hörte leise und heftige Worte. Es waren Liebesworte.

Arthurs Herz lechzte nach solcher Speise; ist doch die Liebe die Erlöserin allein, welche der Phantasie den Hafen öffnet, und den Leidenden, von dem Zwange des Vernünftelns Angeketteten, gewaltsam hinausreißt in die Freiheit des Geistes und des Gemüthes.

Er lauschte.

„Du liebst mich, Therese?" fragte der entzückte Jüngling.

„Innig," versicherte die Angeredete, „aber ich bitte dich, Ferdinand, geh jetzt von mir, denn du siehst ja, wie viel Leute ins Theater gehen, man könnte uns belauschen, und es dem Vater berichten."

Ferdinand entfernte sich traurig.

Arthur eilte mürrisch von dannen.

Der Himmel hatte sich mit Wolken umzogen. Dumpfer Donner hallte von der Ferne her, und grell aufflammende Blitze zeigten einen schwarz umwölkten Horizont. Arthur freute sich auf das Gewitter. In dem Kampfe der Elemente liegt etwas Großartiges und Erhabenes, und die gigantischen Gesetze der Orkane spotten der Pygmäen-Einrichtungen der Menschen. Bald stürzten Regenströme vom Himmel hernieder, und Donner und Blitz wetteiferten, Ohr und Aug zu erschrecken und zu betäuben. Arthur stand unerschüttert. Er lachte über die Menschen, die zagend vorüber liefen, oder sich unter einem Giebeldache sicherten, er war mehr als sie, er trotzte den Elementen. Da drang ein jäher Schmerzstrahl durch seinen Körper, er hatte den Rheumatismus vergessen, von dem er sonst heimgesucht ist. Zähneklappernd vor Zorn und Frost suchte er die Wohnung eines Freundes. Rose's Wohnung war die nächste. Er stieg die Treppe hinauf. Man meldete ihn. Emma war allein zu Hause, sie sprang ihm liebevoll entgegen. — Sie war nicht bürgerlich, sonst hätte sie sich gescheut, ihn zur Nachtszeit in Abwesenheit der Eltern zu empfangen. Der Gedanke entzückte Arthur, er ward wieder Lust und Leben.

„Gut, daß Sie kommen," rief sie aus, „wie oft habe ich heute

an Sie gedacht, und mich nach Ihnen gesehnt. Sie sollen mir rathen, Arthur! die Vermögensverhältnisse meines Vaters sind in Abnahme gekommen; der Hartung, Sie kennen ihn ja, der schöne reiche Mann der den glänzenden Laden dort an der Ecke besitzt, freit um mich, meine Eltern wollen, ich solle ihn heirathen, er könne sie stützen. Arthur, was soll ich thun?"

„Fein brav seyn," erwiederte Arthur mit bitter sarkastischem Tone, „und ihn heirathen, auf daß der Spruch der Bibel erfüllt werde, und die Goldstücke Ihres Vaters sich wieder vermehren und die Erde fallen."

Arthur stürzte fort. Erschöpft an Geist und Körper kam er nach Hause.

III.

Und so ward denn die liebliche Emma die Braut des reichen Hartung, der den glänzenden Laden an der Ecke des Marktes besitzt.

Als die lästigen Förmlichkeiten der Verlobung vorüber waren, und Emma allein, trat sie vor den Spiegel, um zu sehen, welche Aenderungen der neue Stand in ihren Mienen hervorgebracht hatte. Sie versuchte zu lächeln, aber sie vermochte es nicht, unbemerkt stahl sich eine Thräne aus ihrem Auge. War es der Abschied von ihren Mädchenjahren, war es der im Hintergrunde lauernde Gedanke, daß der Bräutigam doch ganz anders sey, als die Träume ihrer Jugend sich ihn ausgemalt hatten, der diese Bötin der Wehmuth in ihr Auge führte? Emma schloß sich bald und willig ihrem Bräutigam an. Hartung war ja herzlich gut, und verstand er es auch nicht, die zarten Empfindungen ihres Gemüthes zu würdigen, und verletzte auch manchmal eine etwas plumpe Aeußerung die Feinfühlende, so versöhnte sie doch immer wieder die aus allen Worten und Handlungen Hartungs deutlich sprechende Liebe zu ihr.

Sie wußte und fühlte es deutlich, daß sie über Hartung geistig erhaben sey, und daß sie nicht die Ansprüche von Geistesgewandtheit und Ueberlegenheit an ihm machen könne, die sie so gerne an dem Manne ihrer Wahl, der sie das ganze Leben hindurch lenken und leiten soll, erblickt hätte; aber der Gedanke, durch diese Verbindung den Wohlstand ihrer Eltern wieder herstellen zu können, entschädigte sie hinlänglich für dieses Opfer.

Arthur sah die Sache anders an, er knirschte mit den Zähnen, als er die Nachricht ihrer Verlobung erfuhr. Ihm war der Gedanke unausstehlich, daß das holde Mädchen dem Reichthume ihres Vaters geopfert werde, und all die herrlichen Anlagen, die Emma besäße, unentfaltet in einer trüben Rechenstube oder in einem mit modischen Puppen ausstaffirten Salon verkümmern sollten. Der Verlust erhöhte

Emmas Reize in ihm. Er machte sich Vorwürfe, daß er die nun für ihn Verlorene nicht früher in ihrem ganzen Werthe erkannt, und die, wie er jetzt glaubte, in ihm schon lange regen Liebesgefühle nicht ausgesprochen habe. Er zürnte mit sich selbst, er zürnte mit Emma, daß sie ihn nicht verstanden habe, er zürnte mit Hartung, daß der Flache ihm feindlich in den Weg getreten sey, und war unzufrieden über Alles. Fast jede Gesellschaft war ihm unausstehlich, keine Unterhaltung konnte ihn mehr fesseln, und sonst schon gewöhnt, die kranken Flecken der socialen Zustände begierig aufzusuchen, gefiel er sich jetzt in der grellsten Ausmalung der Unnatürlichkeit unserer jetzigen Verhältnisse. Mitten im größten Ernste des Gespräches goß er plötzlich über die wichtigsten Angelegenheiten die schärfste Lauge paradoxer Behauptungen aus.

Und wieder lockte der freundliche Tanz die freudeliebende Jugend in seine hell erleuchteten Säle.

Emma stand wieder vor Arthur, der mit demselben Mißmuthe, wie einst, in das Lustgewoge der Tanzenden blickte. Aber Emmas Züge hatten sich unterdessen glänzend entfaltet. Heitere Freundlichkeit, sinniges Auffassen der Umgebung, und ein tiefer, heiliger Ernst sprach aus den Zügen der reizenden Jungfrau.

„Arthur, woran dachten Sie?" fragte Emma.

„An die Wahrheit meiner auf dem letzten Balle aufgestellten Behauptungen," entgegnete Arthur.

Emma schlug verwirrt die Augen nieder.

Arthur blickte sie scharf an, und verhehlte den Ausdruck des schmerzlichen Hohnes nicht, der aus seinen Augen und Mienen sprach.

„Lieben Sie die Blumen, Emma?"

„Wie kommen Sie zu dieser Frage?"

„Weil es sowohl Liebe als Grausamkeit seyn kann, was diesen Strauß der schönsten an Ihren Busen befestigte. Es ist Liebe, daß Sie sie in so entzückende Nähe bringen, aber es ist auch Grausamkeit, denn so entzückende Athmosphäre muß sie tödten. Aber es kann auch Gefallsucht seyn, und vermuthlich ist sie es, welche diese Blumen pflückte und befestigte. Ach die Blumen stehen Ihnen gar zu gut. Was kümmert Sie es, ob sie sterben oder nicht, wenn sie nur gut kleiden."

„Arthur, wer gibt Ihnen das Recht, mich so zu peinigen?"

„Emma!"

Emma ward glühend roth.

„Ja, ich bin sehr glücklich, Fräulein," sagte eben Emmas Bräutigam zu seiner Tänzerin, und stellte sich vor seiner Braut und Arthurn in die Kolonne.

„Hören sie Emma!"

„Warum tanzest du nicht, Emma, die jungen Herren werden sich über dich beklagen.“

Emma schwieg.

Hartung tanzte weiter.

„Ihr Herr Bräutigam sagte Ihnen treffliche Complimente, Emma; man sieht es, Ihre geistreiche Nähe hat ihn angesteckt.“

„Arthur, Sie sind boshaft.“

„Soll ich Ihnen vielleicht auch Complimente machen, wie Ihr Herr Bräutigam?“

„Die Ihrigen würden nicht so harmlos seyn.“

„Sie lieben also Zucker ohne Kalmus,“ lachte Arthur, „geben Sie Acht, Sie werden sich die Zähne verderben.“

„Es wäre gut, wenn Sie sich die Ihrigen schon längst verdorben hätten, Sie würden dann weniger bissig seyn.“

„Das ist mein größter Stolz, daß ich es bin, und daß sie meine freie Brust noch nicht einschnüren konnten in die Zwangsjacke des Anstandes, daß ich noch kein gesittet artig Kind ihrer Ansichten geworden bin, und daß ich der Etikette und den tausend Rücksichten in das Gesicht lache; aber Ihnen freilich ist die Kette des Philisterthums zur Rosenkette geworden, welche Sie an einen so liebenswürdigen Mann knüpft.“

„Ja, das ist er, mein Bräutigam, recht gut ist er und recht freundlich,“ erwiederte Emma, mit weicher, rührender Stimme.

„Sie werden recht glücklich werden, ich gratulire,“ entgegnete plötzlich lächelnd Arthur. „Sie haben Recht gehabt, Mühmchen, die Sonne Ihres Glückes in der reichgefüllten Kasse von Hartungs Comptoir zu suchen. Sonst wohl habe ich von Mädchen geträumt, die Muth genug hätten, das Schiff ihres Lebens durch den gigantisch mächtigen Rheinfall zu lenken, die sich gelangweilt hätten, wie Beate in der Fabel an der ewig glatten See des Schicksals, aber diese Träume sind mir längst vergangen, unsere Mädchen denken an andere Dinge; ich kann mir recht gut vorstellen, wie Emma zum Beispiele, sich des Pantoffels bemächtigen wird, mit dem guten Herrn Gemahl so recht bequem Kaffee trinkt und spazieren fährt, und Silbergeräthe und feine Wäsche sich in die Haushaltung anschafft.“

Arthur blickte unmuthig zur Seite, „und hie und da,“ fuhr er in gesteigertem Affekte fort, „wird man Vetter Arthur zu Tische einladen, und Vetter Arthur wird kommen in seinem besten nur wenig abgeschabten schwarzen Fracke und in seiner zahmsten Laune; er wird die Madame Hartung nach der Gesundheit fragen, und ihren neuen seidenen Ueberrock bewundern, die Kinder in der Geographie examiniren, und mit dem Herrn Vetter vom Wetter reden.“

„Sie sind fürchterlich,“ rief Emma.

Arthur ergriff ihre Hand und preßte sie heftig. „Emma! als neulich Ihr Vater den wundervollen Kupferstich in Ihrem Zimmer an einen Trödler verkaufte, der ihn nicht zu schätzen verstand, da ärgerte ich mich; Emma, Sie sind mir mehr werth, als jener Kupferstich. Ich ärgere mich, wenn ein Stümper auf meinem Wiener Flügel klimpert und Sie verargen es mir, daß ich vor Wuth knirsche, wenn Emma mit ihren herrlichen Anlagen — Emma Sie sehen, ich kann auch Complimente machen — in eine Trödlerbude verschachert wird."

„Und wer sagt Ihnen denn, daß Hartung wirklich so ist, wie Ihre übersprudelnde Phantasie ihn schildert?"

Arthur zuckte die Achseln. „Emma Sie werden falsch, Sie glauben selbst nicht, was Sie sagen. Sehen Sie ihn dort, wie er so zufrieden und selbstgefällig Süßigkeiten über seine Nachbarin ausschüttet, sehen Sie die Lust, mit welcher er gedankenlos auf dem Strome der Alltäglichkeit hinschwimmt, und fragen Sie mich nicht erst, ob ich Recht habe mit meiner Schilderung?"

Emma's verlegener Blick suchte den Boden. Sie sann noch über eine Antwort. Endlich brachte sie halb stotternd vor: „Und wer sagt Ihnen denn, Vetter, daß man mit diesen Menschen, die nichts von Euern hochfliegenden Ideen wissen, nicht glücklicher lebe, als mit Euch? Ihr macht große Ansprüche an die Frau Euerer Wahl; Euere Leidenschaften sind heftig, aber je heftiger und glühender sie sind, desto rascher entfliegen sie. Hartung macht keine Ansprüche an mich, als Treue und Liebe, er selbst wird mich weniger glühend, aber desto beständiger lieben, als es einer Euerer Großgeister je thun würde."

Emmas Stimme am Anfange dieser Rede leise und gebrochen hatte immer mehr und mehr an Festigkeit gewonnen, und man sah es ihr an, daß die anfangs nur zur Lüge ersonnenen Worte ihr später selber Ueberzeugung brachten. Arthur glühte, ihr Einwurf war treffend, das fühlte er, und dieser plötzliche Strahl der Wahrheit brachte den Sichern und Uebermüthigen in Verwirrung. Er schwieg und seine Blicke wollten verlegen denen Emma's ausweichen, aber sein ihm zur Gewohnheit gewordener Hang zur Beobachtung lenkte unwillkürlich seine Augen noch einmal zu ihr zurück, und ein unbeschreilicher über ihr ganzes Wesen ausgegossener Liebreiz fesselte sie dort.

„Glauben Sie wirklich," fragte er mit milder versöhnender Stimme, daß Sie mit Hartung glücklich werden?"

Emma erwiederte rasch, und beinah verdrossen: „ja." Aber eine Thräne, die an ihrer Wange hing, strafte ihre Worte Lügen.

Arthur bemerkte die Thräne, schwarzer Ernst legte sich in seine

Züge, und ein bitterer Mißmuth sprach aus seinen Mienen. Er wendete sich rasch um, und sagte, sie scharf fixirend — „gute Nacht, Base.“

Emma verfärbte sich, sie kannte Arthur zu gut, um nicht die Ursache seines Unwillens zu errathen.

„Arthur, wenn Sie wüßten —“

„Daß ich die Blumen,“ fiel Arthur ihr in die Rede, „nur deswegen an meinen Busen befestigte, um mir das grausame Vergnügen zu machen, ihnen das Glück der Liebe zu zeigen und sie dann zu morden; nicht wahr, Emma, das wollten Sie mir sagen?“

„Arthur!“

Gute Nacht.

Und der glückliche Hartung führte Emma nach Hause. Er war seelenvergnügt, er erzählte, was er mit diesem und jenem Mädchen geplaudert, daß der Champagner so gut war, wie er Hoffnung habe, mit dem Kaufmann Lotter ein vortheilhaftes Geschäft abzuschließen, und wie man überall von den guten Eigenschaften seines Bräutchens rede.

Emma sagte gar nichts.

Als sie nach Hause gekommen war, warf sie sich auf ihre Ottomane und weinte.

Es war ein schönes Bild, das liebliche Mädchen mit dem glänzenden Ballstaate in Thränen gebadet. Arthur hätte sich wohl gefreut, wenn er das gesehen hätte. Arthur aber saß in seinem Schlafzimmer, das Haupt auf der geballten Faust gestützt, und verfluchte die Menschen und ihre Leidenschaften.

Hartung hatte sich ruhig niedergelegt, und träumte von seiner Braut.

IV.

Die Liebe malt mit schimmerndem frischem Farbenglanze das Bildniß des Geliebten. Die geniale Künstlerin sitzt nicht ängstlich an der Staffelei und lauscht nicht Zug vor Zug der Natur ab, die heilige Einheit des Ganzen tritt auf einmal harmonisch und gestaltet vor ihre Anschauung. Und wie sorgsam wacht sie dann über das einmal vollendete Bild des Geliebten, daß ja kein schmutziges Stäubchen der Außenwelt das Heiligthum beflecke und verderbe. Wehe aber, wenn feindliche Gewalten die Sorge der Liebe täuschend das Gemälde beflecken; bemüht sie sich auch dann rastlos, den alten Farbenglanz wieder herzustellen, ihr Mühen ist umsonst, es verschlimmert nur. Die Liebe ist aber die egoistische Künstlerin, sie liebt nur den, den ihre üppige Farbenpracht verklären kann, und mit dem Gemälde wirft sie den Gegenstand ihrer Zuneigung weg.

Die arme unglückliche Emma fühlte jetzt zum erstenmale all die

Schmerzen eines gewaltsam verhehlten Seelenleidens. Sie liebte Hartung nicht mehr, er war ihr verhaßt geworden, sie erschrack, wenn sie ihn sah, und jedes zu ihm nothgedrungen gesprochene Wort machte ihre Seele krank, und vergrößerte ihren Haß. Das ganze Leben lag allen Schmuckes entkleidet vor ihr, und der einzige Zielpunkt ihrer Hoffnungen, der nun heißgeliebte Arthur rückte immer weiter und weiter in die Ferne. Stundenlang saß sie in ihrem Zimmer und dachte an ihn. Sie wiederholte die Worte, die er gesprochen, und suchte lange und ängstlich in ihrer Seele, bis sie einen Widerklang derselben in ihr gefunden hatte, und war dann entzückt über ihre Sympathie mit ihm. Ueber ihre Lage dachte sie nicht nach, sie scheute die Wirklichkeit, die mit peinigenden Eindrücken sie verfolgte. Wenn Arthur kam, und er kam jetzt öfters, schlug zwar Gewohnheit und die innere Stimme der Sitte die heiße Gluth ihrer Liebe etwas nieder, aber der scharfblickende Geliebte errieth leicht die schlechtverhehlten Flammen.

Arthur dagegen war selig. Das Verhältniß mit Emma, das wie mit künstlicher Autorenfertigkeit angesponnen, sich nun immer mehr und mehr verwickelte, entzückte ihn. Die Braut eines andern liebte ihn, die Situation war göttlich, das Spiel höchst interessant. Nun hatte er Poesie im Leben und für alle seine Leidenschaften einen Anhaltspunkt gefunden. Auch er dachte darüber nicht nach, was das Ende dieser Verkettungen seyn würde. Die Gegenwart machte ihn glücklich, er fürchtete jede Katastrophe, denn er wollte keine Zukunft. Was konnte sie ihm bringen, Emmas Hochzeit mit Hartung? Der Gedanke war ihm unausstehlich. Eine Auflösung dieser Verbindung? Er glaubte nicht daran. Emma schien ihm zu schwach dazu.

Er überredete sich, er liebe Emma wirklich, seine Worte wurden süß und zärtlich, und eine milde Rührung gesellte sich seinem Spotte bei, der nur Hartung noch mit ungeschwächter Schärfe traf.

Hartung war einige Tage abwesend.

Emma mußte eine Freundin besuchen. Arthur wollte die Heimkehrende abholen und nach Hause begleiten. Das Wetter war stürmisch, der Regen schoß in Strömen hernieder. Arthur in seinem Mantel eingehüllt, stand unerschüttert von den Unbilden des Sturmes auf der Straße, vor dem Hause von Emmas Freundin.

Er freute sich über das Wetter. Er hielt diese gewöhnlichen Kunststücke der Liebe, diese kleinen Aufmerksamkeiten, dieses Haschen nach einem Blick der Geliebten, das Vorübereilen vor ihrem Fenster, das Abpassen der Geliebten, um sie nach Hause zu führen, von jeher für nicht angemessen für die Würde des Mannes und der Liebe. Heute sollte er sich selbst eines solchen Mittels bedienen. Hätte da noch sanfter Mondschein und eine heitere Sternennacht, diese gewöhnlichen

Ingredienzen zu einem Rendezvous in sentimentalen Romanen das Nachhausebegleiten begünstigt; der paradoxe, junge Mann würde statt zärtliche Worte der Liebe frivole Gedanken über die Scene gefunden haben. Liebesworte aber, mitten auf der Straße während dem Getöse herabstürzenden Regens gesprochen, hatten wegen der seltsamen Situation etwas Reizendes und Lockendes für Arthur.

Endlich kam Emma. Sie war mißvergnügt, denn sie hatte keine Befriedigung an dem Geschwätze ihrer Bekanntinnen gefunden, deren tadelnde Zungen über alle häuslichen Verhältnisse der Stadt sie daran mahnten, daß auch sie vielleicht bald das Opfer hämischer Nachrede werden könnte. Emma hing an Arthurs Arm. Arthur war in der That glückberauscht. Der frische Athemhauch des lebenswarmen Mädchens, die schnellen Pulsschläge ihres Blutes, die er zählen konnte, die ganze liebliche Emma durchschauert von dem Schrecken des sie umgebenden Sturmes, hülfeflehend an seiner Seite, verwirrte die Phantasie des Dichters, daß sie die tollsten Bilder der Zukunft durcheinander warf, und sich die süßesten Träume ihres Besitzes schuf. Er brannte fieberisch, seine Hände drückten zärtlich heftig die Emma's. Emma schwieg, aber ihr ganzer Körper zitterte an dem Arme ihres Geliebten. „Emma! rief er endlich, Sie sind Braut — aber," setzte er langsam hinzu, und sah sie dabei mit dem Flammenblicke glühender Leidenschaft an, aber nicht ich, der Bräutigam."

„Arthur, Sie machen mich unglücklich!"

„Sie sind es schon," entgegnete Arthur. Darauf gingen sie schweigend eine Weile neben einander fort. „Emma!" nahm Arthur wieder das Wort, und Emma fühlte in seinem Arme die mächtige Gluth, die ihn durchströmte. „Emma, lieben Sie mich?" Emma schwieg. Jetzt weinte sie, und versuchte zu sprechen, doch waren es nur unverständliche Laute, die sie hervorbrachte, jetzt schwieg sie wieder, ihre Thränen flossen nicht mehr, ihr Auge hellte sich auf, ihre Blicke wurden unbeschreiblich mild, Arthur staunte ob dieser Veränderung, und sie sprach mit festem, bestimmtem Tone. „Ja, Arthur, ich liebe Sie." Sie schien selig, glücklich. Eine schwere Last war von ihrem Herzen gefallen. Arthur war verlegen. Die bestimmte Antwort hatte ihn, er wußte nicht warum, unangenehm berührt, und ihm seine alte Kaltblütigkeit wieder gegeben. Doch verhehlte er es geschickt, und lauschte, wie es schien, aufmerksam den zärtlichen Reden Emma's, welche die langverhehlte Liebe gesprächig und rücksichtslos gemacht hatte.

Die Liebenden gingen bis zu Rose's Wohnung. Emma eilte mit der Hast der Liebe in ihr Zimmer, um den Jubel der Freude unbemerkt ausgießen zu können.

Arthur ging langsam, nachdenkend nach Hause. Diese Erklärung, die er doch selbst herbeigeführt hatte, war ihm unangenehm. Er fürchtete die Prosa, die alte kapriziöse Frau, mit den tausend und abermals tausend Rücksichten, mit dem Brodkorbe und dem Anstandsbuche würde nun störend in seine Verhältnisse eingreifen. Und er hatte sich nicht getäuscht.

V.

Die Trauer war in Rose's Wohnung eingezogen. Die Mutter weinte, die Tochter hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen, der Vater saß mit finsteren Blicken über seinen Büchern und rechnete.

Emma ist nicht mehr Braut. Zu der Eltern Füßen lag sie und flehte, sie möchten ihr Unglück nicht fordern, denn sie könne Hartung nicht lieben, und diese Verbindung brächte ihr den Tod.

Die guten Eltern wollten ihr einziges Kind nicht elend machen.

Und die tausendzüngige Dirne, das Gerücht eilte geschäftig durch die Stadt, und überall rief es: „Emma ist nicht mehr Braut," und setzte höhnisch hinzu: „der überspannte Arthur hat sie zu diesem Schritte verleitet."

Der überspannte Arthur hörte es, und eisiger Schauer lief durch seine Glieder. Nun fing er an zu denken und zu rechnen. Was er gefürchtet, was er so sehr gescheut, das Philisterthum hatte ihn nun erreicht, und hohnlachend warf es seine Stricke um seinen freien Nacken. Er fühlte es, er müsse seine Schuld sühnen, und mit seinem eigenen Glücke das Emma's erkaufen, er müsse Emma heirathen. „Heirathen!" das Wort grinzte ihn an, wie das Antlitz eines hämischen Feindes, der ihn in seiner Gewalt hatte. „Heirathen," rief er, „und alle die tausend Erbärmlichkeiten und Häßlichkeiten des Philisterthums mir freiwillig auf die Schultern laden, und werden, wie Einer von ihnen?" Er zuckte zusammen bei diesem Gedanken. Aber konnte er anders? durfte er Emma, wie eine zum Spielzeuge seiner Launen gepflückte Blume von sich werfen? Jetzt, wo glühende Liebe zu ihr ihn allein aufrecht erhalten hätte im Sturme, entfloh tückisch das geträumte Gefühl, und ließ ihm nichts, als Leere und Reue in seinem Herzen zurück.

Arthur, schwarz gekleidet, ging langsam nachdenkend über die Straße hin. Sein niedergeschlagener, umwölkter Blick bemerkte, wie sich so manches Fenster öffnete und man neugierig auf ihn niederschaute. Arthur ging in Rose's Wohnung. Er ließ sich melden. Man nahm ihn an. Er fand überall nur bestürzte Mienen. Emma saß auf dem Sopha und schluchzte. Arthur ging mit festen Schritten zu Rose, nahm Emma's Hand und sagte mit starker, kräftiger Stimme:

„Herr Commerzienrath! Emma liebt mich, geben Sie mir sie zur Frau?"

Emma lächelte unter Thränen.

Rose zuckte die Achseln und sprach mit trauriger, rührender Stimme: „mit Freuden, Arthur, wenn Sie sie ernähren können. Ich kann meiner Tochter nichts geben. Sie sind ein geschickter Mann, aber Sie haben sich bis jetzt nur noch wenig erworben. Kommen Sie wieder, wenn Sie Vermögen, oder hinlängliche Mittel besitzen, sich solches zu verschaffen."

Arthur ging langsam nachdenkend wieder nach Hause. Er hatte die Prosa aufgesucht, aber die Prosa hatte ihm Bedingungen gesetzt, und will den Gefangenen zu ihrem Vortheile nun ausbeuten.

Emma ließ sich nicht mehr unter den Leuten sehen, denn der gute Ton hatte Gericht gehalten über sie und sie ausgestoßen aus der Gesellschaft. Sie saß zu Hause und mußte sich von Bällen und Soireen erzählen lassen, die sie nicht mehr besuchen konnte, weil sie nicht Muth genug hatte, die Blicke und das Gespötte aller Anwesenden zu ertragen. Sie suchte darüber zu scherzen, aber es that ihr dennoch recht wehe.

Bald darauf bezog der Commerzienrath Rose mit seiner Familie eine kleine Wohnung vor der Stadt; denn er hatte sein Haus verkauft, um seine Gläubiger zu befriedigen. Die Eltern machten Emma keine Vorwürfe, aber Emma machte sie sich selber.

Arthur studierte fleißig, denn er wollte und mußte Emma ernähren. Er kam häufig zu ihr, er heuchelte Gluth und Liebe, aber Emma's unglückgeschärftes Auge errieth seine Verstellung. Sie grämte sich darüber. Die Eltern sahen es, und forschten ängstlich nach der Ursache des Grames ihrer Tochter. Emma verhehlte sie. Sie war sehr unglücklich; die liebevolle Theilnahme der Eltern, die sie so gekränkt hatte, schmerzte um so mehr, je deutlicher sie den Mangel an Liebe bei dem erblickte, der sie zu dieser Kränkung verleitet hatte.

Emma fing an zu kränkeln.

Arthur hielt ihr Leiden für Verstellung. Sein Mißmuth über das nothgedrungene Brodstudium vergiftete jedes Wort, das er zu ihr sprach; er splitterrichtete stets an ihrem Benehmen; er überhäufte sie mit Vorwürfen.

Emma ward ernstlich krank.

Weißgekleidete Mädchen trugen einen Sarg hinaus, auf welchem ein Myrthenkranz lag. Ein junger Mann, in dessen Zügen man den Ausdruck tiefen Schmerzes bemerken konnte, ging hart hinter der Bahre.

Als man die Leiche eingesenkt hatte, fragte ich den jungen Mann nach dem Namen der geschiedenen Jungfrau.

„Emma, die Tochter des Commerzienrathes Rose."

„Und die Ursache ihres Todes?"

Der junge Mann sah mich lange an, es zuckten seine Lippen, und gräßlicher Spott vermählte sich mit dem höchsten Ingrimme in den Mienen seines Antlitzes.

„Sie starb," sagte er, heiser lachend, „am Philisterthum, oder, wenn Sie wollen, an der Poesie."

Wir kennen den jungen Mann, er heißt Arthur.

Der Sohn und der Eidam.

Novellete von J. Priem.

I.

So reisen wir also wirklich morgen, mein lieber Vater? —

Ich willfahre deinen Wünschen immer gerne, antwortete der alte Graf von Liebenthal seiner Tochter Julie — die nöthigen Vorkehrungen sind bereits getroffen.

Diese Zusage rief auf Juliens Antlitz den reinsten Ausdruck der Freude hervor, und verlieh ihm dadurch die Anmuth eines Engelbildes. Vater! lieber guter Vater, ich danke dir für deine liebevolle Güte, rief sie, und hing sich an des Grafen Hals, und bedeckte seine Stirne mit Küssen. Wie wird sich Adolar freuen, wenn er mich sieht, — was wird er für Augen machen; er glaubt mich ja krank, ans Zimmer gefesselt, und findet mich nun frisch und gesund, und eher als er sichs träumen läßt. —

Das liebliche Kind verließ, überglücklich in dem Gedanken in kürzester Zeit den so heiß Geliebten zu umarmen, das Zimmer, und eilte hinab in den Garten, um ungestört sich den freudigen Gefühlen seines Herzens überlassen zu können. —

Adolar von Wallhof, der Sohn eines berühmten Kriegers, der auf der blutgetränkten Ebene Leipzigs sein Leben ließ, war Juliens bestimmter Gatte.

Der Graf von Liebenthal, ein Mann von seltnem, herrlichen Character, nannte den Oberst Wallhof, Adolars Vater, seinen einzi-

gen Feind. Der Oberst glaubte in dem Grafen ein Hinderniß bei der Ausführung eines kühn entworfenen Planes zu finden, und warf einen tödtlichen Haß auf ihn, der nur mit seinem Leben erlosch. Liebenthal hatte in Folge desselben viel Böses von ihm erlitten und manche bittere Stunde erlebt, aber n i e an dem, mit aller Offenheit zu Werke gehenden Feinde eine andere Rache genommen, als stille Verzeihung.

Adolar war noch unmündig, ein schwaches verlassenes Kind, als ihm eine französische Kugel den Vater raubte. Liebenthal nahm seines Feindes Kind zu sich und erzog es mit seiner Tochter Julie. Einen Sohn hatte ihm das Schicksal im zartesten Alter geraubt, ein Verlust, der ihm um so schmerzlicher war, als nicht der Tod, sondern geheime Rachsucht ihn herbeigeführt. Doch mußte er das geraubte Kind todt glauben, da in 25 Jahren keine Spur zu finden war, und Adolar sollte seine Stelle ersetzen.

Seine Waffengefährten, die öfteren Zeugen der Unbilden, die der unversöhnliche Obrist von Wallhof im blinden Haß dem Grafen zugefügt, erstaunten höchlich über diese Handlung Liebenthals und wußten sich nicht recht in diese Art von Vergeltung zu finden. Man lachte sogar über den gutmüthigen Narren, wie man ihn nicht selten nannte, und wunderte sich nur über seine ausgebreitete mächtige Familie, die zwar mit scheelen Augen, aber doch ohne Opposition die die Waise in ihre Mitte aufnahm.

Als Adolar die Akademie bezog, erhielt er in der Stunde der Trennung des Mädchens stilles Geständniß ihrer Liebe, und nahm ihr heiliges Treuegelübde und des Vaterr freudigen Segen mit sich. — Drei Jahre verflossen, in denen nur die kurze Zeit der Ferien, die Adolar auf seines Wohlthäters Gütern verlebte, ihn in die beseligende Nähe der Geliebten brachte. Nun war die Zeit gekommen, in die Adolars gänzliche Rückkehr fiel. Juliens Sehnsucht nach dem Geliebten war nach einer kurzen, aber gefährlichen Krankheit, die sie an den Rand des Grabes brachte, glühender denn je, und der alte Graf, ein zärtlicher Vater seines Kindes, genügte gerne dessen Wunsch, das Wiedersehen durch eine Reise in die Residenz, dem Sitz der Akademie, schneller herbeizuführen.

II.

In dem Hotel des Italieners Tinetti in der Residenz saßen fünf junge Leute, von denen drei Civilkleider, die beiden andern Uniform trugen.

Es standen einige Flaschen auf dem Tisch, und bis an den Rand

gefüllte Gläser; in den Gesichtern der Trinker war aber noch durchaus nichts von jener Heiterkeit zu finden, die der Wein doch immer mehr oder minder auch den mißmuthigsten Zügen vorleiht, und ein Schweigen herrschte in dem kleinen Kreise, als ob seine Mitglieder aus einem Trappistenkloster kämen und noch nicht recht Herz zu gegenseitiger Mittheilung finden könnten, oder jeder fürchtete durch Unterbrechung der Stille ein Majestätsverbrechen zu begehen.

Einer der Offiziere war es, der endlich den Damm durchbrechen wollte, der die Geselligkeit zu hindern schien. Um unter euch doch auch etwas mehr geachtet zu werden, ihr Helden von der Feder, sprach er launig, will ich Göthe citiren, dem ohngefähr eine solche kopfhängerische Gesellschaft vorgeschwebt haben wird, als er den Eingang der Kellerscene in seinem Faust schrieb.

Will keiner trinken, keiner lachen?
Ich will euch lehren Gesichter machen —

Und damit erhob er das Glas ließ es an den übrigen erklingen, und hoffte damit ein Signal der Fröhlichkeit gegeben zu haben, aber diese schien in dem kleinem Cirkel nimmermehr einheimisch werden zu wollen. „Gib Dir keine Mühe Hauptmann“ rief der andere Offizier, der Aelteste wohl in der Gesellschaft, aus dessen dunklen Augen ein unheimliches Etwas blitzte, das den fatalen Eindruck der eckigen Züge noch um vieles schärfte — die Herren sind allesammt so von der Zukunft, die in den nächsten Stunden liegt, befangen, daß sie der Gegenwart keinen freundlichen Blick abzugewinnen vermögen — es entgeht ihnen sogar in dieser Minute der Anblick des herrlichen Geschöpfes, das so eben in Begleitung eines grämlichen Alten ins Haus trat, während sonst die geringste Küchenmagd mit nur irgend rothen Wangen, die vorüberging, eine Art von Aufruhr unter ihnen anrichtete.

Wo ist die Schöne? Wo geht sie — was sprecht ihr da — so kreuzten sich nach diesen Worten des Offiziers die Ausrufungen der andern, die von den Stühlen aufsprangen und an die Fenster raunten. Ein einziger blieb sitzen. Es war ein blasser junger Mann, schwarze Locken thronten auf seinem Kopfe, und gaben der hohen Stirne an beiden Seiten sanfte Schatten, ein melancholischer Zug schwebte um seinen Mund, seiner dunkler Augen Blitze verkündeten die Gluth, die sein Innres bergen mochte.

Garçon, rief der Referendär Belling, wie nennt sich die Dame, die eben mit einem alten Herrn ins Haus trat?

So viel ich weiß, wohnt sie seit wenigen Stunden erst bei uns,

ihren Namen und Stand vermag ich Ihnen nicht anzugeben, doch will ich sogleich —

Pah — warum nicht gar unterbrach ihn der Major von Runeck, jener Offizier, der die Dame zuerst bemerkt hatte, ist der Kampf geendet, den jene erste Helena angefacht, sprach er halblaut vor sich hin, dann haben wir Zeit, uns um die Zweite zu bekümmern, für diesen Augenblick fuhr er mit lauter Stimme fort, lassen sie uns darauf verzichten meine Herren, es ist Zeit, wir wollen zur Paradezeit wieder zurück seyn.

Er stürzte rasch das volle Glas hinab, griff nach dem Hute, und die Uebrigen machten eben so schnell Anstalt zum Aufbruch. — Wenige Minuten darauf rollten ein paar Jagdwagen von einem Reiter begleitet zu dem Thore der Residenz hinaus, das nach dem Thierpark führte.

III.

Das Lustschloß des Fürsten lag am Ende des Parks auf einer kleinen Anhöhe, an deren Fuße die Straße nach der Schweiz sich hinzog. Von allen Fremden der Residenz wurde die prächtige fürstliche Villa besucht, hauptsächlich ihrer ausgezeichneten Gemäldesammlung willen, die viele alte Meisterwerke zählte.

Der Graf Liebenthal war mit seiner Tochter Julie kaum in der Residenz angekommen, als er an Adolars Wohnung vorfuhr. Man sagte ihm, dieser sey aufs Land gefahren und habe seine Rückkehr erst für den nächsten Tag angesagt.

Wenn auch des Grafen Stirn ein kleiner Unmuthsschatten überflog, so war es gewiß eher Julie, auf deren Antlitz er sich viel deutlicher zeigte. Sie nahm sich vor, ein paar Stunden wenigstens mit dem Wildfange zu schmollen, der draußen in den Wäldern umherstreife, wenn man weit herkommt ihn zu besuchen.

Der Graf befahl nach dem Lustschlosse zu fahren, um dort die Gallerie zu besuchen und in der Anmuth der Natur den kleinen Zorn seiner Julie verschwinden zu sehen.

Als man den großen Saal, geschmückt mit plastischen Bildwerken verließ und Julie im Saal der Neuern eben staunend vor einem großen Tableau Horace Vernet's stand, hörte man plötzlich rasch auf einander zwei Schüsse fallen, und zwar so in der Nähe, daß die hohen Saalfenster klirrten und Julie mit einem Schrei in sich zusammenfuhr.

Wer zum Teufel rief der Inspektor, der die Fremden herumführte, knallt denn da so mörderlich, es ist doch Niemand vom Hofe

im Park, und das war ganz in der Nähe, ich muß doch gleich sehen die Herrschaften werden für einen Augenblick wohl verzeihen.

Er verließ den Saal um Nachfrage zu stellen und der Graf beruhigte die sehr erschrockene Julie.

Eine kleine Viertelstunde mochte verflossen seyn, da brachte man in das Häuschen des Parkwächters, wenige Schritte hinter dem Lustschlosse, zwei auf den Tod Verwundete. Der eine davon trug Uniform, die Brust war vom Halse bis unter die linke Schulter mit einem Tuche umwunden, das vom Blute sattsam gedrängt die Wunde verrieth, die es bedeckte. Aus den bleichen verzehrten Augen konnte man kaum mehr den Major Runeck erkennen. Der andere, jener bleiche junge Mann mit schwarzen Locken in Tinettis Hotel, war durch den Hals geschossen, sein brechendes Auge suchte beständig den Major, als ob es eine Anklage gegen ihn erheben wollte.

In dem Augenblick, in dem man den jungen Mann in das Häuschen trug, trat um die Ecke der Allee eine Frauengestalt — ein Schrei, und sie lag ohnmächtig am Boden. Die Augen des Verwundeten drangen mit einem Male fürchterlich aus ihren Höhlen heraus, seine Brust arbeitete in schrecklichem Bemühen, ein Wort hervorzubringen, die bleichen Lippen öffneten sich umsonst,die zerschossenen Organe ve rsagten ihren Dienst. Noch ein mächtiges gewaltiges Heben der Brust, und der Verwundete hauchte mit ihm sein Leben aus.

O Adolar, mein Sohn, mein Sohn — mein Kind — Gott es sind seine Züge, es kann nicht seyn, und doch — doch ist es so — Himmel ich bin verloren, der Wahnsinn streckt seine Krallen nach mir aus — so rief der alte Liebenthal, als er die Tochter den Händen der Frau des Parkwächters überlassen und hinzugetreten zu dem Verwundeten, in den bleichen Zügen die seines Pflegesohns erkannt hatte.

Es war Adolar, der mit dem Major von Runeck im Wald dicht am Gezäun des fürstl. Parks sich geschossen hatte. Beide feuerten zugleich und hatten gut gezielt.

Am Tage darauf lag der Major von Runeck todt im Häuschen des Parkwächters. An seinem Lager kniete ein Greis, der die erkaltete Hand an seine Lippen preßte — Es war sein alter Vater — der Graf von Liebenthal. An dem Major hatte er seinen geraubten Sohn gefunden, um ihn im nächsten Augenblicke für immer zu verlieren, und durch dieses Sohnes Hand war der Pflegsohn, den er so sehr geliebt, gefallen, mit ihm der Tochter Glück für das Leben zernichtet. Julie genas nach schwerem Kampfe ihrer

kräftigen Jugend mit der Krankheit, die der ungeheure Schmerz in ihr hervorgerufen, aber nur um wenige Jahre in stiller Trauer zu verleben, und dann ihrem Adolar zu folgen. Der alte Graf sah auch noch die Tochter vor sich hingehen. —

Am Morgen nach dem Duell erzählte man sich in der Residenz, daß Baron Adolar von Wallhof mit dem Major von Runeck im Park sich duellirt habe und beide geblieben seyen.

Als Ursache nannte man eine kleine Eifersüchtelei, wegen — einer Tänzerin des Hoftheaters.

Das Himmelfahrtsfest in Neapel und Messina.

Die Saison der Volksfeste ist im August eigentlich vorüber, da die mehrsten derselben in den mildern Frühling, einige wenige nur in den Herbst fallen. Das Himmelfahrtsfest kann indessen, wenn nicht gerade als Volksfest, doch als Belustigungstag der niederen Stände angesehen werden. In der Hauptstadt ist an diesem Tage der königliche Park von Capodimonte der Population Preis gegeben. Aus allen Theilen der Stadt strömt Jung und Alt im buntesten Wechsel der neuen Straße von Capodimonte zu. Zwischen den muntern Fußgängern erblickt man in einer ununterbrochenen Reihe von Wagen die hohe Welt mit ihren mißmuthigen Gesichtern, diesen Aushängeschildern der Uebersättigung und des Geld- oder Adelstolzes, die wie immer auch hier sich zusammendrängt, um die Misere des Pöbels zu bemitleiden, der in seiner Armuth gewiß weit glücklicher ist, oder an solchen Tagen wenigstens scheint. Bei der Rondelle trennen sich die heterogenen Theile der Menge. Wie Ameisen klettern die Fußgänger über die breite Treppe, während die Equipagen, mitunter auch wohl eine mit lärmenden Lazzaronis überfüllte Miethkutsche, langsam die Zickzacks hinauf rollen. Auf dem Gipfel der Treppe entschädigt eine herrliche Aussicht, eine überraschende Perspektive, hinlänglich für die gehabte Mühe des Hinaufsteigens. Im Vordergrunde das Wogen und Drängen der Volksmasse über die Treppe hinauf, um die Rondelle und in der schattigen Akazien-Allee; dann die Stadt mit ihren frisch geweißten Palästen, Kirchen und Thürmen; rechts das Castell St. Erasmo mit der angrenzenden Abtei von St. Martino, links der Vesuv, Portici und Resina; im Hintergrund das weite

Meer, an dessen äußerstem Saume flüchtige Schatten die Inseln bezeichnen, wie die Erinnerung einen längst dahingeschwundenen, süßen Traum. — Fußgänger, Reitende und Fahrende vereinigen sich wieder, um die letzte Station, bis zum Eingang des Parks in guter Eintracht zu vollenden. Zu beiden Seiten der Straße werden dem genügsamen Volke die verschiedenartigsten Erfrischungen dargeboten. Hier glüht in dunkeler Laube das freundliche Roth der aufgeschnittenen Wassermelonen, die der Verkäufer mit passenden Scherzen, bald singend, bald schreiend dem Publikum anpreist, während er die saftige Frucht auf dem vor ihm stehenden Tischchen in appetitliche Scheibchen zerlegt. Dort verspricht der bescheidene Wasserträger für 3 Calli (die kleinste gangbare Münze und der 4te Theil eines Grans) Speise und Trank, das heißt zwei oder drei weiße Bonbons und eben so viel Schlücke Wasser, während sein ruhmrediger Nachbar ein schmutziges Sorbet-Surrogat unter 20 verschiedenen Namen feil bietet, die er wahrscheinlich Tags vorher bei einem Kaffeejungen memorirt hat. Fladen, Bräzeln und Früchte aller Art wirken magnetisch auf die Sinne der Vorüberziehenden und zwingen manchen knickerischen Papa mit grämlichem Gesichte, den Gelüsten der muntern Jugend zu entsprechen. — Bei der Eingangsporta kann sich Militär zu Fuß und Pferd kaum der andrängenden Menge erwehren, die hier Etiquette-Revue oder Kleiderschau passiren muß, da nur galant uomini di giamberga (Ehrenmänner mit Fräcken oder Röcken) die heilige Schwelle betreten dürfen. Nach bestandenem Examen und vielen Mühseligkeiten, nach berichtigter Einnahme und Ausgabe von Stößen und Quetschungen, erreicht man endlich das glückliche Jenseits. Hier entwickelt sich der Knäuel; in der breiten Allee, die zu den königlichen Wohnsitzen führt, dehnt sich die zusammengepreßte Masse aus und ein leises Flüstern tritt, jedoch nur auf einige Augenblicke, an die Stelle des lauten, fröhlichen Jubels. Das Volk ist gewöhnt, sich dem Sitze seiner Machthaber mit einer gewissen Ehrfurcht zu nähern, zu der sich dann noch die Neugierde gesellt, zu wissen, hinter welcher Gardine wohl die junge Königin lausche, in welchem Zimmer der König sein Frühstück einnehme und wo der Kronprinz entwöhnt werde. Fragen über diesen Gegenstand werden mit leisem, scheuen Tone gethan und beantwortet, als ob nicht erlaubt wäre, in die häuslichen Geheimnisse der Herrscher einzudringen. — Hinter den beiden Hauptgebäuden theilt sich der Weg in 5 Alleen, von denen zwei mit künstlichen Gewölben des dichtesten Laubwerks bedeckt sind. Zwei dieser Gänge werden der lustwandelnden und fahrenden Menge angewiesen, die sich gleich einem majestätischen, in tausend bunten Farben schimmernden Strome dahin wälzt. Hier herrscht, wenigstens unter den Fußgängern, eine recht gemüthliche

Freiheit und Gleichheit. Der gemeine Mann, der sich wenigstens von Seinesgleichen umgeben sieht, der weiß, daß heut vorzugsweise ihm freies Feld gelassen wird, fühlt sich ganz à son aise; der Repräsentant höherer Klassen, der sich unter diese Menge mischt, setzt jede Prätension bei Seite, um die allgemeine Freude recht mit zu genießen. Lustigmacher der untersten Klasse treiben hier ihr Wesen frei und frank und entlocken oft sogar den hohen Herrschaften ein mitleidiges Lächeln. Es sind dies gewöhnlich junge Leute, die ihre geliebte Giacchetta (Jacke) heute bei Seite gelegt, um in einem entlehnten Frack, oder einer, für solche Gelegenheiten seit undenklichen Zeiten in der Familie einheimischen Redingote, den Eintritt in den Park zu erhalten. Sie wissen selbst recht gut, daß sie sich in der ungewohnten Kleidung drollig genug ausnehmen mögen, erfassen die Sache aber bei der philosophischen Seite und liefern so mit vielem Witz die trefflichsten Karikaturen der vornehmern Klassen. Der eine schlägt die bis zum Boden reichenden Schöße eines bibernen Ueberrocks mit vieler Grazie bald links bald rechts über die Schulter, wie unsere neumodischen, spanischen Mäntelchen, die im Winter nicht viel mehr nützen, als der Castor im Sommer. Der andere hat den Kragen einer alten Redingote hoch aufgestülpt, den Hut tief in die Augen gedrückt und schreitet mit den Händen in den Rocktaschen und weit ausgespreizten Beinen gravitätisch und unbekümmert durch die lachende Menge. Ein dritter hält die langen Flügel seines Frackes in den Händen und wedelt sich damit von beiden Seiten Luft zu, wodurch er dann auf sehr liberale Weise dem Publikum das Geheimniß seiner zerrissenen Beinkleider Preis gibt. Wo sich zwei oder drei solcher Kunden treffen, begrüßen sie sich in den ausgewähltesten Redensarten, umarmen und küssen sich aufs zärtlichste und beginnen dann in affektirtem Toskanisch, das sie mit lazzaronischen Kunstausdrücken und sogar französischen Brocken würzen, eine drollige Unterhaltung. Jeder Vorübergehende wird mit einem Witzwort, gleich einem alten Bekannten begrüßt, oder mit der Lorgnette ohne Gläser beäugelt; besonders darf ja kein Mädchen vorbei, dem nicht ein mehr oder weniger treffender Witz mit auf den Weg gegeben wird. Alles geschieht aber auf eine so unschuldige und humane Art, daß man den Schelmen deswegen durchaus nicht böse werden kann, sondern sie vielmehr ganz unwillkürlich durch herzliches Mitlachen zu ferneren Ausbrüchen ihrer Fröhlichkeit ermuntern muß. — Am Ende der langen Gänge, in denen diese Scenen unter fortwährendem Bravorufen des Publikums aufgeführt werden, führt eine kleine Pforte in das Gebiet der, von Carl III. gestifteten Einsiedelei (Eremo) der Franziskaner. In einem einfachen, prunklosen Gärtchen, bezeichnen links 9 Bögen des gothischen Gebäudes die Zellen der frommen

Brüder. En façe steht die kleine Kirche, der Madonna Assunta und dem heil. Clemens geweiht; rechts daneben ein kleines Häuschen mit zwei Kammern, in welche sich König Ferdinand I. bisweilen von den Geschäften der Regierung und dem Geräusch der Welt zurückzog, um der Andacht und Selbstbetrachtung obzuliegen. In der Mitte des Gärtchens steht ein Brunnen, welcher herrliches, frisches Wasser liefert, das überdies noch heilbringende Eigenschaften besitzen soll und daher von der herbeiströmenden Menge mit großer Devotion getrunken wird. Wem es gelingt, sich in die Kapelle zu drängen, der sieht unter dem Altar die Statue oder gar die Mumie des heil. Clemens, welcher die Gläubigen im Vorübereilen so gut es gehen will, eine kurze Andacht widmen. Die ernstere Stimmung, die hier sichtbar geworden, verschwindet bald wieder; nachdem man der Frömmigkeit ein Genüge geleistet, drängt man sich wieder in die Bogengänge des Parks, um sich aufs Neue in das fröhliche Treiben zu werfen. Den Rückkehrenden wird eine eigene Allee angewiesen, welche durch eine Nebenpforte wieder ins Freie und außer den Bezirk des königlichen Lustorts führt. Obschon der Park mit Anbruch der Dämmerung geschlossen wird, bleibt die dahin führende Straße doch bis in die späteste Nacht belebt. In den zu beiden Seiten liegenden Gärten und Grotten wird geschmaust und gezecht, bis man sich endlich mit Gesang und lautem Jubel nach der Stadt zurückzieht, wo Illuminationen und Feuerwerke den fröhlichen Tag beschließen.

In den in der Nähe der Hauptstadt gelegenen Dörfern und Ortschaften Barra, Casoria (Geburtsort der unsterblichen Pergolese), Puzzuoli, Torre und Resina wird das Himmelfahrtsfest vom Volke ebenfalls auf das Freudigste begangen. In Resina wird sogar die Himmelfahrt durch eine schöne Jungfrau, die in einer künstlichen Wolke nach der Spitze des Kirchthurms fährt und dort verschwindet, recht figürlich dargestellt. — Nirgends in Italien wird aber wohl der 15. August so glänzend gefeiert, wie in Messina. Bis zu den Zeiten Carls III. wurde an diesem Tage daselbst die Statue der Assunta zu Pferd in feierlicher Prozession durch die Straßen geführt. Unter jenem Regenten aber konstruirte der geschickte Architekt Radese, zu diesem Zwecke eine sehr künstliche Maschine, die unter dem Namen La Vara oder Bara di Messina, eben so berühmt geworden ist, als die Gigli oder Blumenthürme von Nola. Diese Maschine ist mehr denn 60 Fuß hoch, von Holz und Eisen zusammengefügt und in mehrere Stockwerke abgetheilt. Tags vor dem Fest wird dieselbe mit Sammet und Seide, Gold- und Silberstoffen, Fähnchen, künstlichen Wolken und Engelsköpfchen prächtig ausstaffirt. Während der Dauer der Funktion erblickt man im untersten Stocke, in einer von künstlichen Wolken gebildeten Grotte, eines der schönsten Mädchen der Stadt als

heilige Jungfrau auf ein prachtvolles Ruhebett hingestreckt; neben ihr mehrere junge Leute, die Evangelisten und andere Apostel vorstellend. Um diese Gruppe hüpfen und springen bausbackige Engelchen mit Blumensträußen und grünen Reisern. Ob dieser Grotte schweben an einer senkrechten Wolkensäule zwei große ausgezackte Scheiben, Sonne und Mond vorstellend. An den Zacken derselben hängen als Engel gekleidete Kinder von 4 bis 5 Jahren, welche durch das Drehen der Scheiben um ihre Achse, fortwährend in einer nichts weniger als comfortabeln Bewegung erhalten werden, so daß sie nicht selten sehr unästhetische Beweise eines gestörten Verdauungssystems an den Tag legen. Auf der genannten Wolkensäule ruht die Erdkugel, die sich mit den an ihr befestigten Pseudoengelchen, ebenfalls in horizontaler Richtung um ihre Achse dreht. Auf einer dritten und letzten Wolke steht eine Statue Gott Vaters, auf dessen ausgestreckter Rechten das schönste Mädchen von Messina die gen Himmel fahrende Madonna darstellt. Auch um diese letzte Gruppe kreist, im entgegengesetzten Sinne mit den untern, ein halbes Dutzend noch nicht entkörperter Engelchen. Es versteht sich von selbst, daß die Hand, auf welcher das Mädchen steht, von Eisen und mit den übrigen Theilen der Maschine genau befestigt ist und daß die kühne Jungfrau, die mehr als 80 Schuh über der Erde schwebt, an einem nicht sichtbaren, eisernen Stabe tüchtig festgebunden wird. Ueberdieß hat der ingeniöse Erfinder der Maschine das oberste Stück so einzurichten gewußt, daß bei einem etwaigen Bruche die Pseudo-Madonna fallen würde, ohne den geringsten Schaden zu leiden, wie sich der Fall bereits schon ereignet hat. — Ohngeachtet der Gefahr und der unangenehmen Lage, welcher die guten Engelchen während mehreren Stunden ausgesetzt sind, drängen sich die Eltern in so großer Zahl herbei, um ihre Kinder zu der Funktion anzubieten, daß der Magistrat sich gezwungen sieht, nur die würdigsten auszuwählen. Dafür dürfen die Kleinen dann aber auch die wirklich kostbaren Festkleider als ein Geschenk des Senats für sich behalten. — Die beschriebene Vara wird von dem Volk in feierlicher Prozession des Clerus, der Behörden und mehrerer Musikchöre an zwei großen Stricken, auf einer Art Schlitten, durch die Stadt gezogen. In den Straßen, durch welche der Zug geht, werden Obelisken, Pyramiden und Triumphbögen errichtet, die man dann Abends, so wie die öffentlichen und Privatgebäude glänzend illuminirt. — Mit der religiösen Bedeutung dieses Tages verbindet sich in Messina auch noch eine geschichtliche Erinnerung. An demselben Tage entriß nämlich in früherer Zeit der Graf Ruggiero dem Prinzen Griffone, von welchem die Sage geht, er sey immer auf einem Kameele durch die Straßen geritten, die Herrschaft über die Stadt. Zum Andenken an dieses

Ereigniß werden zwei kolossale Statuen auf eben so riesenmäßigen Pferden von Carton den Prinzen und seine Gemahlin, nach einer veralteten Tradition Saturn und Rhea, vorstellend, nebst einem künstlichen Kameel durch die Straßen geführt. Dieses letztere birgt in seinem Innern zwei Männer, die mit vieler Geschicklichkeit seine Bewegungen regieren und besonders von Zeit zu Zeit einen ungeheuern Rachen aufsperren, in welchen dann von der jubelnden Volksmenge Maccheroni, Würste und andere Lebensmittel geworfen werden. Aus den Umgegenden und den benachbarten Provinzen strömt das Volk schaarenweise herbei, um die Festlichkeit, die derjenigen der St. Rosalia in Palermo an die Seite gesetzt wird, mit anzusehen. v. Tsch...r.

Ein Aderlaß Ludwigs XIV.

Habt die Güte, Eurem Herrn den Besuch eines Pariser Chirurgen zu melden, sagte der Herr du Tarté zu dem Kammerdiener des Dr. Daquin.

Der Herr erste Arzt des Königs ist zu Diensten, er wird sich sogleich zum König verfügen und Sie werden ihn im Vorübergehen sehen.

Nicht doch, ich muß eine geheime Unterredung mit Herrn Daquin haben; habt die Güte mich zu melden. Ich bin deshalb nach Versailles gereist.

Der Kammerdiener kam zurück.

Monsieur hat heute keine Zeit.

Hier ist ein halber Louisd'or. Sagt ihm, daß es sich um eine für ihn wichtige Sache handelt.

Der halbe Louisd'or wirkte und du Tarté wurde vorgelassen. Daquin trug seine lange, weite Robe, eine große schwarze Perücke und einen Spitzenkragen.

Nun, Meister du Tarté, sagte er, was wollen Sie von uns? Haben Sie in Paris einen wichtigen Kranken, der unsere Visite wünscht? Das ist unmöglich; ich kann Versailles nicht verlassen. Aber nennen Sie mir die diagnostischen und prognostischen Zeichen der Krankheit, Sie wissen ja, ignoti nulla est curatio morbi, und ich will etwas verschreiben.

Es ist nicht davon die Rede, Doctor; der Kranke ist in Paris, aber nur das gemeine Volk und . . .

Sollicitiren Sie um die Autorisation, eine neue Salbe zu verkaufen? Wir haben nur zu viele Mithridats und Orvietans, ohne von dem Brechwein zu reden.

Ich will Sie bitten, sagte du Tarté mit kaum vernehmlicher Stimme, durch Ihre Vermittlung auszuwirken, daß ich dem König zur Ader lassen darf.

Dem König zur Ader lassen! Unglücklicher! was wollen Sie damit sagen?

Hören Sie, Doctor, Sie wissen, daß ich der geschickteste Aderlasser in Paris bin. In der Beziehung haben Sie nichts zu fürchten. Meine Hand ist eben so leicht, als sicher. Aber seit einiger Zeit ist meine Praxis unglücklich. Ich hatte das Unglück, einen Tuchhändler zu trepaniren, der unter dem Eisen starb und da der Nachlaß nicht bedeutend war, machte die Familie einen Teufelslärm. Nichts desto weniger habe ich die Operation ganz vortrefflich zu Ende gebracht, aber die Leute werden alle Tage schwieriger; was meinen Ruf erhöhen sollte, hat mir geschadet. Auch hat eine alte reiche Frau einen jungen Zollschreiber geheirathet, weil er schön war, und der hat das Bein gebrochen und ist aus meinen heilenden Händen lahm hervorgegangen. Die Alte wüthet gegen mich, ich verliere alle meine Kunden und . . .

Gehen Sie zum Teufel, und erfahren Sie, daß nur Hr. Maréchal, der erste Chirurg des Königs, und zwar auf meine Verordnung die heilige Person S. M. berühren darf.

Erlauben Sie, erlauben Sie, Doctor, Sie sehen, daß Sie allein meinen Ruf wiederherstellen können, daß Sie es können, ohne sich zu compromittiren, indem Sie mich eine gar nicht gefährliche Operation, in der ich besonders geschickt bin, verrichten lassen. Ich habe eine Summe von 20,000 Livres bei mir, mit der ich einen solchen Dienst nicht zu theuer zu erkaufen meine.

Aber S. M. befindet sich wohl und wir haben jetzt nicht Frühling.

Wir sind im Oktober; aber ich pressire nicht. Doch je eher, je besser. — Du Tarté empfahl sich.

Verlassen Sie Versailles nicht, rief ihm Daquin nach.

Einen Augenblick darauf erschien der erste Arzt des Königs beim petit lever. Ludwig XIV. lag noch im Bette. Er hatte eben sein gewöhnliches Morgengebet gesagt. Während er sich rasirte, redete er mit einigen Höflingen, fragte nach dem Wetter und bestellte seine Jagdequipagen auf Mittag — dann wendete er sich zu Daquin.

Guten Morgen, Daquin, sagte er, wir befinden uns wohl. Leider steht es mit den Hrn. von Reims nicht eben so gut. Besuchen Sie ihn.

Ich war bei ihm, Sire; eine Apoplexie . . .

Welches sind die Ursachen dieser Krankheit, Daquin?

Sie sind zahlreich, Sire, denn es gibt mehrere Arten von Apoplexien. Der Schleimschlag, dieser ist fast immer tödtlich; der Blutschlag . . . von diesem wurde Monseigneur de Reims befallen. Ein

prophylactischer Aderlaß hätte ihn gerettet. Bei diesen Worten näherte er sich dem König mit vorgestreckter Hand; der König legte das Rasirmesser weg und hielt den Arm hin.

Der Puls J. M. ist ein wenig erregt, bemerkte Daquin. Darauf entfernte er sich.

Er rannte zu Madame de Montespan. Frau Marquise, sagte er, ich war so eben bei J. M.

Mein Gott, Daquin, Sie erschrecken mich. Sollte S. M. unwohl seyn?

Durchaus nicht, Madame. S. M. befindet sich nur zu wohl.

Zu wohl! ach!

Der Unfall des Hrn. von Reims erschreckt mich; Sie wissen, daß der Blutschlag diesen Prälaten getroffen hat. Der König hat einen sehr starken, gereizten Puls. Er gibt sich erregenden Beschäftigungen hin, die Jagd erhitzt ihn. Abends ißt er viel und noch dazu Wildpret. Ich sah ihn gestern beim Souper dreimal Schnepfen essen, ohne von den Rebhühnern und Fasanen zu reden, die er gleichfalls gern ißt. Lauter erhitzendes Fleisch, das viel Blut macht und die Circulation bedeutend beschleunigt.

Ach, großer Gott, was ist zu thun?

Frau Marquise, ein prophylactischer Aderlaß hätte Hrn. von Reims gerettet; ich habe es S. M. gesagt.

Daquin, der König muß zur Ader lassen.

Das ist meine Meinung; aber ich traute mich nicht es vorzuschlagen. Ein starker, kräftiger Mann.

Ein Grund mehr, Daquin.

Die Thürflügel wurden geöffnet und der König trat ein. Alsbald eröffneten die Maitresse und der Leibarzt ihr Feuer. Man erschreckte den König, man zeigte ihm, wie Frankreichs — des Vaterlandes — Wohl von dem seinen abhänge, man malte die Folgen der Apoplexie mit Höllenfarben, man sprach von dem Triumph seiner Feinde, wenn ein Unfall der Art . . . die Montespan weinte . . . es koste ihn ja so wenig, seiner Unterthanen Heil zu sichern.

Wohlan, rief der König entschlossen, man rufe Maréchal.

Sire, entgegnete Daquin, Herr Maréchal ist bei Monseigneur de Reims. Er ist der erste Chirurg des Königreichs, das ist gewiß, aber er hat eine schwere Hand, und da E. M. nur einen sehr kleinen Aderlaß nöthig haben, so glaube ich nicht, daß Hr. Maréchal bei dieser Gelegenheit von Nutzen sey. Der Zufall führte mir heute Morgen einen Chirurgen aus der Stadt zu, der mit wunderbarer Kunst zur Ader läßt. Wollen Sie, daß man ihn rufe? er ist wohl noch in Versailles.

Laßt ihn kommen, sprach der König.

Meister du Tarté war nicht fern; er kam in einigen Minuten und ließ dem König auf dem Zimmer der Montespan zur Ader. Daquin hielt das Becken. Nach einigen Sekunden ließ er den Verband anlegen.

Sie haben Recht, sagte Ludwig zu Daquin, der Herr läßt mit mehr Leichtigkeit, als Maréchal, zur Ader.

Wenn man bedenkt, bemerkte Daquin heuchlerisch, daß noch gestern nicht mehr vonnöthen gewesen wäre, den Herrn Erzbischof zu retten!

Mein Gott! rief die Marquise dazwischen.

Der König sagte zum Pagen: Bestelle die Jagd ab, laß die Hunde wieder ankoppeln. Man lasse Louvois kommen. Er bringe die Arbeit des Tages mit.

Welcher große König! sprach der Leibarzt laut genug, S. M. ist unermüdlich.

Ludwig warf dem Heuchler einen zufriedenen Blick zu und verließ das Zimmer.

Mein lieber Daquin, sagte die Montespan, machen Sie, daß die Königin nichts davon erfährt.

Ich stehe dafür, Frau Marquise; dafür aber besänftigen Sie Herrn Maréchal, der wüthend seyn wird.

Des andern Tags las man auf einem schönen Schilde in der Straße des Bourdonnais: Meister du Tarté, Leibchirurg des Königs, und die Folge davon war, daß er von nun an ungestraft zu Tod trepaniren und lahm kuriren durfte. F.

Voltaire und Gibbon.

Gibbon hielt sich auf seiner Reise durch die Schweiz längere Zeit in Genf auf. Wie natürlich wollte er nicht nach Hause zurückkehren, ohne den Philosophen von Ferney gesehen zu haben, zumal er ihm so nahe war. Er schrieb ihm also und bat um Erlaubniß, ihn zu besuchen. Allein Voltaire hatte noch nicht vergessen, daß Gibbon ihn oder vielmehr seine Geschichte Karls XII. wenige Jahre zuvor durch eine beißende Brochüre vor ganz Europa lächerlich gemacht hatte, und der Engländer wurde kurz abgewiesen. Nach einiger Zeit erneuerte dieser und zwar mehrmals sein Gesuch, immer mit demselben Erfolg. Nun machte sich Gibbon, den die beharrliche Weigerung Voltaire's nur noch mehr reizte, eines Morgens zu Fuß auf den Weg. Ferney ist nur wenige (franz.) Meilen von Genf entfernt — er langte zu einer frühen Stunde, als noch Alles schlief, am Schloßthor an und klingelte nach Leibeskräften. Der Portier kam, allein Voltaire hatte sich zu gut vorgesehen. Das Signalement des verhaßten Britten war von guter Hand nach Ferney geschickt und allda allen Bedienten mitgetheilt worden mit dem direktesten Befehl, den bezeichneten Herrn unter keiner Bedingung einzulassen; und wer konnte Gibbon verkennen? Wenn es ein Vorrecht des Genies ist, häßlich zu seyn, so dürfte er das erste Genie seiner Zeit genannt werden. Dieser übergroße Kopf mit dem dichten rothen Haupthaar und den buschigen feuerfarbnen Wimpern, der rothen, weit geschlitzten Nase, dem viereckigen Kinn, den Sommersprossen, dieser Höcker und . . . wir wollen aufsprossende, zierlich geformte Genieleins nicht abschrecken! Der Portier weigert sich zu öffnen, er gibt die Befehle seines Herrn kund, aber Gibbon erschreckt dergleichen nicht. Er zieht

etliche Guineen aus der Tasche, er zeigt sie dem Portier, leise öffnet sich das Thor. Gibbon ist im Lager seines Feindes, aber wie soll er ihn sehen? Er sitzt nun in der Loge des Portiers, aber ihm, der so viele Kriege beschrieben, kömmt jetzt nicht die kleinste Kriegslist in den Sinn. Er wird fast ärgerlich; doch ist es schon viel, Zeit gewonnen zu haben. Der Portier soll von seinem Herrn erzählen, die langen Minuten zu verkürzen. Der Portier ist geschwätzig. Er weiß genau zu sagen, wenn Voltaire ißt, wenn er sich zu Bette legt, wenn er der Madame Denis die Hand küßt, wenn er sein Lieblingspferd reitet. O sein Lieblingspferd! Es ist so schön, so stolz. Voltaire sattelt es selbst, er läßt es aus einem silbernen Eimer saufen, er gibt ihm das duftendste Heu zu fressen, und Zucker die Menge. Wehe dem Kühnen, welcher dem Pferde nahe gekommen wäre, der es gehätschelt hätte, Voltaire will allein von ihm geliebt werden.

Gibbon lauscht auf, gefunden denkt er. Er wird Voltaire sehen. Noch etliche Goldfüchse machen den Portier kirre. Dieser läßt das Pferd aus dem Stall, Gibbon verbirgt sich in der Avenüe hinter einen Baumstamm. Das Pferd, ungewohnt, sich zu so früher Stunde frei zu sehen, galoppirt die Allee hinab und wiehert vor Lust. Gibbon blickt gespannt nach dem Schloß. Ein Fenster wird mit Ungestümm aufgerissen, Voltaire schaut heraus, blaß vor Zorn. Er stößt halb abgebrochene Flüche aus und stürzt in den Hof; die magere Gestalt im langen, überweiten Schlafrock mit der unendlichen Perücke à la Louis XIV. und der gelbbebänderten Schlafmütze. Er eilt dem Pferde nach — die Morgenluft könnte ihm ja schaden — er ruft es, er gibt ihm süße Worte, es soll in den Stall zurück. Das Pferd hört nicht und rennt weiter. Voltaire läuft ihm nach; da tritt Gibbon hinter seinem Baum hervor und nennt mit Kaltblütigkeit seinen Namen. Er werde freudig in sein Vaterland zurückkehren, da er den großen Mann gesehen. Voltaire läßt vor Schrecken sein Pferd im Stich und eilt, ohne ein Wort zu sagen, ins Schloß zurück.

Gibbon besah sich einige Minuten den Park und wollte eben nach Genf zurückkehren, als ein Bedienter in großer Livre auf ihn zukam, vor Allem wegen seiner sonderbaren Sendung um Verzeihung bat und auf Gibbon's Versicherung, er werde ihn mit Gleichmuth anhören, stotternd herausbrachte: der gnädige Herr schickt mich zu Herrn Gibbon, und er soll mir 12 Sous Schaugeld geben, weil er das große Vieh gesehen hat. — Hier, entgegnete Gibbon, hast du 24 Sous, und sage deinem Herrn, ich hätte auch schon bezahlt, um ihn noch einmal zu sehen. Ich erwarte hier deine Rückkunft. — Der Bediente kam zurück und zwar mit einer höflichen Einladung an Herrn Gibbon, den ganzen Tag in Ferney zuzubringen. Der Britte pries sich glücklich, er hoffte einige angenehme interessante Stunden

mit Voltaire zuzubringen. Aber dieser wußte sich zu rächen; er erschien den ganzen Tag nicht, selbst nicht beim Diner. Gibbon wußte sich jedoch zu trösten. Er aß für vier, trank nach Herzenslust und unterhielt sich mit den Tischgenossen auf's Beste. Nach geendetem Mahle riß er ein Blatt aus seinem Tagebuch und schrieb darauf: Hr. von Voltaire ist wie der Gott der Christen. Er läßt sich (?) trinken und essen, aber nicht sehen. Diese Zeilen schickte er dem freigläubigen Philosophen. Dann nahm er seinen Stock und kehrte nach Genf zurück. F.

Der Namenstag auf St. Helena.

Tags vor der Schlacht bei Waterloo war ein englischer Infanterie-Capitain, Namens Elphinstone, bei Ligny schwer verwundet und von einigen berittenen Jägern der alten Garde zum Gefangenen gemacht worden. Diese führten ihn nach St. Amand ins Hauptquartier. Unterwegs begegnete ihnen Napoleon.

„Wer ist der Offizier?" fragte er die Jäger.

Sire, es ist ein Engländer, antwortete ein Brigadier.

Napoleon näherte sich der Escorte; der Gefangene dauerte ihn, denn er schien durch den Blutverlust bedeutend geschwächt.

„Man führe ihn, sprach der Kaiser, ins Lazareth der Garde. Mein Herr, fuhr er fort, sich an einen Sanitätsoffizier von seinem Generalstab wendend, begleiten Sie diesen Offizier und tragen Sie für schnellen Verband seiner Wunden Sorge: sodann erstatten Sie mir Bericht über seinen Zustand." Wenige Augenblicke später schickte er dem Verwundeten einen silbernen Becher mit Wein aus seinem eigenen Flaschenkeller.

Capitän Elphinstone gehörte einer der ersten englischen Familien an: Lord Keith war sein Oheim, und einer seiner Brüder verwaltete in Indien ein wichtiges Amt im Dienste der Compagnie. Da die Familie Elphinstone erfuhr, wie großmüthig Napoleon den Capitän behandelt hatte, war sie von Dankbarkeit durchdrungen und suchte eifrig jede Gelegenheit, ihm dieselbe zu bezeugen. Als daher gegen Ende Juli 1815 der „Bellerophon" mit dem gefangenen Kaiser an Bord im Angesichte der englischen Küste erschien, wußte Lord Keith nichts Angelegeneres, als ihm das Gefühl seines Dankes

ausdrücken zu lassen und in Erwiderung dessen, was er auf dem Schlachtfelde an seinem Neffen gethan, ihm seine Dienste anzubieten. Später ließ Sir Elphinstone, der Bruder des Capitäns, da er erfuhr, daß des Kaisers einziger Zeitvertreib auf St. Helena das Schachspiel sey, von chinesischen Künstlern ein prachtvolles Schachbrett nebst zwei ausgezeichnet schönen Arbeitskörbchen und einer Markenschachtel, Alles in geschnitztem Elfenbein und von bewundernswürdiger Arbeit verfertigen. Diese Gegenstände kamen zu Anfang August des folgenden Jahres direkt von Canton in St. Helena an, begleitet von einem Schreiben Sir Elphinstone's an den Gouverneur, worin es hieß: „Dieses Geschenk ist auf meinen Befehl für die Person, deren Namenszug es trägt, gefertigt worden, als ein Beweis der Dankbarkeit, welche ich für den erhabenen Gefangenen, der aus Menschlichkeit und Großmuth meinem geliebten Bruder das Leben rettete, stets hegen werde."

Hudson Lowe war bei Empfang dieses Schreibens in großer Verlegenheit. Dem strengen Inhalte seiner Instruktionen zufolge mußte Alles, was unter der Adresse des Kaisers ankam, vorher dem englischen Ministerium vorgelegt werden: da er indeß auch eine Art willkürliche Gewalt hatte, von der er im Nothfalle Gebrauch machen konnte, entschloß er sich, dieses Eine Mal dem Kaiser die Gegenstände zukommen zu lassen, und schrieb an den Grafen Bertrand nach Longwood, sie stünden zu seiner Verfügung. In der Zwischenzeit ließ aber Hudson Lowe die Kiste öffnen, und erblickte da zu seinem großen Erstaunen auf jeder Schachfigur so wie den Marken ein N mit der kaiserlichen Krone darüber eingravirt. Diese Hindeutung auf eine für immer erloschene Gewalt, diese Anerkennung eines Rechts, welches die englische Regierung anzuerkennen sich hartnäckig weigerte, schien ihm in Widerspruch mit seinem frühern Benehmen; er beschloß daher, das aufrührerische Geschenk solle nicht übersandt werden, wenn Napoleon nicht einwilligen wollte, daß das N und die Kaiserkrone ausgetilgt würden, und als Gentilini, der Diener des Kaisers, das Schachbrett in Plantation-House abholen wollte, übergab ihm der Gouverneur nichts als ein Schreiben an den Grafen Bertrand, worin er unter Anderm erklärte: „Da ich einmal versprochen habe, das von Canton angekommene Geschenk nach Longwood zu senden, so willige ich ein, es morgen dahin verabfolgen zu lassen, jedoch unter gewissen Bedingungen, deren Kundgebung ich mir vorbehalte. Indessen wünsche ich, daß der General Bonaparte wisse, wie ich bei dieser Gelegenheit, blos um ihm etwas zu Gefallen zu thun, meine Instruktionen überschritten habe. Uebermorgen werde ich übrigens dem General selbst den Grund meines Benehmens und meiner Beschränkungen in dieser Sache auseinandersetzen."

Nachdem der Kaiser von diesem Briefe — er trug das Datum vom 4. August 1816 — Kenntniß genommen, zog er die Achseln in die Höhe und sprach, in Gegenwart der Herrn von Montholon und Las Cases, die er zur Mittagstafel geladen hatte, zu dem Großmarschall:

„Ist denn die Uebersendung eines Schachbretts ein Staatsgeschäft? Besorgt dieser Mensch vielleicht, ich möchte allen Königen der Christenheit Schach bieten? Oder meint er gar, weil mein Namenszug auf dem Spielzeug eingravirt ist, man wird ihn beschuldigen, daß er einen neuen zwanzigsten März zu meinen Gunsten proclamire? Der arme Mensch! . . . er will mit Gewalt mir den Rang eines Kaisers nicht zugestehen; er macht mir diesen Titel streitig, als ob er nicht unauslöschlich wäre! . . . In wenig Jahren werden er und die Andern im Staube der Vergessenheit begraben liegen, oder wenn man ihre Namen auch nennt, so wird es nur geschehen, um die unwürdige Behandlung in Erinnerung zu bringen, die mir von ihnen zu Theil geworden; während mein Namen dauern wird als Zierde in der Geschichte, als das Gestirn, das da die civilisirten Völker leiten wird: nichts wird die Verleumdung mehr wider mich vermögen, weil früh oder spät die Wahrheit die Trugbilder der Lüge durchbricht; sie glänzet wie die Sonne, weil auch sie wie jene unvergänglich ist. So mög' er denn kommen, der Herr Hudson Lowe, und mir seine Bedenklichkeiten mittheilen; auch ich werde ihm Alles sagen, was ich auf dem Herzen habe."

Bei diesen Worten war der Kaiser allmälig in Affekt gerathen, so daß am Schlusse derselben sein Angesicht, wider seine Natur, lebhaft gefärbt erschien. Der Großmarschall machte ihm dies auf eine schonende Art bemerklich.

„Ah bah! antwortete er, in einem Augenblicke denk' ich nicht mehr daran; aber, meine Herren, fügte er mit einem erzwungenen Lächeln bei, da Marchand uns noch nicht gerufen hat, wollen wir uns ein bischen im Garten ergehen: davon werde ich Ruhe, und Sie guten Appetit bekommen."

Während des Mittagessens, bei dem es traurig herging, machte der Großmarschall die Bemerkung, es wäre heute der Tag vor dem 15. August.

„Daran hatt' ich wahrlich nicht gedacht, sprach der Kaiser. Morgen werden in Europa viele Gesundheiten auf St. Helena ausgebracht werden, und was auch mein Herr Bruder, S. M. der König Georg IV., und die Andern thun mögen, sie werden nicht verhindern können, daß einige Wünsche über den Ocean herübergelangen."

Nach Tische fühlte Napoleon Müdigkeit und ging deshalb nicht aus. Er setzte sich auf das Canapee und plauderte.

Marchand trug den Punsch auf und ging. Napoleon nahm ein Glas vom Punschbrett und sprach: „Wohlan! meine Herren, machen Sie's, wie ich . . . und Sie, mein Lieber, sagte er zu Herrn von Las Cases, warum nehmen Sie Ihren Theil nicht?" Der Großmarschall bedeutete den Kaiser auf eine heitere Weise, der Graf könne keinen Punsch trinken, weil er kein Glas habe: man hatte nämlich aus Unachtsamkeit deren nur drei gebracht. Da versetzte Napoleon: „Ei! er soll doch welchen trinken," und reichte ihm, nachdem er daran genippt hatte, das seinige, mit den Worten: „So ist's englischer Brauch, nicht wahr, mein Lieber? In Frankreich trinkt man nur nach seiner Geliebten; auf St. Helena aber darf man nach seinem Freunde trinken."

Es war zehn Uhr, der Kaiser äußerte den Wunsch, sich zurückzuziehen. „Auf morgen also, meine Herren, sprach er mit einem wonnigen Lächeln; wir wollen den Tag alle zusammen im Familienzirkel zubringen. Setzen Sie die Damen davon in Kenntniß, und machen Sie die Einladungen in meinem Namen; vergessen Sie meinen kleinen Emmanuel nicht, und Herrn Tristan, wenn er recht artig seyn will."

Schon hatten die Gäste von St. Helena für den morgenden Tag den Plan entworfen, um zehn Uhr früh bei dem Kaiser mit einem Blumenstrauß in der Hand ihre Aufwartung zu machen und ihm zu seinem Geburtstage zu gratuliren. Napoleon, sey es, daß er von diesem Plane unterrichtet worden oder daß er ihn errathen hatte, vereitelte ihn gänzlich, indem er selbst am folgenden Morgen vor acht Uhr an allen Thüren klopfte und allen, die er so aufweckte, mit lauter Stimme zurief: „He da, Herr Faulenzer, stehen Sie doch auf! wissen Sie denn nicht, wir müssen heute alle zusammen frühstücken?"

Es war sehr mildes Wetter. Um zehn Uhr waren alle nach und nach im Garten zusammengekommen: der Großmarschall, seine Gattin und sein ältester Sohn; Herr und Madame Montholon, mit dem kleinen Tristan, einem ihrer Kinder, höchstens 6 bis 7 Jahre alt; General Gourgaud. Herr von Las Cases und der kleine Emmanuel, sein Sohn, kamen zuletzt. Das Frühstück war in dem Zelte, welches der Kaiser in der Ecke des Gartens hatte errichten lassen, bereitet. Napoleon dankte seinen Treuen, die mit ihren aufrichtigen Glückwünschen sich um ihn drängten, mit Herzlichkeit und sprach: „Jetzt genug der Complimente, wir wollen uns zu Tische setzen." Und die eine Hand der Mad. Bertrand, die andere der Mad. Montholon bietend, ließ er diese Damen zu beiden Seiten, neben sie ihre Kinder sich setzen. Der Großmarschall nahm dem Kaiser gegenüber,

die Herren Montholon, Gourgaud, Las Cases und sein Sohn rechts und links Platz; es waren zehn Personen an der Tafel. Die Kammerdiener des Kaisers trugen auf. Bei der nachdenkenden Stimmung, in welche die Gäste durch ihre verschiedenartigen Gefühle versetzt wurden, war das Frühstück nicht so heiter, als es zu werden versprochen hatte; auch dauerte es nicht lange. Kaum war das Mahl zu Ende, so sprang der kleine Tristan, der gerne umherlief, von seinem Stuhle herab, um außer dem Zelte zu spielen; der Kaiser hielt ihn aber fest am Arme, nahm ihn zwischen die Beine und sprach mit liebkosender Stimme: „Herr Tristan, das ist viel zu bald; so läuft man nicht von den Leuten fort; fragen Sie lieber Ihren Papa, der wird Ihnen sagen, daß es nicht anständig ist.“

Der arme Knabe schlug beschämt die Augen nieder und gab keine Antwort. Da faßte ihn Napoleon mit beiden Händen um die Brust und fügte, ihn sanft schüttelnd, in wahrhaft väterlichem Tone bei: „Ich sage dies nicht, um Dich zu zanken, ich wollte Dir nur eine Lehre geben, nicht Dir einen Vorwurf machen. . . . Da weinst Du nun. . . . Komm, komm, sey ruhig, und zum Beweise, daß Du über Deinen Freund nicht böse bist, erzähle ihm eine der schönen Fabeln, die Dir Deine Mama lehrt. Trockne Deine Augen ab und hab' Acht, daß Du nicht fehlest.“

Bei diesen Worten hatte sich Napoleon das Kind auf die Kniee gesetzt und sanft zu sich hingezogen; der kleine Tristan schlug seine langen, noch nassen Wimpern auf und sagte mit gemüthlicher Stimme:

„Sire, was soll ich Ihnen für eine hersagen?“

Was für eine Du willst: die kürzeste, die wirst Du am besten können.

Ich kann nur Eine ganz, der Wolf und das Schaf, und noch die Hälfte von einer andern.

Ei! das ist nicht viel; da wird mir die Wahl nicht beschwerlich. 's ist gleich — erzähle mir „Wolf und Lamm;“ es ist, so viel ich mich erinnere, die allererste.

Der Kleine hob also an und erzählte die Fabel halb gut und halb schlecht. Es gab nichts Drolligeres, als ihn „Sire . . . Eure Majestät . . .“ sagen zu sehen und zu hören, wie er vom Wolf sprach und sich an Napoleon wendete und sie so beide in seiner Erzählung und wahrscheinlich auch in seinem kleinen Kopfe mit einander verwechselte. Der Kaiser lachte herzlich, wiewohl er mißbilligte, daß man Lafontaine's Fabeln Kindern in die Hände gäbe, die weder seine Einfalt noch seine Tiefe verständen. Da der Kleine zu Ende war, umarmte er ihn zärtlich; darauf suchte er ihm diese Fabel verständlich zu machen, in welcher, fügte er hinzu, viel Ironie wäre. Nicht

weniger war er bemüht, sie dem Gefühle des Knaben zugänglich zu machen, indem er ihm die Moral in derselben erklärte. „Uebrigens, sprach er zuletzt, fehlt die Fabel in ihrem Prinzip, denn ihre Moral ist absurd: es ist falsch, daß Gewalt immer vor Recht geht. Gerade diesen Mißbrauch hätte der Dichter verurtheilen sollen: dies hat er aber nicht gethan, im Gegentheil scheint er ihn vielmehr zu heiligen. Ich an seiner Stelle würde gesagt haben, der Wolf sey erstickt, wie er das Lamm fraß, und diese Moral wäre gewiß von den Kindern vollkommen verstanden worden, weil sie gerecht gewesen wäre; um so mehr, fügte er hinzu und wendete sich dabei an den Kleinen, der ihm gierig zuhörte, um so mehr, als es Wölfe gibt, die die kleinen Knaben fressen, wenn sie faul sind."

Der kleine Tristan, der wie die meisten verzogenen Kinder war, machte bei diesen Worten große Augen, und beeilte sich, dem Kaiser leise zu gestehen, er lerne nicht alle Tage etwas; in Zukunft wolle er aber fleißig studiren.

„Und da wirst Du gut daran thun, sagte Napoleon; ißt Du nicht alle Tage? . . .

Ja, Sire; aber nicht immer gute Sachen.

„Gute Sachen, immer gute Sachen, wiederholte der Kaiser mit einem halben Lächeln, die kommen Dir nicht aus dem Sinn. Sehen Sie, meine Herren, den Einfluß des kleinen Bauchs, fuhr er fort und klopfte dabei sanft auf Tristan's seinen, die Leckerei regiert die Welt. Wohlan mein kleiner Freund, sagte er, ihn auf den Boden setzend, jetzt hast Du brav gearbeitet, geh' nun und spiele im Garten." Darauf schlug er in die Hände, als wollte er ihm ein Zeichen seiner Freiheit geben. Der Kleine wartete nicht auf ein zweites, nahm einen Anlauf und verschwand. Napoleon sah ihm nach und sprach mit Rührung:

„Mein Sohn ist beinahe gerade eben so alt."

In diesem Augenblicke benachrichtigte der Pförtner Santini den Großmarschall von der Ankunft eines Offiziers vom 53sten, mit einer Botschaft vom Gouverneur aus Plantation-House.

„Ohne Zweifel das Geschenk von Sir Elphinstone, sagte Napoleon und verdoppelte seine Schritte, es konnte an keinem gelegenern Tage ankommen."

Der Kapitän Poppleton trat mit einem Soldaten vom 53sten herein. Dieser trug ein Kästchen, das in Gegenwart des Kaisers im Billardsaal geöffnet wurde. Jedermann war von der feinen Arbeit der genannten Geschenke bezaubert. Napoleon schien besonders der gute Wille des Lord E. zu freuen. Er betrachtete Stück für Stück. Diesen Thurm zu bewegen, sagte er scherzend, müßte ich

einen Hebel haben. Ich will die Körbchen Marie Louisen, die Marken meiner Mutter, das Schach meinem Sohne schicken. — Der Kapitän benachrichtigte den Kaiser, daß der Gouverneur des andern Tags nach Longwood zu kommen gedenke. — Unterdeß war das Wetter trüb geworden. Der Kaiser trank in der kleinen Bibliothek Kaffee und ging dann in den Salon. Er wünschte eine Parthie zu machen. Bertrand schlug écartée vor, allein der Kaiser, welcher dieses Spiel nicht liebte, weil man es nur im Antichambre spielte, bestimmte vingt-et-un, damit alle mitspielen könnten. Santini richtete den Spieltisch her. Gewöhnlich hörte der Kaiser auf, wenn er zehn Napoleon verloren hatte, was ihm fast immer passirte, weil er gewöhnlich sein Gold stehen ließ, bis es zu einer großen Summe angewachsen war. Diesmal kam er bis zu 64 Napoleon. Der Großmarschall hielt die Karte in der Hand. Napoleon schien geneigt stehen zu lassen, als ihm jener bemerkte, daß er, falls er nochmals gewänne, die Bank sprengen, ihn selbst zum Bankerutt zwingen würde. Da zog Napoleon sein Geld zurück; ich will meine Leute nicht ruiniren, sagte er. Man spielte weiter, den Satz einfach zu zehn Napoleon, und es zeigte sich, daß der Kaiser 16mal hintereinander, also 32,768 Napoleons gewonnen haben würde.

Man wunderte sich über dieses seltene Glück.

Aber meine Herren, sagte der Kaiser, ist denn heute nicht mein Namenstag? Ich darf doch wohl einen glücklichen Tag im Jahre haben. — Er vertheilte das gewonnene Geld unter Montholon und Gourgaud, welche bedeutend verloren hatten, und fuhr fort: Wenn wir ein wenig plauderten, bis der Punsch kommt? — Jedermann stimmte bei. — Erzählen Sie uns doch, mein Lieber (er redete Las Cases an), etwas von ihrem Faubourg Saint-Germain; ich bin überzeugt, daß ich schöne Sachen hören werde, wenn Sie nur aufrichtig seyn wollen.

Wohlan, Sire, entgegnete der Graf, es war einmal ein junger Kammerherr, J. M., der sehr arm war, aber einen sehr reichen steinalten Großonkel hatte.

Ach, ich weiß schon, wer! rief der Kaiser dazwischen.

Sire, ich erinnere mich, daß J. M. uns an Bord des Northumberland die Geschichte eines dicken, deutschen Majors erzählten, der zu Anfang des unsterblichen italienischen Feldzugs gefangen genommen wurde und sich beklagte, daß man einen jungen Kiek in die Welt gegen ihn geschickt habe, der zu nichts gut wäre, als höchstens nur ins Handwerk zu pfuschen und es am Ende ohne Zweifel unerträglich machen müßte. In unserer Gesellschaft im Faubourg St. Germain hatten wir den Pendanten zu diesem österreichischen Major. Das war der alte Großonkel des jungen Kammerherrn E. M., der

noch immer einiges vom Costume Ludwigs XIV. beibehalten hatte. So oft Sie uns einige wundervolle Nachrichten vom Rhein herüber zukommen ließen, hatten wir ein Theater an ihm. Ihre Bulletins von Ulm und Jena waren für ihn eben so viele Texte, um seinem Unwillen gegen E. M. Luft zu machen. Er fand auch, daß E. M. ins Handwerk pfuschten. Ich habe die Feldzüge des Marschalls von Sachsen mitgemacht, sagte er mit Emphase; das waren Wunder, die gar nicht gehörig gewürdigt worden sind. Damals war der Krieg eine bewundernswürdige Kunst, eine erhabene Wissenschaft, aber Euer Bonaparte . . . Sire, verzeihen Sie, aber E. M. hat mir erlaubt, aufrichtig zu . . .

Gewiß, mein Lieber; und was sagte denn diese Copie des Onkel Toby?

Sire, der Großonkel zuckte mitleidig die Achsel und sagte: Zu unserer Zeit führten wir Edelleute den Krieg mit allem Anstand. Wir hatten im Felde unsere Maulthiere, unsere Köche und Maitressen; man speiste unterwegs ganz vortrefflich, man schlief unter seinem Zelte und im Generalquartier hatten wir einen Tag um den andern Ball oder Komödie. Dabei näherten sich die Armeen in kleinen Tagmärschen; sie nahmen schöne Positionen ein und wenn dann Alles arrangirt und nach beiderseitiger Uebereinkunft geordnet war, lieferte man mit vieler Artigkeit die Schlacht. Oder man leitete auch, bis es so weit kam, eine kleine Belagerung ein, um die cadets de famille zu beschäftigen. Und diese gingen in die Tranchée, indem sie vive le roi riefen. Wenn dann das Wetter anfing schlimm zu werden, schlug man in einigen benachbarten Städten seine Winterquartiere auf und da kamen der Intendant der Provinz und die Damen aus der Umgegend, und fetirten uns um die Wette. Bisweilen hielt es selbst der König nicht unter seiner Würde, mit den größten Herrn vom Hofe zu kommen, um sein rothes Haus zu besehen. Man verspielte hier zuerst sein Geld, dann seine Equipagen und selbst die Maitresse. Das veranlaßte zuweilen einige Duelle, welche das Tribunal der Marschälle von Frankreich erlaubte oder verbot, je nachdem die Kämpen von gleichem Hause waren; denn ein Edelmann, der es gewagt hätte, zu weit zu gehen oder sich mit einem officier de fortune zu compromittiren, hätte mit den Herrn vom Profoßenamt zu thun bekommen, die gewiß in dem Punkt nicht scherzten. Im Frühling endlich, wenn die Erde trocken war und die Sonne anfing heiß zu werden, eröffnete man den Feldzug von Neuem. Das hieß nach den Regeln Krieg führen; aber heut zu Tage? Man durchläuft 100 Meilen in zehn Tagen, man schläft, wenn man kann, man ißt Erdäpfel, wenn man welche findet, eine ganze Armee verschwindet in einer einzigen Schlacht vor einer andern, eine Monarchie verschwin-

det, wie ein Schattenspiel von der Weltkarte. Wahrhaftig, wenn Ihr jungen Leute das — Genie nennt, so muß ich alter Taktiker gestehen, daß ich nichts mehr davon verstehe und ich höre Euch auch nur mitleidig zu, wenn Ihr Euren kleinen Bonaparte unablässig einen großen Mann nennt. Ich stelle die Frage, was ist ein General, der keine Manchetten und keine weißen Federn im Hut trägt? Ein solches Wesen besitzt nicht einmal die ersten Elemente des Commandos.

Mein lieber Las Cases, fiel der Kaiser lautlachend ein, man sagte wohl in Eurer Gesellschaft in Bezug auf mich viel Betisen.

Ja, Sire, von allen Arten.

Nun wohl, es ist kein Eindringling hier, wir sind en famille, erzählen Sie weiter. Ich gebe Ihnen carte blanche.

Eins Tags bei der douairière von . . . von drei Sternen.

Wer ist diese Dame? Ich habe sie nie nennen hören.

Ich glaube es wohl, Sire, aber wenn ich sage drei Sterne, so . . .

Ach, ich verstehe, wo hab ich doch meinen Kopf.

Fahren Sie doch fort.

Eines Tags also sahen wir den Onkel Toby kommen. Meine kleinen Herrn, sagte er ganz außer sich, ich komme von der plaine des sablons, wo ich Euren Ostgothen Manövre executiren sah.

Ostgothe, wer ist das?

E. M. selbst.

Diesmal verstehe ich — der Kaiser runzelte die Stirne — es ist recht drollig und dann?

Er hatte, fuhr der alte Großonkel fort, drei oder vier Regimenter beschnurrbarter Bursche bei sich, die er über einander purzeln ließ. Mit meiner Compagnie Dragoner wollte ich ihn und die Seinen gefangen genommen haben. Usurpirter Ruhm! Moreau hatte Recht, wenn er sagte, daß er ihn in Deutschland erwarte. Man spricht von einem Krieg mit Oesterreich; wenn er statt findet, so wollen wir sehen, wie Euer kleiner Corse sich herauszieht. Die Panduren des Kaisers Franz werden ihm bald sein Recht verschaffen. Ich kenne die Panduren und meine Dragoner auch. — Sire, der Krieg brach aus und E. M. schickten uns das Bulletin von Austerlitz. Der Großonkel erschien bei der douairière und wir riefen: Nun wohl, Marquis, Eure Panduren? — O meiner Treue, entgegnete er, es ist zum Verstand verlieren. Dieser Mensch macht alle Berechnung zu nichte. Er ist vom Teufel besessen; und diese Oesterreicher sind so plump. Wenn er mit meinen Dragonern zu thun gehabt hätte!

Der Kaiser lachte. Nun, wo bleibt denn das Unangenehme — fragte er, Alles das ist nur lächerlich.

Sire, die Sache wird jetzt schwierig. Diese alte Dame, die in ihrem ganzen Leben nicht an einen Sieg E. M. in Deutschland glaubte, sagte uns, nachdem Sie in Berlin eingezogen waren: Und Ihr glaubt das, Ihr jungen Leute? Seht Ihr nicht, daß er das Alles nur erdichtet hat? Er wagt es nicht den Fuß auf deutschen Boden zu setzen. Ich wette, daß er noch hinter dem Rhein steht, wo er vor Furcht stirbt. Geht, geht, die Zeit wird lehren, ob ich mich in ihm betrüge. Ich habe gesagt, daß man ihn eines Tags auf seine wüste Insel zurückschicken wird. Nun wohl, Ihr werdet sehen . . .

Der Kaiser lachte nicht mehr. Hätte es Gott gefallen, sagte er aufstehend, daß es meine gewesen wäre. Er näherte sich nachdenklich dem Spieltisch, sammelte maschinenmäßig die zerstreuten Karten und fügte hinzu: Ha, es war eine wahre Ecarté-Partie. Was mögen sie von mir sagen, jetzt, da ich Alles unwiederbringlich verloren habe. Ich habe Ihnen freilich ein schönes Spiel gegeben. — Und doch habe ich den Augenblick erlebt, wo . . wo ich ohne treulose Rathgeber die Parthie gewonnen hätte.

Es war eilf Uhr; man zog sich zurück.

Am andern Morgen langte der Gouverneur mit einem Major und zwei Dragonern zu Longwood an. Der Kaiser ging aber mit dem Großmarschall Las Cases und seinem Sohn im Garten spazieren. Hudson Lowe verlangte eine Entrevue. Ach, ach, da ist er, sagte der Kaiser, er kommt mir nach seiner Weise zum Namenstag zu gratuliren. Aber ich will ihn anbinden. Er empfing den Engländer mit kalter Höflichkeit, die selbst etwas Trauriges hatte. Er war bläßer, als gewöhnlich.

Sie sind es, mein Herr, nun wohl, was wollen Sie?

Erlauben Sie mir, General, Ihnen zuerst für die Güte zu danken, womit Sie mich zu dieser Stunde zu empfangen geruhten und...

Halt, Herr Gouverneur, keine Tartüfferie, keine lügenhaften Höflichkeiten unter uns; das gliche dem lächerlichen Benehmen der französischen und englischen Offiziere zu Fontenoy, die sich vor Beginn des Treffens grüßten. Lassen Sie uns aufrichtig seyn. Zur Sache!

Er trat in den Speisesaal, wo er mit dem Gouverneur eine halbstündliche, sehr lebhafte Conversation hatte. Lowe entfernte sich unzufrieden, denn der Kaiser hatte sich ohne Rücksicht über seine schmähliche Behandlung ausgesprochen.

An diesem Tage ging Napoleon nicht mehr aus; er empfing niemand und aß allein. Abends sagte er zu Marchand beim Auskleiden:

du erzähltest mir neulich, daß es dir Vergnügen mache, die Menschen zu studiren. Hättest du gehört, was der Gouverneur diesen Morgen zu mir sagte, so hättest du erfahren können, wie weit menschliche Geduld gehe, welche Demüthigungen das Herz ertragen kann. Doch tröstet mich Eines; seine Landsleute werden eines Tags nicht umhin können, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und schon jetzt, sieh, auf dem Tisch . . .

Marchand trat zum Tisch, auf dem das Schach und das Kästchen von Ebenholz standen. Er las mit Rührung die Worte, mit elfenbeinernen Buchstaben incrustirt: dem erlauchten Gefangenen von St. Helena die dankbare Familie Elphinstone. F.

Narükow-Dmitrewsky.

Eine biographische Skizze.

Daß Deutschland Eckhof, Schröder, Iffland, Devrient, Frankreich Lecain, Talma, England Garrick, Kean u. a. ihre ersten Mimen nannten, deren rühmlichst verdiente Lorbeerkränze unverwelkt auf die Nachwelt übergehen werden, ist allgemein bekannt; weniger, oder vielleicht gar nicht gekannt dürfte dagegen der nicht minder talentvolle reichbegabte russische Künstler Narükow-Dmitrewsky seyn, weshalb eine kurze Biographie dieses Mannes, der ein eben so würdiger Mann, als vortrefflicher Mensch war, ein allgemeines und für die dramatische Kunstwelt besonders Interesse erwecken soll.

Als unter der Kaiserin Elisabeth in Petersburg die russische dramatische Kunst in geläuterter Reinheit aufzutauchen begann, bildete sie sich auch fern von der Hauptstadt durch einen talentvollen Mann. Fedor Grigoriewitsch Wolkow, geboren den 9. Februar 1729, Stiefsohn des Lederfabrikanten Poluschnikow in Jaroslaw, wohl unterrichtet in fremden Sprachen und Musik, kam in Handelsangelegenheiten nach Petersburg, wo er das deutsche Theater besuchte, welches ihm so wohl gefiel, daß er mit dem Unternehmer und den Schauspielern Bekanntschaft machte, und so sich Zeichnungen und Pläne von der ganzen innern Einrichtung des Theaters verschaffte. Damit kehrte er nach Jaroslaw zurück und beschloß dort ein Theater zu errichten, wozu er eine Lederniederlage seines Stiefvaters wählte, und zu dessen Geburtstage, unterstützt von seinen Brüdern und einigen Fabrikarbeitern das Schauspiel „Esther" aufführte. Den Zuschauern, die sich zahlreich einfanden, gefiel das sehr und Wolkow setzte seine Vorstellungen fort. Nach dem Tode seines Stiefvaters, als er die-

sen beerbt hatte, erbaute er ein eigenes hölzernes Schauspielhaus, und engagirte für weibliche Rollen zwei junge Seminaristen, Narükow und Popow, so wie auch einige Kanzeleibeamte. Bei seiner Unternehmung unterstützte ihn der Edelmann Mussin-Puschkin, und obgleich er jetzt Eintrittsgeld nahm, so war dennoch stets der Andrang sehr groß. Bald erfuhr die Kaiserin von diesem Theater und schickte im Jahre 1752 den Senatsexekutor Daschkow nach Jaroslaw, um die dortigen Schauspieler nach Petersburg zu bringen. Narükow, der die Osnelda spielte, wurde von der Kaiserin nach seinem Namen gefragt, und als er diesen nannte, sagte die Monarchin: „Du gleichst dem polnischen Grafen Dmitrewsky, und so sollst Du fortan heißen.“ Das Spiel der Ankömmlinge gefiel und sie gaben noch vier Vorstellungen, nämlich Semire, Artiston, Shinaw und Hamlet. Die vier vorzüglichsten Darsteller: Fedor Wolkow, Narükow-Dmitrewsky, Popow und Schumsky gab die Kaiserin in das Cadettenkorps, um dort noch in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet und überhaupt höher ausgebildet zu werden; die Andern schickte man mit einer ansehnlichen Belohnung zurück. Zu den vier Erwählten gab man noch acht Hofsänger, die wegen Verlust ihrer Stimme für den Gesang unbrauchbar geworden waren, und die als Besoldung jährlich 60 Rubel und eine Kleidung von Tuch erhielten. Sie standen unter dem Befehle des Oberstallmeisters Peter Sumarokow. — Melissino, Osterwald und Swistunow, früher als Cadetten selbst ausübende Theaterdilettanten, jetzt aber Corpsoffiziere, gaben der ganzen Gesellschaft Unterricht in der Deklamation. Diese Truppe gab im Jahre 1754 bei den Festen zur Geburt des nachmaligen Kaisers einige Vorstellungen bei Hof, und zu dieser Zeit wurden auch die ersten Schauspielerinnen, deren Rollen bisher von Männern dargestellt worden, engagirt. Es waren dies Mitglieder aus dem vom Balletmeister Landé gestifteten Tanzkorps, nämlich die Demoiselles Sorin, Maria und Olga Ananjin, zwei Töchter eines Offiziers, Puschkin und die damals berühmte Tänzerin Awdotja. — Ein Ukas vom 30. August 1756 bestimmte endlich die Errichtung eines russischen Nationaltheaters und ernannte Alexander Petrowitsch Sumarokow, den Dichter, zum Direktor. Das Personale bestand aus neun Personen, unter denen Wolkow und Narükow-Dmitrewky um den Lorbeer des ersten Verdienstes rangen. Nach dem Tode des erstern, welcher zuvor, als Katharina II. zur Regierung kam, in den Adelstand erhoben und mit 700 Bauern beschenkt worden war, schickte diese Kaiserin im Jahre 1765 Narükow-Dmitrewsky nach Frankreich und England, um dort die Meister seiner Kunst zu studiren. In Paris schloß er mit dem berühmten Lecain genaue Freundschaft und reiste mit ihm nach London, wo sie ein unzertrennliches Kleeblatt mit Garrick bildeten, der ihnen, ob-

wohl schon krank und leidend, dennoch Proben seines eminenten Talents ablegte. In einer ihrer abendlichen Zusammenkünfte zeigte ihnen Garrick einige seiner mimischen Kunststücke, so z. B. das bekannte Lachen auf einer Seite des Gesichts, indeß die andere weint. — Plötzlich erblaßt Dmitrewsky, seinen ganzen Körper befällt ein konvulsivisches Zittern, bleich und leblos sinkt er auf einen Stuhl. Alle erschrecken, eilen laut jammernd ihm zu Hülfe und sind einige Zeit ängstlich bemüht, ihn ins Leben zurückzurufen; da belehrt sie der mit plötzlichem lauten Lachen empor springende vermeintliche Kranke, daß auch er ihnen ein ähnliches Pröbchen, wie Garrick zum Besten gegeben habe. Bei seiner Rückkehr nach Paris wagte er dort Aehnliches, wie in neuester Zeit der deutsche Schauspieler Jerrmann; nämlich Dmitrewsky, der Russe, trat auf der damaligen Bühne der Herzogin von Villeroi in dem französischen Drama Alziere, als Zamor, neben Lecain, der den Gusmann spielte, mit rauschendem Beifall auf. Bald darauf gab er in der Zaire den Orosman und Lecain den Chatillon. Nach Petersburg zurückgekehrt, erschien er zum erstenmale wieder als Shinaw auf der Bühne und entzückte das Publikum durch sein jetzt in der Fremde vollendet ausgebildetes Talent. Nach dieser Darstellung ließ die Kaiserin ihn in ihre Loge rufen und bezeugte ihm vor den Augen aller Zuschauer ihre Zufriedenheit. Von nun an war er der ruhmstrahlende Glanzpunkt des russischen Nationaltheaters. Er riß als Schauspieler das Publikum zum Entzücken, zur Bewunderung hin, gab jungen Eleven unverdrossen tiefdurchdachten Unterricht in ihrer Kunst, übertrug mit unermüdlichem Fleiße und tiefem Studium ausländische dramatische Meisterwerke poetisch schön und wahr in's Russische, half dramatischen Schriftstellern mit Rath und That und genoß eine an Verehrung grenzende Achtung als Mensch und Künstler. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften nahm ihn feierlich unter ihre Mitglieder auf und übertrug ihm, eine Geschichte des russischen Theaters zu schreiben. Eine Lobrede auf Sumarokow, die er in einer Sitzung der Akademie vorlas, machte damals großes Aufsehen. Nachdem er acht und dreißig Jahre gedient hatte, wurde er 1786 mit 2000 Rubeln pensionirt, blieb aber dann acht Jahre lang Direktor der neugestifteten Theaterschule, und trat bisweilen nur noch auf dem Hoftheater in der Eremitage auf. Auf Verlangen des Kaisers Paul spielte er im Jahre 1797 noch einmal auf dem Hoftheater den Dimitri Ssamoswanez (der Usurpator) und erhielt dafür von dem freigebigen Monarchen eine goldene reich mit Brillanten und seinem Bilde geschmückte Dose. Zum letztenmale betrat er die Bühne am 30. August 1812 in dem nationellen Drama: „die allgemeine Bewaffnung," das sich auf die Invasion des französischen Eroberers bezog. Dmitrewsky spielte darin die Rolle

eines alten verabschiedeten Veterans, eines Unteroffiziers, der seine goldenen und silbernen in früheren Kriegen für Tapferkeit erhaltenen Medaillen, seine einzige Habe, freudig dem bedrängten Vaterlande zum Opfer bringt. Sein Spiel in dieser Rolle enthusiasmirte das Publikum aufs Höchste. Er selbst war bis zu Thränen gerührt, und als er am Schlusse des Stückes dem geliebten Kaiser ein „Lebehoch" ausbrachte, stimmte das ganze Haus stürmischjubelnd in diesen Ruf mit ein. Später, im Jahre 1817 wollte er noch einmal zum Besten der Familie seines gleichfalls hochberühmten Schülers Jakowlew auftreten, allein eine plötzliche Krankheit hinderte ihn daran. Sein eisernes Gedächtniß, seine lebendig rege Phantasie und seine Heiterkeit verließen ihn bis zum Tode nicht. Er starb sanft und freudig am 27. Oktober 1821 zu Petersburg in dem hohen Alter von 85 Jahren. Seinen Grabhügel schmückte die Akademie der Wissenschaften mit einem prächtigen Denkmale. Dmitrewsky war in tragischen wie komischen Rollen gleich vorzüglich; als Schriftsteller lieferte er mehrere ausgezeichnete Originaldichtungen und eine Menge dramatischer Uebersetzungen aus dem Deutschen, Französischen, Englischen und Italienischen. Fest in der Freundschaft, treu dem gegebenen Worte, sein Vaterland mit enthusiastischem Patriotismus liebend, reichlich Almosen spendend, Waisen auf seine Kosten erziehen lassend, Schulden halber Verhaftete aus ihrem Gefängnisse loskaufend und überhaupt jede Tugend als Mensch und Christ ausübend, verdient dieser seltene Mann desto mehr bewundert zu werden, je weniger er in anspruchloser Bescheidenheit einen besonderen Werth auf sein Ich zu legen pflegte.

Die zwei Nachbarinnen.

Ein Reiseabenteuer nach M. Barthe.

Vor zwei Jahren machte ich mit meinem Freunde Julius einen Ausflug in die Pyrenäen. Ich wollte nur Felsen, Berge, Gießbäche, Wasserfälle, überhaupt eine grandios pittoreske Natur aufsuchen; aber mein Begleiter hatte ganz andere Plane; er wollte Studien machen. Doch dachte er dabei nicht etwa gleich den Weltweisen des Alterthums die Tiefen des menschlichen Geistes, die Verschiedenheiten der Völkerstämme zu ergründen; dies kümmerte ihn blutwenig; Beobachtung der Menschen war nicht seine Sache, und im Bereiche der Sitten interessirte ihn nur die Kenntniß der Frauen, aber auch hier nur die eine Richtung der weiblichen Empfindungen, die Liebe. Von dieser hatte er in der That sehr umfassende und beinahe gefährliche Wissenschaft sich angeeignet. Die Liebe, lehrte er, ist eine edle Eigenschaft der Seele, welche wie jede andere gepflegt und vervollkommnet werden muß. Die Bildung des Geistes erheischt mannigfache, vielartige Studien, eben so verlangt auch die Ergründung der Liebe den Umgang mit Frauen der verschiedenartigsten Verhältnisse, Schattirungen und Länder, mit Hauptstädterinnen so gut, wie mit Gebirgsländerinnen, mit Französinnen, Engländerinnen, Deutschen, Polinnen, wie mit Italienerinnen, Spanierinnen, Griechinnen, Circassierinnen und so weiter. — Allerdings war und bin ich hierin ganz anderer Ansicht; so z. B. flößt mir das Alter mit seiner Reife und Einsicht den größten Respekt ein, aber nimmermehr Liebe; auch sind mir Gestalt, Teint und dergleichen gar nicht gleichgültig; ein zartes Weiß mit rosigen Wangen bete ich an, ein etwas dunkles, doch lebhaftes Colorit mit langen Wimpern, schönen schwarzen Augen, aus welchen

jeder Blick ein Glutstrahl ist, entzücken mich, — allein an schwarzen oder rothen Gesichtern kann ich unmöglich Geschmack finden. Indeß mein Freund ist nun einmal ein wahrer wandernder Botaniker in dem großen Frauengarten; er hat sich im geheimsten Cabinet seiner Wohnung ein Herbarium seines Herzens, ein Museum seiner Antiken, ein Archiv seiner Wissenschaft angelegt, eine Reihe der eleganteſten Acajou-Schränke, Kästchen und Fachgestelle, alle mit Nummern und zierlichen Etiquetten versehen, und durchduftet von Moschus, Rosenöl und Jasmin, worin Blumen, Haare, Bänder, Briefe und tausend andere Souvenirs seiner Verehrten, Geliebten, Angebeteten aufbewahrt sind. Hier bereitet er sich auch vor zu einer Reise um die Welt, auf welcher er Materialien sammeln will zum größten, vollständigsten, gründlichsten, gelehrtesten Werke über die physische und moralische Natur der Frauen. Und wirklich, ich wüßte keinen geschicktern Frauenwelt-Umsegler; denn seine hohe, schlanke Gestalt, seine schwarzen lockigen Haare, sein lebhafter tiefer Blick, seine wohlklingende anmuthige Stimme, seine kühne und doch anspruchlose Haltung machen ihn zum unwiderstehlichsten Eroberer, wogegen ich ein wahres Nichts bin, mit allem Muthe, den ich mir einbilde, neben der Geliebten verblüfft dastehe, mich wohl augenblicklich bei Frauen in den dritten Himmel versetzt glaube, aber den Boden unter mir verliere, kurz, wie ein unkluger Soldat blind in das Gefecht renne, während Julius als geübter Feldherr selbst inmitten der größten Gefahren stets seine Geistesgegenwart behauptet.

Doch auf jener Columbiade befanden wir uns damals noch nicht, sondern auf dem Wege nach Spanien, beritten mit zwei trottelnden pyrenäischen Kracken, die uns ganz friedlich noch vor Einbruch der Nacht in Bedouse absetzten. Das Dorf ist höchst unbedeutend, aber seine Frauen und Mädchen sind wunderhübsch. Ein knapper schwarzsammtner Rock hebt die volle, schön geformte Büste und die schlanken Hüften malerisch hervor, ein kurzes Röckchen darüber gibt ihrem Gang eine muntere Leichtigkeit, die frischesten Rosenwangen, die blendendsten Zähne, die schwärzesten Seidenhaare, die schönsten stechendsten Augen vollenden das reizendste Bild, und geben einen köstlichen Vorgeschmack andalusischer Schönheit.

Julius war außer sich. Eine Schaar junger Arbeiterinnen kam eben von der Heumahde singend und schäckernd zurück; enthusiastisch stürzte er sich in meine Arme und rief: Freund, alle vereinigten Staaten von Nord- und Südamerika besitzen nicht so viele Schätze, wie dieses Dorf; wir müssen etliche Tage hier bleiben!

Ich bemerkte ihm, daß die Berge, die Gegend nicht den mindesten Aufenthalt verdienten; gleichviel, entgegnete er ungeduldig, die Weiber sind wundervoll!

Welche Schönheit! schrie er plötzlich auf.

Ein niedliches Mädchen stand unter der Thüre eines Wirthshauses.

Mensch ohne Poesie! begreifst du nicht, daß hier ein Engel uns einladet zum himmlischen Glücke? Hier müssen wir einkehren!

Mit einem Satze war mein Freund vom Gaule; ich stieg langsam ab. Das Mädchen trat mit einem schüchternen Knix herzu, und nahm unsere Pferde am Zügel.

Die frische Bergluft hatte uns tüchtigen Appetit gemacht. Wir begehrten ein Nachtessen.

Meine Herren, sagte der Wirth, mein Gasthof ist der beste im ganzen Lande; befehlen Sie nach Gefallen, Sie werden sogleich bedient seyn.

Gebt uns Geflügel.

Damit sind wir gegenwärtig nicht versehen, aber befehlen Sie alles andere Beliebige.

Gut, so gebt uns Kalbsbraten.

Unglücklicher Weise ist uns dieser gerade heute ausgegangen. Aber befehlen Sie alles andere Beliebige.

Nun so lasset uns ein Fricandeau zurichten.

Ich bitte um Verzeihung, dieses Wildpret kennt man in unsern Bergen nicht.

Also denn Fische.

Ach, meine Herren, die Heumahde hat uns am Fischen verhindert.

Aber, mein Gott, was habt Ihr denn eigentlich?

Wir können die Ehre haben, Ihnen mit Eiern, Milch, Butter, Käse, Nüssen und allem andern Beliebigen aufzuwarten.

Wir sahen nun wohl ein, daß dieses „Alles andere Beliebige," wobei der Wirth mit besonderer Betonung hartnäckig verblieb, nichts war, als eine Redensart zur Ehre seines Gasthofes, und bequemten uns zu der frugalen Mahlzeit.

Das junge Mädchen, das uns an der Thüre empfangen, bediente uns dabei. Wir hatten also Zeit genug, sie zu betrachten. Sie war wirklich köstlich, ihr Gesicht von den reinsten Zügen, in schönster Harmonie, ihr Blick, ihr Lächeln bezaubernd süß und naiv. Obwohl ich den Gegenstand meiner Neigung zu Hause gelassen, konnte ich einer inneren Aufregung bei ihrem Anschauen mich nicht erwehren; Julius verschlang sie mit seinen Augen; seine glühenden Blicke folgten ihr, als wolle er sie damit festbannen, so daß das arme Kind ihn ganz verwundert ansah.

Nach dem Essen blieben wir im Kreise der Wirthsfamilie. Der Vater war ein Greis mit ehrwürdigen Silberhaaren, die Mutter

zeigte in den Runzeln ihres Gesichtes noch Spuren ehemaliger Schönheit.

Julius zeigte sich liebenswürdiger und geistreicher, als je; er trug allein die Kosten der Unterhaltung, erzählte die seltsamsten, drolligsten Abenteuer, und bemächtigte sich seiner Zuhörer so, daß sie bald in Thränen zerflossen, bald in Lachen sich ausschütteten. Als wir fortgingen, empfing er von Allen die ehrerbietigsten Grüße, und folgten ihm die wohlwollendsten Blicke, besonders des jungen Mädchens, und während wir die Treppe zu unserem Schlafgemach hinaufstiegen, trillerte er aus Figaro: Nein, nie flieht mein heit'rer Sinn.

Viele Abende brachten wir auf gleiche Weise zu; Julius war unerschöpflich in den anziehendsten Geschichten, und sichtlich der Liebling des ganzen Hauses; Maria, so hieß die hübsche Wirthstochter, hing mit voller Leidenschaft an seinen Erzählungen, sie überhörte keines seiner Worte, ihr entging keine seiner Bewegungen dabei.

Julius machte mir keinerlei Mittheilung. Ich wunderte mich nicht darüber; er kannte meine Gewissenhaftigkeit in der Liebe, nach welcher ich den einschmeichelnden Verführer, der die weibliche Unerfahrenheit oder seine geistige Ueberlegenheit benützt, um Liebesgefühle, die ihm selbst fremd bleiben, in andern Herzen zu wecken, eben so verdammte, wie den gewaltsamen Verführer. Natürlich, daß ich bei solcher Strenge der Grundsätze kein Vertrauter eines so entschiedenen Lovelace, wie Julius, seyn konnte.

Indeß bemerkte ich alsbald, daß Maria öfter erblaßte, und ich fand sie mehrmal in trübes Nachdenken versunken. Das arme Kind dauerte mich im Innersten meines Herzens; ich vermuthete, mein Freund sey daran schuld, und brauchte nicht lange zu der Entdeckung, daß er im Hause eine Liebesintrigue mit Gewandheit und Glück eingefädelt hatte.

Plötzlich schienen Julius Bewerbungen um das Wirthsmädchen nachzulassen; die Abendunterhaltung wurde schleppend, er ging auch öfter aus und kam erst spät in der Nacht zurück. Auch die junge Nachbarin Antonia, Maria's Freundin, die sonst regelmäßig jeden Abend im Wirthshause bei uns sich einfand, kam seltener, oder kürzte ihre Besuche möglichst ab. Sie war ein reizendes Geschöpf mit kleinem koquetten Köpfchen, feinen Blicken und verführerischem Lächeln. Die Vernachläßigung ihrer Freundin und Julius häufige Abwesenheit erregten Verdacht; eines Abends sah ich Maria bei Antonia's Weggehen zittern, wie wenn Fieberschauer ihren ganzen Körper durchriesele.

Maria folgte Antonien unbemerkt auf dem Fuße. Als diese in ihre Wohnung geschlüpft war, näherte sich Maria der Thüre, und

blickte durch das Schlüsselloch lange in's Innere des Hauses; dann kam sie blaß und matt zurück. Vater und Mutter waren in den Lehnstühlen eingeschlafen, ich saß am Tische und that, als sey ich in ein Buch vertieft und bemerke nichts, was um mich vorgehe. Aber ich hörte Marien in einem Winkel der Stube seufzen, weinen, schluchzen, dann verzweiflungsvolle Worte ausstoßen. Endlich stand sie auf und ging in ihre Kammer, ich in mein Schlafgemach.

Um Mitternacht weckte mich ein Geräusch. Ich hörte Marien leise die Thüre ihrer Kammer öffnen. Ich stand schnell auf, kleidete mich eiligst an, und schlich auf die Hausflur. Maria war in der Küche, nahm eine Flinte, die am Kamin hing, herab und schlüpfte zum Hause hinaus. Ich folgte ihr nicht ohne Bangigkeit. Ich hatte genug gehört von der Gewalt der Eifersucht in dem Herzen einer Spanierin; dennoch konnte ich noch nicht begreifen, wie diese aus einem erst noch so schüchternen, sanften Kinde eine vielleicht zu einem Morde bewaffnete Furie machen könne.

Maria schritt nach Antonia's Wohnung; diese lag vorne an der Straße, hinten an den Bergen. Maria schlug die Richtung nach diesen ein. Sie trat zuerst an die Wand und lauschte; dann stellte sie sich in einiger Entfernung gerade über einem Fenster, das noch erleuchtet war. Ich setzte mich unbeobachtet an den nahen Bach. Die Nacht war etwas dunkel; ein Nebelschleier verdüsterte die Helle des Mondes; nur einmal trat er in vollem Glanze aus diesem hervor, und warf sein Licht auf das schöne trauernde Mädchen vor mir. Um Hals und Schultern flatterten unordentlich die seidenen Haare, auf dem Gesicht wechselten Blässe und Röthe, die Augen glühten unter Thränen.

Jetzt öffnete sich das Fenster. Antonia wurde sichtbar mit einem jungen Manne in der Tracht des Landes.

Nicht wahr, Du kömmst gewiß Morgen wieder? frug Antonia. Schwöre mir, daß Du mich immer lieben wirst.

Ein langer Kuß auf die Lippen der reizenden Sprecherin war die Antwort. Ein tiefer Seufzer entquoll ihrer Brust, — der Liebhaber schwang sich leicht aus dem Fenster herab.

In diesem Augenblicke bemerkte ich, daß Maria die Flinte auf ihn anlegte. Im Anschauen der ganzen Scene hatte ich vergessen, daß sie bewaffnet war. Ich sprang auf, ich stürzte schreiend herbei, um das Leben des Mannes zu retten — es war zu spät, der Schuß war schon gefallen; der Unglückliche lag am Boden.

Nach dieser That der Verzweiflung erwachte in Maria wieder das Weib. Mein Gott, was hab ich gethan! rief sie außer sich. Ich habe den getödtet, den ich so heiß geliebt! Was soll aus mir werden? — Wie eine Rasende eilte Antonia auf die ihr noch unbe-

kannte Mörderin zu; sie erkennend, blieb sie starr vor Schrecken, dann vereinigte sie ihr Klaggeschrei mit dem der Freundin.

Niemals sah ich einen gräßlicheren Anblick, als wie die beiden Mädchen sich schmerzzerrissen auf der Erde wälzten und ihre schönen Häupter an den Felsen zerschlugen. Ich selbst stand wie gefoltert; ein schrecklicher Vorwurf durchschnitt meine Brust; mit nur einiger Geistesgegenwart hätte ich diesen Mord hindern können.

Ich näherte mich dem Leichnam, und — erkannte Julius in der Verkleidung. Meine Glieder brachen zusammen, ich sank kraftlos neben ihm nieder. Meinen Freund hatte ich ermorden lassen! Dieser Gedanke drohte mich zum Wahnsinn zu bringen; ich zerschlug meine Stirne, zerraufte meine Haare, und brütete dann regungslos vor mich hin.

Da glaubte ich einen leisen Athemzug zu vernehmen. Ich raffte mich zusammen, betrachtete den theuern Todten genauer, und — sieh da! er war gar nicht verwundet. Großer Gott, rief ich aus, vielleicht liegt er nur in Ohnmacht! Bei diesen Worten erhoben sich die beiden Mädchen und eilten herzu; meine volle Besinnung kehrte wieder. Ich erinnerte mich, daß Julius aus liebesabenteuerlicher Vorsicht stets ein Flakon in der Tasche führt; ich suchte und fand, und hielt es ihm unter die Nase . . . er nieste tüchtig, er rührte und rüttelte sich. — Ach, schrieen wir alle drei, wie aus einem Munde, richteten ihn halb auf, und hefteten unsere ängstlich gespannten Blicke auf ihn. Endlich kam er zu sich, und seine Augen fielen auf die beiden Geliebten, die von Schmerz vernichtet, in Thränen aufgelöst vor ihm auf den Knieen liegen.

Julius hatte kein böses Herz; bei seinem Liebesspiel mit den zwei schönen Nachbarinnen dachte er nichts Schlimmes, er ahnte gar nicht, daß er ihnen damit Leid zufügen könne. Jetzt rief ihr Schmerz seinen Leichtsinn ihm vor die Seele. Er fühlte Reue; Thränen übermeisterten ihn; er sank den armen Getäuschten zu Füßen, und rief flehend: Vergebt mir! Die Antwort versagte ihnen, aber ihr Weinen und Schluchzen verdoppelte sich. —

Da hielt ich für's Beste, die Reise schnell fortzusetzen. Ich riß meinen Freund auf und mit mir in das Gasthaus, und ehe noch die zwei Freundinnen sich von dem nächtlichen Abenteuer erholt, und dessen Schauplatz verlassen hatten, trabten wir bereits auf den Bergen hinter Bedouse.

L.

Die Jagd auf dem Kirchhof.

Die Stadtuhr zu Baden-Baden hatte fünf geschlagen. Der würdige Spackmann, ci-devant Hausmeister des Markgrafen von Ansbach, zur Zeit Intendant im schwarzen Adler, öffnete die Flügelthüre des Salons und verkündete den versammelten Gästen jenes magische Wort, das im Gasthof dem vier-extra-post-equipirten Grafen jedem fußreisenden Schüler gleich stellt, das selbst gebrochene Herzen und zerrissene Gemüther ihrer Lethargie entreißt — wenn nämlich ihr Magen noch seine Rechte geltend macht — er sagte mit nicht geringem Pathos: Das Essen ist servirt. Die Gäste hatten gebadet, die Gäste hatten getrunken, die Gäste waren hungrig. Was Wunder, daß die Gäste aßen. Aber man ißt nicht immer. Man sprach auch, man unterhielt sich von unbedeutenden Dingen — denn man hat gefunden, daß auch nur mäßige Gehirnthätigkeit der wohlthätigen Ganglienfunktion schadet — man plauderte, man interessirte sich wenig für das Hin- und Hergeredete, als auf einmal ein Ausruf des jungen Fürsten Friedrich Lönenstein alle Ohren fesselte.

Ah, Sie wollen wissen, wo ich die Nacht zugebracht habe? sagte er etwas laut zu seiner Nachbarin, der Gräfin von Limburg. Ich war eben im Zug, Lord Hellis von dieser geheimnißvollen Nacht zu erzählen, als Sie uns in die Gegenwart zurückriefen.

Sie können sich denken, wie interessant die Geschichte ist, fügte der Lord artig hinzu, da sie uns die Gegenwart der Damen vergessen machte.

Gewiß eine recht fürchterliche Geschichte! sagte die Gräfin mit etwas Ironie.

Eine wahre Walpurgisnacht! erwiederte Lönenstein. Hören Sie

nur. Aber vor Allem muß ich bemerken, und sollten auch alle anwesenden Herren darüber lachen, daß ich die Frettenjagd leidenschaftlich liebe, daß ich fast vor Freuden sterbe, wenn man mir eine Expedition der Art vorschlägt.

Seit ich in Baden bin, hatte ich nur wenig Gelegenheit, diese meine Leidenschaft zu befriedigen, als mich ein ehrlicher Wilddieb aus der Umgegend, den ich ohnlängst kennen lernte, zu einer Partie einlud. Etwa zwei Stunden von hier liegt die alte Abtei Everfeld, am Saum eines wohlgehüteten, wildreichen Waldes. Dorthin versprach er mich zu führen, doch unter der Bedingung, daß ich niemand ins Geheimniß einweihen wollte. In der ersten mondhellen Nacht sollte die Expedition vor sich gehen.

Denken Sie sich einen athletischen, hochgewachsenen Burschen, von wildem Blick, treu, voll Ehrgefühl — nach seiner Art — harmlos, wenn er nicht gereizt wird, zu Allem fähig, wenn man ihm etwas in den Weg legt.

Gestern Abend um 11 Uhr, als der Mond in vollem Glanz leuchtete, kam er zu mir, diesmal wider Gewohnheit ohne Waffen. Er hatte blos mehrere Kaninchenfallen und zwei herrliche Fretten bei sich. In einem Augenblick saßen wir zu Pferd, ich, meine Flinte auf dem Rücken, er, sein Handwerkszeug am Sattelknopf. Als wir eine gute Weile in möglichster Schnelle geritten waren, kamen wir zu einem großen Kaninchenpark. Nahe daran erhob sich hinter hohen Mauern ein verfallenes Kloster.

Glauben Sie an Geister? unterbrach mein Gefährte das Stillschweigen. — Wir hatten noch kein Wort gewechselt. —

So wenig, als Sie an verhexte Hasen.

So folgen Sie mir. — Er drang durch das Gebüsch und näherte sich einem großen Gebäude, in dem ich am Schiff eine alte Kapelle erkannte.

Aber wohin führen Sie mich? fragte ich. Welchem Amte sollen wir beiwohnen?

Dem Todtenamt, erwiederte er und stieß eine wurmstichige Thüre hinter dem Chor auf; ich folgte ihm auf den Kirchhof der Abtei.

Sind Sie bereit? sagte er. Sie sind alle hineingeschlüpft.

Wer denn?

Wetter! die Kaninchen, die sich eben im Freien erlustigten.

Wie? das ist der Ort, an dem wir jagen?

Was kümmert's den Fuchs, wo seine Beute ihr Lager hat? Seit vielen Jahren haben sich diese Bursche hier angesiedelt, ohne daß sie jemand anzutasten wagte, so mächtig ist der Aberglaube. Der Ort ist trocken, ruhig, geschützt; schöner Holzschlag, fruchtbare Felder sind in der Nähe, und so haben sich die Thierchen weidlich

vermehrt. Sehen Sie doch diesen herrlichen Bau. Der Kaiser hat keinen schönern.

Der ganze Kirchhof war in der That nur ein großer Kaninchenbau. Jedes Grab hatte unzählige Oeffnungen, zwischen denen sich zahlreiche Wege kreuzten. Der unterminirte Boden wiederhallte unter unseren Füßen.

Das ist also Ihr Rittergut? fragte ich.

Vielmehr meine Speisekammer, war die Antwort.

Seit mehr als zehn Jahren erwerbe ich hier meinen Unterhalt. Der Kirchhof nährt mich, mein Weib und meine Kinder. Bald besuche ich mit meinen Fretten einen Mönch, bald zwei, wie sich's eben schickt. Heute wollen wir, wenn es Ihnen recht ist, das Grab des Priors vornehmen.

Bei diesen Worten führte er mich an ein isolirtes Grab. Er verstopfte die Oeffnungen der Kaninchengänge mit den Fallen, nur zwei oder drei ließ er frei. Bis jetzt hatte ich noch einige Scheu gefühlt, der Ort und die Zeit erschreckten mich. Aber als ich diese Vorbereitungen sah, erwachte meine Leidenschaft mit doppelter Kraft. Die Fretten waren noch nicht losgelassen, als ich schon die Flinte in der Hand auf dem Grabstein des Priors stand.

Alsbald regte es sich unter meinen Füßen. Ich hatte noch nie etwas Aehnliches gehört. Wunderliche Töne drangen aus der Erde herauf. Bald war es, als ob Menschengebeine an einander schlügen, bald, als ob die Erde Schaufel um Schaufel dumpf und feierlich auf einen Sarg geworfen würde, und dazwischen hörte man wieder die ängstliche Flucht der Kaninchen.

Und Sie hatten den Muth zu schießen? fragte eine der Damen.

Anfangs schoß ich ungeschickt genug. Aber bald kam ich in's Feuer. Wir suchten noch mehr als einen Bau heim, und als die Morgenröthe zum Rückzug mahnte, hatten wir 82 Stück beisammen. 32 hatte ich geschossen, die übrigen hatte mein Gefährte lebendig gefangen.

Das ist die ganze Geschichte meiner geheimnißvollen Nacht; und von den zwanzig Personen, die hier an der Tafel sitzen, sind kaum vier, die nicht meine Mitschuldigen geworden sind. Fragen Sie nur Spackmann.

Wie so? rief es von allen Seiten.

Indem Sie diesem Kaninchenragout alle Ehre widerfahren ließen. Er deutete auf die abgeleerten Schüsseln und verließ den Saal. Allgemeiner Unwille zartgestimmter Mägen — oder vielmehr Seelen — folgte ihm.

Rache! riefen die Damen; und man berieth sich auf der Stelle, auf welche Weise am plausibelsten Revenge zu nehmen sey.

Das Natürlichste war, Lönenstein Furcht zu machen, oder doch seinen gerühmten Muth auf die Probe zu stellen, und so kam man ohne viele Debatten auf die Idee, Nachts eine Geisterscene zu spielen. Die Rollen waren schnell vertheilt, Lord Hellis versprach, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

Um 11½ Uhr war jedermann auf seinem Posten. — Niemand hatte geplaudert.

Im Zimmer unter dem Schauplatz ihrer Mummerei — dem Schlafgemach des Fürsten — warteten die rachsüchtigen Gespenster auf den Schlag 12. Als es schlug, stieg der Zug die geheime Treppe hinauf. Es waren abenteuerliche Gestalten, die meisten in weiße Tücher — wie in Leichentücher — gehüllt. Der Dr. Martineau, das vorderste Gespenst, öffnete eine Fallthüre, von der Lönenstein nichts wußte, und trat ins Zimmer. Die Damen placirten sich am Fuß der Treppe, um ja kein Wort zu verlieren.

Lönenstein schlief seit zwei Stunden. Die Strapazen der vorigen Nacht hatten ihn ermüdet. Bei dem Geräusch, das die unheimlichen Gäste machten, fuhr er auf. Wie erstaunte er, als der Bettvorhang sich theilte und ein schreckliches Gespenst vor ihm stand.

Lönenstein! Lönenstein! sagte das Gespenst, Entweiher der Gräber, bete für deine Seele.

Da kam noch eine zweite Erscheinung unter dem Boden hervor, trat langsam zum Bett und wiederholte: Lönenstein! Lönenstein! Entweiher der Gräber, bete für deine Seele.

Lönenstein war betäubt. Da kam ein drittes Gespenst, weit schrecklicher, als die andern, ein langer Mönch mit Feueraugen.

Zurück! Mensch oder Teufel, rief Lönenstein entsetzt. Er ergriff ein paar Pistolen, die er selbst geladen. Zurück. Der Mönch schritt langsam vorwärts. Lönenstein feuerte. Das Gespenst warf zwei Kugeln auf das Bett und begann: Lönenstein! Lönenstein! als der Fürst einen zerreißenden Schrei ausstieß und zurücksank.

Erschrocken warf der Mönch die Verkleidung ab — es war Lord Hellis — ängstlich eilte der Doctor herbei — es war zu spät. Friedrich von Lönenstein war vor Schrecken gestorben.

***

Fouché in Rom. *)

Es war zu Ende des Jahres 1813. Der Kaiser von Oesterreich hatte sich zu den Alliirten geschlagen, und in Folge davon war an Murat und Eugen die Aufforderung ergangen, ihre Truppen zu vereinen und nach Wien zu marschieren, um auf diese Weise eine für das neu-französische Kaiserthum günstige Diversion zu bewirken.

Es wurde nun ein lebhafter Notenwechsel zwischen den Höfen von Neapel und Mailand unterhalten. Eugen bot alles auf, die Expedition zu Stande zu bringen, er räumte alle Hindernisse aus dem Wege, obwohl — wie so manche Erfahrungen vor den Augen Europas bewiesen — als Général en Chef dem Schwager Napoleons weit überlegen, erklärte er sich doch bereit, mit seiner Armee von 50,000 Mann den Befehlen Murat's zu gehorchen. Aber dieser zögerte, als habe er vergessen, wie er kurz zuvor, von Leipzig kommend, zu den Gendarmen in Velletri gesagt hatte: Ihr werdet mich in Bälde mit 70,000 Mann zurückkommen sehn, und dann wollen wir die Oesterreicher in's Wasser werfen. Das Vertrauen auf ihn war auch wirklich so groß, daß man allgemein der Ueberzeugung war, Napoleon selbst müsse ihm diese Zögerung zur Pflicht gemacht haben. Nur wenig besonnene Männer mißtrauten ihm, eingedenk, daß der Kaiser von Oesterreich und Lord Bentink, der Gouverneur von Sicilien, in Neapel accredidirte Gesandte hatten.

Die Lage der französischen Behörden und Bürger im römi-

---

*) Nach den Papieren des Herrn von Norvins, ehemaligen Generaldirektors der Polizei in den römischen Staaten.

schen Staate wurde unterdeß mit jedem Tage schwieriger. Zweitausend Soldaten, die Engelsburg, einige Seewarten ohne Besatzung und eine Legion Gendarmerie, das war Alles, was sie gegen die wahrscheinlichen Angriffe der Engländer und gegen Aufstände sichern konnte. Der Schrecken vor dem französischen Namen, der in den glücklichen Zeiten des neu-französischen Staates alle Hindernisse überwunden hatte, schwand mit jedem Tage vor den ungünstigen Nachrichten vom Kriegsschauplatze, und die Geistlichkeit*) ließ kein Mittel unbenützt, ihre Sache von neuem zu heben und das Papstthum von dem Druck des Napoleonischen Joches zu befreien. Das Volk begann sich bereits in den Provinzen zu regen, ein Priester, Namens Battaglia, commandirte eine bewaffnete Insurrektion im Sabinerland. Murat warf plötzlich die Maske ab, bemächtigte sich Ancona's und bedrohte Bologna, seine Emissäre verkündeten bereits, daß er Rom besetzen werde, als am 28. Nov. Fouché, der Herzog von Otranto, ganz unerwartet in dieser Stadt ankam. Seine Erscheinung mußte die verschiedensten Gefühle erwecken, einer Seits begrüßte ihn die Masse der Franzosen als einen Engel der Rettung, andrer Seits verwünschte ihn die römisch-päpstliche Partei als eine neue Garantie der Fremdenherrschaft. Als Herzog, Senator, ehemaliger Minister des General-Gouverneurs von Illyrien war er de facto die höchste Person in Rom; denn der Gouverneur des römischen Staates Miollis hatte nur den Titel eines Lieutenants des Generalgouverneurs. Demgemäß machten ihm Miollis, so wie der Generalintendant der Finanzen, der Generaldirektor der Polizei, der Präfekt von Rom und der Intendant des Schatzes ihre Aufwartung. Die drei ersten Behörden bildeten die Regierung des römischen Staates.

Abends besuchte ihn Hr. v. Norvins nochmals, um ihn zu benachrichtigen, daß ihm der Graf Caralli, der erste Präsident des kaiserlichen Hofes, an der Spitze der sämmtlichen Behörden seine Aufwartung machen wolle. Fouché erwiederte, er wolle ihn des andern Tags um 10 Uhr empfangen und erwarte Herrn von Norvins noch früher, um mit ihm zu frühstücken. Darauf ging er ohne Weiteres auf die Verhältnisse des Landes ein, indem er Hrn. v. N. auf eine höchst unceremoniöse Weise ausfragte. Dieser antwortete mit steifer Zurückhaltung.

Ich bin Generalgouverneur von Rom sagte endlich Fouché, das wissen Sie wohl.

---

*) Um von der Thätigkeit des Clerus einen Begriff zu geben, wollen wir nur anführen, daß er selbst Nachrichten aus Paris gewöhnlich einen Tag vor Ankunft der Stafetten erhielt.

Ich weiß allerdings, war die besonnene Antwort, daß Sie 1810 dazu ernannt worden sind; aber das Dekret ist nicht in Vollzug gesetzt worden, und zudem waren Sie Gouverneur in Illyrien.

Ich bin es noch, da das Decret nicht zurückgenommen wurde. Aber ich kann Sie versichern, daß der General Miollis nichts davon vermuthet, — bei diesen Worten lachte er auf die höhnische Weise, die ihm nach der richtigen Bemerkung einer Pariser Dame, das Aussehen eines Wiesels gab — in der That, der gute Miollis ist nur Lieutenant des Generalgouverneurs des römischen Staates; folglich steht er unter meinen Befehlen, wie Sie.

Mir ist es so recht; und auch er wird unter den obwaltenden Umständen nichts dagegen haben, die Verantwortlichkeit abzulehnen. Aber Herr Herzog, Sie sind nicht der Mann, der ohne Dekret hieher konnte.

Ein Dekret! der Kaiser hat keine Zeit, an diese Erbärmlichkeiten zu denken. Er erläßt nur Tagsbefehle und Senatusconsulta. Uebrigens weiß er wohl, daß man immerfort ist, was man einmal war. Zum Beispiel, glauben Sie, daß ich nicht noch sein Minister bin?

Sie sind hier allerdings auf dem Felde der in petto's, und ich glaube Ihnen. Indeß unterrichten Sie uns doch über Ihre Stellung in Rom, da die unsrige sich nothwendig darnach richtet. Ich wollte sagen, der Aderlaß, den die Einwohner.....

Die Einwohner, was geht sie das an?

Offenbar sehr viel; Ihre Anwesenheit beschäftigt sie ausschließlich. Sie möchten gerne wissen, warum Sie gekommen sind.

Ihre Römer sind also sehr neugierig? —

Ja wohl und sehr gute Beobachter.

Dennoch halte ich sie nicht für so boshaft, wie Sie und mich.

Boshafter als Sie glauben. Ich kenne sie seit drei Jahren.

Und doch führen Sie sie an der Nase herum. —

Das ist nie geschehen, so lang sie bei uns waren, während sie jetzt alle wissen, daß wir bei ihnen sind.

Aber außer Ihrem Abt Battaglia regen sie sich nicht.

Sie warten.

Weil sie sich fürchten.

Nein, weil sie hoffen. Sie werden sich in Rom bis zum letzten Augenblick ruhig verhalten. Ich, der ich doch einen schlimmen Posten bekleide, gehe noch immer, wie in vorigem Jahre, nächtlicher Weile um Trasterere einsam spazieren.

Dazu gratulire ich Ihnen. Nicht wahr, da liegen die alten Römer?

Man sagt so.

Ich würde ihnen nicht trauen.

Wenn Ihre Excellenz den neuen Römern mehr Zutrauen schenkt, so schlage ich Ihnen vor, Sie eine Stunde lang bei Mondschein auf dem Colyseum herumzuführen. Das ist in Rom classisch.

Auf dem Colyseum, bei Nacht! Unter diesen unendlichen Arcaden mit, ich weiß nicht wie viel, Etagen. Ich habe das heute Morgen en passant gesehn. Ich möchte kaum bei Tage dahin zurückkehren. Teufel! Direktor, was fällt Ihnen ein; mich Nachts in diese Ruinen zu führen!

In Paris ging ich Nachts ganz allein und in Ruhe über den Carroussel- und Ludwigs-Platz.

Sie sind glücklicher als ich, dort hatte ich selbst im Wagen keine Ruhe.

Es thut mir leid, daß Sie sich eines der schönsten Schauspiele in Rom berauben, des Colyseums im Mondscheine. Da könnten Sie melancholische Gesänge von Deutschen singen hören.

Von Deutschen! weiter nichts! Noch klingen mir die Ohren. Ich will mich lieber schlafen legen. Morgen, Generaldirektor, um halb 10. Wir werden vor Ankunft des Hofes plaudern.

Des andern Morgens stellte sich Hr. v. Norvins zur bestimmten Stunde in großer Galla bei Fouché ein. Dieser empfing ihn im Vorzimmer, denn als guter Vater — die väterliche Liebe war seine einzige Tugend — hatte er seiner Familie, die ihn nie verlassen durfte, das ganze Hotel eingeräumt, und für sich nur ein Vorzimmer, einen kleinen Salon und ein Schlafzimmer behalten. Der Anblick des Herzogs in Neglige mußte selbst einen alten Bekannten überraschen. Er war im Nachthemde, unter dem eine Flanelljacke hervorschaute. Eine Hose von gelblichem Wollenzeug und grüne Pantoffel vollendeten sein Costüme.

Fouché war eben damit beschäftigt, ein altes Rasirmesser über ein schlechtes Stück Leder zu streichen. Ein Stück Seife lag neben der Schüssel auf dem Kamin.

Guten Morgen, Direktor! rief er Herrn von Norvins entgegen, indem er fortfuhr sein Messer abzuziehen.

Haben Sie wohl geschlafen, gnädiger Herr?

So so. Ihre verteufelten Deutschen, die auf dem Colyseum singen, Ihr Mondschein, Alles das ist mir im Traum erschienen.

Es schlug drei Viertel. Herr von Norvins war in der größten Verlegenheit. Präcis 10 Uhr sollte Aufwartung seyn. Als er Fouché bemerkte, daß seine Toilette noch nicht weit vorgerückt wäre, und der Gerichtshof in Bälde erscheinen würde, entgegnete dieser: wenn die Herrn kommen, darf man sie nicht warten lassen. Darauf seifte er sich mit dem größten Phlegma ein und begann seine Operation vor

einem kleinen Spiegel am Fenster. Die eine Wange war eben glatt, als es 10 Uhr schlug, und an die Thüre geklopft wurde. Herein! rief der Herzog. Und herein kam der erste Präsident Caralli mit ernster Senatorsmiene, gefolgt von dem kaiserlichen Generalprocurator, den Präsidenten der Kammer, den Richtern, kurz von dem ganzen gerichtlichen Personal in Galla. Ohne den Mann im Hemde zu beachten, fragte Caralli Herrn von Norvins, ob S. Exc. geneigt wären, den Hof zu empfangen. Fouché aber drehte sich um und sagte in seiner cynischen Weise: Ich bin der Herzog von Otranto, meine Herrn. Es freut mich, Sie zu sehn.

Wir sind in Verzweiflung, entgegnete Caralli beleidigt, zu so ungelegner Zeit zu kommen, gnädiger Herr; Sie während einer Beschäftigung, wo jeder Besuch lästig scheinen kann, zu geniren.

Sie geniren mich keineswegs. Ich will Sie doch lieber bei mir haben, als warten lassen. — Nun wohl, was soll das heißen, Präsident? Der Generaldirektor der Polizei sagt mir, Sie hätten mit dem Präfekten einen Streit, weil er Ihnen Ihren Justizpalast nehmen will, um ihn für die Präfektur einzurichten. Bah! das ist eine Kleinigkeit. In Rom fehlt es nicht an Localen, wohin Sie Ihre Tribunale verlegen können.

Der Justizpalast wurde schon von den alten Römern zu seinem jetzigen Gebrauche bestimmt, der Namen des Bergs, worauf er steht, stammt auch noch von dieser alten Bestimmung: monte citorio, abgekürzt für citatorio.

Ach ja, ich verstehe; der Ort, wohin man die Angeklagten citirte.

Gewiß.

Nun wohl, so wird der Präfekt die Conscribirten hincitiren. Das thut nichts, die Administration ist unentbehrlich.

Die Gerechtigkeit gleichfalls.

Ohne Zweifel, aber die Präfektur braucht man täglich, und auf dem Quirinal ist sie gar zu weit entlegen. Das ging an, als der Papst noch in seinem Palaste war. Er hatte seine Leute um sich. Wie heißt ihr das?

La sacra Consulta.

Ja wohl, er hatte seine Consulta bei der Hand. Uebrigens, wie kann Sie ein Local in Verlegenheit bringen? In Rom hat man die Wahl.

Das haben wir auch dem Herrn Präfekten gesagt.

Ich verstehe wohl, aber er versteht dergleichen nicht, er ist die erste Obrigkeit der Stadt.

Und ich bin die erste Obrigkeit im Lande.

Halt, das heißt um Worte streiten. Wissen Sie, was Sie zu

thun haben? In Rom steht die alte St. Paulkirche, die hat eine Menge Säulen, und der Tempel der Gerechtigkeit braucht Säulen. Nun wohl, nehmen Sie diese Säulen, stellen Sie sie mitten auf einen Ihrer großen Plätze, und der Tempel der Gerechtigkeit ist fertig.

Die Herrn verbeugten sich stillschweigend und gingen. Eine Stunde darauf war die Anekdote in der Stadt im Umlauf. È un' arlechino questo duca, sagten die Römer.

Die Herren scheinen mit meinem Gerichtshof nicht gar zufrieden, Direktor. Was Teufel haben Sie Sich auch um ihren Citationsberg zu streiten?

Sie wissen nicht, was die chiaccheria di Roma ist?

Nein, was denn?

Was man in Paris le bavardage des salons, des cafés nennt. Nur daß es in Rom noch schlimmer ist, als in Paris; hier sind die Leute Spötter von Geburt und zwar in höherem Grade, als in Frankreich. Hier hat man auch die Gewohnheit, ganz laut über Jedermann zu scherzen.

Man muß das verhindern, Direktor, das ist Ihre Sache.

Wenn ich dagegen einschreiten wollte, würde man über mich lachen; und wenn ich das Gerede unterdrückte, würde ich nichts erfahren. Die Römer sind meine Polizei gratis. Im Fall Sie mir heute Abend die Ehre geben wollen, können Sie Sich davon überzeugen.

Diesen Abend, das ist zu bald. Die Sache ist ja erst vorgefallen.

O, ich verbürge mich nicht, daß nicht in demselben Salon, wo wir seyn werden, in jedem Winkel davon gesprochen wird.

Desto mehr Grund zu warten.

Man setzte sich zu Tisch. Fouché placirte sich zur Rechten, den Polizeidirektor zur Linken seiner Tochter. Die übrigen Plätze nahmen die Gouvernante, zwei seiner Söhne und einige Sekretäre ein. Ein Sessel blieb leer.

Wo ist der Herr Graf, sprach er mit starker Stimme. Man rufe ihn.

Welchen Grafen erwarten Sie? fragte der Direktor.

Den Grafen von Otranto.

Der Graf kam herzlich betrübt. Er hatte seine Uhr verloren.

Man hat mir meine Uhr gestohlen, sagte er.

Man hat die Uhr meines Sohnes gestohlen, Direktor. Lassen Sie alle Leute im Hotel arretiren.

Zuvor muß ich doch wissen, ob nicht Ihr Sohn mit seiner Uhr aus dem Zimmer gegangen, wo er gewesen ist.

Ich war an einem gewissen Orte.

Wenn sie hineingefallen ist.

Nein, rief der Herzog, man hat sie gestohlen, das ist gewiß. Lassen Sie immerhin Alles arretiren.

Ich will den Hausherrn kommen lassen, er ist ein sehr ehrlicher Mann und steht für seine Diener.

Der Hausherr kam, und erklärte, daß er für seine Leute bürge.

Die Uhr meines Sohnes muß sich finden, schrie der Herzog.

Der Mann empfahl sich auf ein Zeichen des Direktors.

Trauen Sie diesem Manne, fragte Fouché.

Ja, ich kenne ihn seit drei Jahren, während welcher Zeit keine einzige Klage über sein Haus einlief. Die Fremden waren stets mit ihm zufrieden.

O, wenn Pâques hier wäre. Sie erinnern Sich dieses Patagoniers, der Assessor bei meinem Friedensgerichte war?

Ich habe ihn nie gesehen.

Dieser Mann brachte all meine kleinen Händel auf der Stelle zu Ende. Ich ließ eben jemand arretiren, man führte ihn vor meinen Friedensrichter, er wollte nicht gestehn, der Friedensrichter ließ mirs sagen. Ich rief Pâques und sagte ihm: Gebt dem Herrn die Hand, der Mann gab sie ohne Argwohn. Haltet sie fest, sagte ich zu Pâques. Darauf erneuerte ich das Verhör, mein Mann blieb stumm. Ich gab Pâques ein Zeichen, er drückte die Hand des Verdächtigen — und dieser gestand.

Das nannte man vordem die Tortur.

Was thut dies zur Sache? der Mann gestand, und ich hatte ausgerichtet, was ich wollte.

Ich werde anders verfahren. Der Polizeikommissär dieses Arrondissements wird mir über jeden Diener dieses Hotel, über den Wirth und seine Familie einen detaillirten Bericht abstatten, den ich Ihnen vorlegen will, doch meine ich, nachdem was Ihr Herr Sohn uns gesagt hat, wäre es das Sicherste an einem gewissen Orte Nachsuchung zu halten.

Auf meine Kosten.

Gewiß.

Eigentlich, fügte der Herzog hinzu, sollte aber die geheime Polizei die Kosten tragen.

Ein Bediente, der bei Tisch servirte, und französisch verstand, erzählte die Sache den Pflastertretern auf der piappa di Spagna, wo der Herzog wohnte. Eh eine Stunde verging sprach man in ganz Rom von dieser zweiten espièglerie.

Am andern Morgen sagte der Herzog dem Polizeidirektor, daß er nach Neapel gehe, um Mürat zum Marschieren zu bewegen.

Wenn Sie hingehen, erwiderte dieser, wird er gewiß nicht mar-

schieren; denn es würde so herauskommen, als sey er gezwungen worden.

Bah, bah, ich sage ihm vier Worte und er thut, was ich will.

Sie werden ihn von zahlreicher Umgebung umringt finden.

Seine Minister werden bei ihm seyn. Diese Herren wollen Unabhängigkeit für ihr Land. So weit sind sie noch zurück. Aber ich verstehe mich auf dergleichen, ich werde Ihnen mehr über die Unabhängigkeit sagen, als sie selbst wissen. Unsre Reden im Convent sind mir noch gar wohl in Erinnerung. Ich werde sie sammt ihren König an der Nase herumführen.

Sie kennen die Italiener nicht. Sie stehn im Ruf, über Alles zu spotten. Die Italiener wissen es und werden vor Ihnen auf der Hut seyn. Dann werden Sie auch noch einige Fremde treffen.

Wirklich? der gute Miollis glaubt nicht daran, was freilich noch nichts beweist. Indeß hoffe ich, Mürat wird mich nicht mit ihnen zur Tafel laden.

Gewiß nicht. Aber sie werden ihn vor und nach der Tafel sprechen.

Gleich nach meiner Ankunft werden diese Leute verschwinden. Mürat wird sie auf mein Geheiß fortjagen.

Er wird sich wohl hüten. Er fürchtet von ihnen fortgejagt zu werden. Dieses sein Verhältniß zu den Fremden dauert schon zwei Jahre.

Allerdings hat Mürat die Armee auf dem Rückzug von Rußland schnell verlassen. Aber er hat sich doch seitdem unter den Fahnen des Kaisers wie ein Soldat geschlagen.

Er hat sich geschlagen, wie er sich immer schlägt. Er ist der beste Degen der Armee. Das ist sein Element, das er nie verlassen sollte. Er hat auch den Rückzug von Leipzig etwas beschleunigt. Er ist incognito durch Rom gereist, ohne sich aufzuhalten.

Wie, er hat Miollis nicht gesehn?

Er hat Niemand gesprochen. Nur in Velletri sagte er zu den Gendarmen, daß er wiederkommen werde, um die Oesterreicher ins Meer zu werfen.

Gott wolle es! Wenn mich nur der Kaiser beauftragt hätte, ihm einen schönen Säbel zu überreichen und zu sagen, ich zähle auf dich, so würde er den Säbel weinend küssen und auf der Stelle aufbrechen. — Ich will es auf meine Faust thun. Morgen bin ich in Neapel und über acht Tage marschirt Joachim mit seiner ganzen Armee durch Rom.

Sechs Tage darauf kam der Herzog zurück. — Ich hab es Ihnen voraus gesagt, Direktor, der König wird Montag hier seyn. Alles ist arrangirt. Seine Bagage ist schon unterwegs. Ich fand

den alten wahren Mürat, der immer bereit ist, sich für seinen Kaiser todtschlagen zu lassen.

Die Bagage des Königs kommt Morgen an, das weiß ich, aber der König selbst?

Ich sage Ihnen, er wird Montag hier seyn. (Es war am Freitag).

Desto besser, aber ich glaube es erst, wenn ich ihn gesehen habe.

Sie sind sehr starrköpfig, der König hat mir gesagt, ich sollte ihn nächsten Montag hier erwarten.

Haben Sie Mittwoch bei ihm gespeist?

Ja.

Und nach der Tafel haben Sie an einem Fenster des Salon mit dem Herzog von Campochiaro, dem Polizeiminister, und mit Hrn. Zurlo, dem Minister des Innern eine lange Conversation gehabt. Diese letztere namentlich ist etwas schwierig.

Es ist so. Wer hat es Ihnen gesagt?

Meine Reisenden auf eigene Kosten, die allem Anschein nach auch im Salon waren, denn ich war nicht darin.

Ich habe alle Einwürfe dieses Zurlo niedergeschmettert. Er ist ein wahrer Dummkopf. Er wollte mit mir streiten aber ich habe ihn bald zum Schweigen gebracht.

Gewiß. Aber wissen Sie, was der König am Kamin sagte, als Sie die Minister am Fenster schlugen?

Was denn?

Er sagte: Fouchè hat seine Sendung verfehlt.

Das ist nicht wahr. Es ist unmöglich.

Es ist wahr, gnädiger Herr. Uebrigens werden wir Montag sehn.

Ja gewiß, Montag. Man hat Sie falsch berichtet, das ist mir auch schon oft geschehn.

Leider habe ich Gründe, die mich veranlassen, das Gegentheil zu glauben.

Der Montag kam, aber der König kam nicht. Der Herzog saß auf Kohlen. Ganz Rom wußte, daß er Mürats Ankunft auf diesen Tag angekündigt hatte. Die Bagage des Königs bedeckte die Strassen, ein Theil seines Hauses traf successive ein, die ganze Bevölkerung von Rom wogte in gespannter Erwartung nach dem Thore. schon waren 5000 neapolitanische Truppen bei den Bürgern einquartirt, aber der König kam nicht. — Cafoni*) Napolitane las man jeden Morgen an allen Straßenecken. —

Fouché half sich indeß durch eine List. Er machte gute Miene

---

*) Cafone ist unübersetzlich: in Studentenjargon entspricht ihm etwa: infamer Manchettar.

zum bösen Spiel und erklärte öffentlich, er habe einen Courier an den König geschickt und erwarte seine Antwort. Nach drei Tagen kam der Courier zurück. Fouché machte den Leuten weiß, der König habe ihm geschrieben — den Brief ließ er Niemand sehn — seine Abreise sey um einige Tage verzögert worden und er solle ihn in Florenz erwarten. Man glaubte ihm, und die öffentliche Meinung war gerettet, sein Abzug aus Rom moralisch gerechtfertigt.

Fouché reiste von Florenz nach Bologna, wo er mit Mürat zusammentraf. Wie er Napoleon im Verein mit dem König von Neapel verließ, ist bekannt. Seine Mission aber hatte er keineswegs verfehlt. Zu Bologna in Modena setzt er nur fort, vollendete er nur was er zu Neapel schlau begonnen, wozu er schon in Illyrien in geheimer Correspondenz mit einem bekannten Diplomaten den Grund gelegt hatte.

Ein Abenteuer im Labrador.

Der Posten, wo wir uns Behufs der Seekälberjagd und des Pelzhandels niedergelassen hatten, lag im Nordost von Nordamerika, in jenem Theile des Labrador, welcher den Namen „Land der kleinen Eskimaux" führt. Wir waren ungefähr 20 Meilen von der Jamesbai (der landeinwärts gehenden Verlängerung der großen Hudsonsbai) und einen Büchsenschuß von der östlichen Factorei, mit welcher wir häufig verkehrten, entfernt; wir hüteten uns indeß wohl, unsere Niederlassung anders als in zahlreicher Gesellschaft zu verlassen, aus Besorgniß herumziehenden Wilden zu begegnen, die uns übel behandelt haben würden. Ein ungefähr 16 Meilen breiter kleiner See lag ganz in der Nähe unseres Postens. Das Wasser dieses Sees entleerte sich durch einen Fluß in einen andern, größeren See, und dichte Waldung bedeckte die Umgegend. Eines Nachmittags nahm ich meine Flinte und machte mich auf den Spaziergang, um einige Stücke Wildprett zu erlegen. Der See war, wiewohl es Frühlings-Anfang war, wegen der äußersten Strenge des vorigen Winters noch ganz überfroren. Ich bemerkte bald einen Flug wilde Enten in der Luft. Der Wind wehte ein wenig stark, doch war das Wetter sehr mild, und ich verfolgte das Wild mit um so größerer Beharrlichkeit, da eine leichte Schneedecke, welche sich über das Eis ausgebreitet hatte, mir den Marsch sehr erleichterte.

Endlich kam ich zum Schuß; zwei von den Enten fielen. Während ich der einen, welche nur leicht verwundet war, nachlief, bemerkte ich zu meiner großen Ueberraschung, daß das Eis an mehreren Stellen zwei bis drei Zoll hoch mit Wasser bedeckt war. Ich hielt

alsbald ein; ein Schauder lief mir durch die Glieder: es war Anfang des Thauwetters, und ich wußte, daß in Amerika das Eis sehr schnell beim Wechsel der Witterung bricht.

Die dichten Wolken, welche einen Augenblick vorher den Himmel in Massen durchkreuzten, begannen sich zusammenzuziehen. Ein heftiger Regen folgte bald auf große Schneeflocken; ich konnte das Ufer nicht mehr unterscheiden. Ich blickte rings um mich, um meinen Weg wiederzufinden; doch das Dunkel nahm mehr und mehr zu, und die Stille jener einsamen Gegenden wurde nur durch das von Zeit zu Zeit ertönende Geschrei der von den Jägern verwundeten Vögel unterbrochen. Ich wagte keinen Schritt mehr vor, oder rückwärts; da erhob sich plötzlich ein Geräusch, welches dem Orte, wo ich unbeweglich stehen geblieben war, nach und nach nahe kam. Wiederholtes Knallen, dumpfes, unregelmäßiges Getöse und ein Krachen wie von Felsen, die sich spalten, folgten auf einander. Das Eis wankte unter meinen Füßen; noch einige Augenblicke, und es öffnete sich mit erschütterndem Geräusch, das Wasser des Sees drang mit einem Male schäumend aus dem weiten Risse hervor, und bald war die umgebende Fläche überschwemmt.

Ich glaubte mich verloren. Noch wollte ich versuchen, den nämlichen Weg zurückzumachen und das Ufer zu erreichen; allein bald stieß ich auf ein sogenanntes Luftloch im Eis, und blieb unwillkührlich stille stehen. Ich ging vorsichtig um dieses Luftloch herum, und nachdem ich wieder etwas Kraft und kaltes Blut erlangt hatte, beschloß ich, nicht eher weiter zu gehen, als bis ich die Richtung, auf der ich der drohenden Gefahr entgehen wollte, bestimmt hätte. Allein welchen Weg sollte ich einschlagen? Vergeblich suchte ich das Land zu erkennen: das Brausen der Winde in den Zweigen der Bäume zeigte mir bald, daß das Ufer nicht weit von mir entfernt sey. Unregelmäßige Schnee- und Graupelnmassen wirbelten von Zeit zu Zeit auf dem See umher und hüllten mich in ein vollkommenes Dunkel, das mich wie durch dämonischen Einfluß irre führte und in Verzweiflung stürzte. Ich schoß mehrere Male mein Gewehr ab, in der Hoffnung, der Schall desselben würde Jemand von unserem Posten mir zur Hülfe herbeiführen. Vergebens. Der Orkan ward immer heftiger, und das Krachen des Eises schlug bisweilen wie ferner Donner an mein Ohr. Vor Furcht und Ermüdung bekam ich Schwindel; ich warf meine Flinte von mir und begann mit wahnsinniger Lust gegen Wind und Regen zu laufen. Ueberall krachte das Eis unter meinen Füßen, und ich wußte, daß der Tod mich erwartete, ich mochte an Ort und Stelle bleiben, oder fliehen.

Unterdessen brach die Nacht ein. Erschöpft hüllte ich mich in meinen Mantel und streckte mich auf dem Eis aus, wo ich das Was-

ser den zerbrechlichen Boden, auf dem ich lag, dumpf untergraben hörte. Gegen Mitternacht legte sich der Orkan, die Wolken zerstreuten sich nach und nach, und der Mond, der am Horizont erschien, zerstreute das Dunkel, das seit Sonnenuntergang um mich herrschte. Das Krachen dauerte seit mehreren Stunden mit wenigen Unterbrechungen an, da fühlte ich endlich das Eis unter mir schwanken. Schaudernd sprang ich auf und blickte nach allen Seiten umher: die ganze Oberfläche des Sees war in Bewegung. Da ward mir's trübe vor den Augen. Das Pfeifen der Winde und die Verwüstung, welche die sich stoßenden ungeheueren Eismassen hervorbrachten, war schrecklich. Die Trümmer stämmten sich an, wuchsen zu Pyramiden von den sonderbarsten Gestalten, welche immer höher wurden, und sodann, wie durch einen Zauberschlag, unter furchtbarem Getöse verschwanden. Auch die Eisscholle, auf der ich stand, wuchs zu einem Hügel von fünf bis sechs Fuß Höhe, von dessen Gipfel ich ängstlich in das Schauspiel hinausblickte, das sich vor meinen Augen entfaltete. Der Wind trieb das Eis nach dem untern Theile des Sees hin. Ich ward ruhiger; doch erhielt meine Eisscholle einmal einen so gewaltigen Stoß, daß ich das Gleichgewicht verlor und beinahe in den See gestürzt wäre. Nicht ohne große Mühe erstieg ich von Neuem den Gipfel einer kleinen Eisinsel, und gewahrte nun mit Freuden, daß ich mich in der Strömung des Flußes befand. Das Wasser, das mich vom Ufer trennte, war noch über dreißig Toisen weit gefroren. Nach einigem Zögern sprang ich auf diese eisige Fläche, überschritt sie so behutsam, daß ich sie kaum mit den Füßen berührte, und erreichte unter Gefühlen, die ich nicht zu beschreiben versuchen werde, glücklich und wohlbehalten das Ufer.

Es tagte, doch sah ich keine Spur von Menschen oder Thieren. Große Wälder dehnten sich in der Ferne vor meinen Blicken aus; aus Furcht mich zu verirren wagte ich nicht, in denselben einzudringen. Ich folgte dem Lauf des Flußes und bemerkte nach einem halbstündigen Marsche eine Rauchsäule, die über die Bäume des Waldes emporstieg. Alsbald lenkte ich einige Schritte nach dieser Richtung zu und erblickte eine Gruppe von Indianern um ein großes Feuer herum gekauert. Ich ward mit einer Gleichgültigkeit empfangen, die wenig Vertrauen einflößte; doch erkünstelte ich eine Zuversicht, die ich weit entfernt war zu besitzen, nahm Platz in ihrem Kreise und redete sie in den verschiedenen Dialekten, deren ich kundig war, an. So machte ich mich ihnen bald verständlich und erzählte ihnen das Abenteuer, das mich in ihre Mitte führte. Als ich zu reden aufhörte, nahmen sie ihre Calumets aus dem Munde und schauten mich ungläubig an. Abgemattet und erschöpft wie ich war, bat ich sie um Speise. Nach kurzer Berathung gaben sie mir etwas Pimikan, jedoch

mit sichtbarem Widerwillen, welcher mit der den Indianern eigenen Gastfreundschaft schlecht in Einklang stand.

Diese Indianertruppe bestand aus fünf Männern, zwei Weibern und zwei Kindern, welche in Unthätigkeit und Schweigen um ein Feuer saßen. Einer der Indianer heftete anhaltend einen forschenden Blick auf mich, der mich nichts Gutes ahnen ließ. Er schien mich zu kennen, obgleich ich mich nicht erinnern konnte, wo ich ihn gesehen hatte.

Der fast nackte rothe Leib dieses Wilden ließ ein schwarz und weiß gemaltes Bild des Todes sehen. Sein Haupt war bis auf den einen Haarschopf kurz abgeschoren und mit einer langen Adlerfeder geziert; in seinem Gürtel steckte ein Tomahawk und ein Scalpiermesser, zwischen seinen Knieen ruhte eine Flinte. In dem Ernste seiner Miene und der Fülle seiner Brust zeigte sich Reife der Jahre, aber keine Spur von Altersschwäche. Ich fühlte lebhafte Unruhe in der Nähe dieses Indianers. Ihm zur Seite saß ein jüngerer Krieger, der etwa fünfundzwanzig Jahre alt seyn mochte, mit hoher, würdevoller Stirne, edlem Haupte, schön bemaltem Antlitz und reiner schimmernder Röthe der Haut. Auch er war mit Tomahawk und Flinte bewaffnet. Seine Augen ruhten ohne Ausdruck des Hasses auf mir und schienen mir zu sagen, daß ich im Augenblicke der Gefahr auf ihn zählen könnte.

Es herrschte ununterbrochenes Schweigen, und so vergingen einige Stunden. Nachmittag wurde ein Hirsch von einem der Indianer erlegt und von der Gesellschaft verzehrt. Endlich wurden die Vorkehrungen zum Aufbruche getroffen. Ich erklärte nun dem Indianer, der an ihrer Spitze marschirte und der nicht aufgehört hatte, mich mit Mißtrauen zu betrachten, fest und freimüthig, daß ich, der Gegend unkundig, mich seiner Truppe anschließen wollte. Alsbald stand er stille, und sprach:

Wo ist deine Flinte? wo ist dein Messer? wo ist dein Tomahawk?

Ich habe sie auf dem Eise verloren, antwortete ich.

Erzürne den großen Geist nicht durch deine Lügen, versetzte der Indianer. Dieser Mann — er zeigte auf den, der mich aufmerksam betrachtet hatte — weiß, wer du bist. Wir wissen, wer du bist. Handeln willst du mit uns, und ohne Zweifel lauern deine Genossen nicht ferne von hier. Gehe! die Erfahrung hat uns die weißen Menschen fürchten gelehrt. Wir wollen nichts mit Euch zu schaffen haben. Wir wollen uns nicht verrathen, noch durch Euern Branntwein berauschen lassen. Gehe! keiner von uns soll Dir ein Leides thun.

Ich war in großer Verlegenheit wegen einer Antwort auf diese Rede; ich wiederholte meine Erzählung, betheuerte ihre Wahrheit und

daß ich weder Genossen noch irgend ein Mittel hätte, um der Truppe zu schaden. Der Indianer hörte mir ruhig zu und schien mir Glauben zu schenken. Da trat der junge Mann, dessen ich oben gedacht, hervor und sprach:

Laßt den Fremdling mit uns ziehen; der Schatten meines Vaters würde mir Vorwürfe machen, wenn ich ihn verließe. Folge einmal Thakaverente's Rath. Der erste Indianer gab mir nun ein Zeichen mit der Hand, daß ich ihm nachfolgen könnte, und sogleich setzte sich die Truppe in Marsch.

Unser Weg ging durch das Dickicht pfadloser Wälder, ohne daß unser Anführer Unschlüssigkeit zeigte oder je mehr als einige Augenblicke lang stille stand, um die Bäume zu betrachten. In mir erregte meine Lage, wiewohl ich vor dem Hungertode sicher war, nicht wenig Unruhe; auch durfte ich, aus Furcht meine Gefährten aus den Augen zu verlieren, trotz meiner großen Ermattung nicht ausruhen. So ging es fort bis nach Sonnenuntergang Halt gemacht, ein Zelt aufgeschlagen, ein Feuer angezündet, ein Reh erlegt, gebraten und vertheilt, das Calumet geraucht und — wie während des ganzen Marsches — geschwiegen wurde. Ich setzte mich in einiger Entfernung unter einem Baume nieder und beobachtete meine Gefährten, wie sie sich auf ihren Fellen ausstreckten. Erst spät in der Nacht schlief ich ein. Um Ein Uhr ward ich durch ein leises Rütteln an meiner Hand aufgeweckt; der Indianer, der sich meinem Vorhaben, die Truppe zu begleiten, widersetzt hatte, stand vor mir. Die Finger auf die Lippen legend, gebot er mir Schweigen und sprach mit leiser Stimme:

„Fremdling, ich habe Dir versprochen, es solle dir kein Leides geschehen: ich werde Wort halten. Thakaverente, der Deine Theilnahme an unserm Marsche wollte, hat uns erzählt, sein Vater sey vor einem Jahre von zweien der Leute, denen Du befiehlst, erschlagen worden. Der Geist des alten, behauptet er, sey ihm zweimal in dieser Nacht erschienen, und habe ihm Dich zu opfern befohlen. Er ist gleichwohl wieder eingeschlafen; erscheint ihm aber sein Vater noch zum dritten Mal, so wird er Dich sicher tödten. Verlaß uns also augenblicklich, wenn du der drohenden Gefahr entgehen willst.“

Was kann ich machen? rief ich aus; der Tod wartet meiner, ob ich bleibe oder gehe; allein kann ich unmöglich den Weg zum Posten zurückfinden.

Wohlan, entgegnete Outalissi, ich will versuchen, Dich zu retten. Der Orkan hat nicht weit von hier eine alte Eiche niedergeworfen, deren Wurzeln das Gehau überragen, welches sie umgibt; Du siehst sie von hier aus, erwarte mich dort. Verfolge den Pfad zur Linken, und Du wirst die alte Eiche leicht finden. Sofort eilte ich in das Dunkel des Waldes und erreichte eher als ich dachte, den

bezeichneten Baum. Ungeduldig erwartete ich Outalissi; er hatte mir keine Zeit bestimmt, wann er wieder kommen werde. Ich verfiel in Nachdenken, und bald darauf in Schlaf, als ich ein leises Geräusch in meiner Nähe vernahm.

Mich an dasjenige erinnernd, was mir Thakaverente gesagt hatte, erbebte ich unwillkührlich, und mein Auge dahin richtend, woher das Geräusch kam, glaubte ich einige Schritte von mir Gestalten zu sehen, die über den Erdboden hinglitten. Ein Wölkchen verbarg in diesem Augenblicke den Mond; nachdem es sich verzogen, wurde ich fünf bis sechs Dammhirsche ansichtig, die in einem kleinen Bache, der nahebei vorüberfloß, ihren Durst löschten. Die furchtsamen Thiere schauten mich friedlich an und entfernten sich dann langsam.

Inzwischen verannen die Stunden; der Mond begann schon am Horizonte zu verschwinden, andere Sterne schimmerten am Himmelsgewölbe, aber Outalissi erschien noch nicht.

Bald erbleichten auch die Gestirne allmählig, ein schwaches Säuseln in den Bäumen und hie und da einige Laute verkündeten, daß die Vögel den Hereinbruch des Tages empfänden. Auch einen Wolf sah ich vorsichtigen Schrittes durch die Wälder schleichen. Endlich stieg auch die Sonne herauf, aber ein dicker Nebel verhüllte die Erde, ehe die letzten Schatten der Nacht sich zertheilten. Frost durchriefelte meine Glieder und um mich zu erwärmen, ging ich mit schnellen Schritten um die entwurzelte Eiche, ohne zu beachten, daß ich in der Dunkelheit mich allmählig von dem Orte der verabredeten Zusammenkunft entfernte. Ein heftiger Wind um Mittag verscheuchte die Nebel. Die Bäume um mich her erkrachten unter der Wucht des Orkans und ich fürchtete einige herabgeschlagene Aeste möchten mir auf den Kopf fallen und mich schwer verletzen. Jetzt bereute ich es, daß ich mich von der Eiche entfernt, deren verschlungene Wurzeln mir eine Zuflucht gegen den Sturm gewährt haben würden, und dennoch wagte ich nicht, aus Furcht mich noch weiter zu verirren, sie wieder zu suchen. Ich überließ mich schon der Verzweiflung, als mit einem Male der Knall einer Flinte an mein Ohr schlug. Ich will meine Freude, mein Entzücken nicht schildern; bald ließ sich noch ein zweiter Schuß näher bei mir hören. Outalissi! Outalissi! rief ich, und einen Augenblick darnach stand mir der Indianer zur Seite.

Warum bist du nicht an dem verabredeten Orte geblieben? fragte er. Ich fürchtete, daß Du Dich verirrt habest, und darum schoß ich zweimal meine Flinte ab, um Dich aufmerksam darauf zu machen, daß ich Dich suche.

Ich setzte ihn in Kenntniß, wie ich mich ohne zu wollen, von der Eiche entfernt hätte.

Jetzt ist keine Gefahr für dich mehr vorhanden, fuhr er fort, Thakaverente ist todt, ich habe ihn getödtet.

Jetzt erst bemerkte ich einige Blutflecke an seinem Gewande; aber er schien mir doch so ruhig, daß ich der Wahrheit seiner Worte keinen Glauben beimaß.

Ich täusche Dich nicht, fuhr Outalissi fort; wisse, warum ich Thakaverente tödten mußte. Kurz nach Mitternacht stand er auf, und da er Dich nicht unter dem Zelte fand, argwöhnte er, daß ich Dich von der drohenden Gefahr benachrichtigt hätte. Er machte mir Vorwürfe, Dich seiner Rache entrissen zu haben und ich verschmähte es zu läugnen; in seinem Zorne schlug er mich in's Antlitz. Nie vergibt, wie Du weißt, ein Indianer eine solche Beleidigung; mit dem Tomahawk versetzte ich ihm einen furchtbaren Schlag auf den Kopf, und mit meinem Messer gab ich ihm den letzten Rest. Meine Freunde schliefen unter dem Zelte; damit sie seinen Leichnam nicht sehen möchten, bedeckte ich ihn mit Laub, und begab mich dann in den Wald, um den Aufbruch der Truppe abzuwarten. Bald nach Sonnenuntergang trafen sie ihre Voranstalten zum Aufbruche; sie riefen Thakaverente und mich und brachen dann auf, wohl in dem Glauben, wir seyen vorangegangen. Ohne den Nebel und den Orkan wäre ich früher zu Dir gestoßen; jetzt will ich Dir den Leichnahm Thakaverente's zeigen, folge mir.

Outalissi gab mir darauf Pimikan, und nachdem er selbst einige Nahrung zu sich genommen, führte er mich an einen Haufen Laub und Reisig, den er auseinander räumte und worunter ich dann den Leichnam Thakaverente's erblickte. Ich schauderte vor Entsetzen zurück; der Indianer aber erfaßte mich beim Arme und forderte mich auf, ihm den Leichnam an's Feuer tragen zu helfen.

„Was willst Du thun? fragte ich.

„Weißt Du nicht," erwiederte er, daß, wenn ein Indianer stirbt, Alles was er besitzt, mit ihm begraben werden muß. Wenn ihm auch nur noch so wenig genommen würde, so entbrennte die Rache des großen Geistes."

Wir schleppten den Leichnam an's Feuer; Outalissi ordnete die Kleidung desselben besonders sorgfältig, steckte ihm den Tomohawk in den Gürtel und suchte darauf eine Baumrinde im Walde, um damit das Grab auszusetzen. Ich blieb zurück; die Nacht war dunkel und finster; das Feuer warf nur einen schwachen und unregelmäßigen Schein. Ein abergläubiges Grauen bemächtigte sich in diesem Augenblicke meiner Sinne. Ich wagte nicht mich umzuschauen, es war mir unmöglich mein Auge von der Leiche Thakaverente's zu verwenden; er lag auf dem Rücken, sein langes schwarzes Haar hing unordentlich über Brust und Schultern herab, seine Bekleidung war mit

Blutflecken besudelt, seine geballten Hände und zusammengezogenen Glieder zeigten deutlich, daß ein convulsivischer Kampf seinem Tode vorangegangen war.

Wenn hin und wieder das Feuer ein ungewisses Licht auf diesen scheußlichen Leichnam warf, so glaubte ich fast er rühre sich und ich hätte fliehen mögen, wenn nicht eben mein Entsetzen mich an dem Orte gleichsam wie angekettet gehalten hätte. Die Schläge von Outalissi's Axt kamen mir bald zu Hülfe, und um meines abergläubischen Grauens loszuwerden, horchte ich auf den Schall der gemessenen Axthiebe, welche auf die Bäume fielen. Als Outalissi zurückgekehrt war, half ich ihm unter einer großen Eiche das Grab graben und dann legten wir Thakaverente hinein. Darauf setzten wir uns ans Feuer und harrten, daß der Mond unseren Pfad bescheine. Outalissi willigte ein, mich bis an unseren Posten zu begleiten, um so eher, da er mindestens während eines Jahres seinen Aufenthalt verändern mußte, damit nicht Thakaverente's Familie erfahre, daß er der Mörder sey, wo sie gewiß seinen Tod gerächt haben würde. Um ein Uhr Morgens brachen wir auf; wir befanden uns in einem ungeheuren Walde, aus dem ich mich nie zurückgefunden hätte. Aber Outalissi, den nur die am Himmel glänzenden Sterne führten, ging, indem er öfter nach den dem indianischen Scharfsinne bekannten Merkmalen sah, festen Schrittes, ohne sich je einen Augenblick zu besinnen fast in gerader Richtung durch den ungeheueren Wald, den Thäler, Hügel, Bäche und Flüsse durchschnitten. Es war gleichviel, ob der Weg deutlich, kaum oder gar nicht zu erkennen war. Outalissi ging weder langsamer noch weniger zuversichtlich. Eben so schien er unermüdlich. So oft ich aufblickte, sah ich nur, wie er sich durch die Fichtenstämme gleichen Schrittes und aufrecht gehend durcharbeitete.

Outalissi hatte die Vorsicht gebraucht, sich mit einem großen Kiefernast zu versehen, den er angezündet hatte. Im lichten Scheine, den diese Fackel auf seine charakteristische Kleidung warf, erschien seine Gestalt wahrhaft malerisch, die ohnehin schon am Tage durch das fremdartige Costüm, den geraden schlanken Wuchs und die auffallende Mischung von Schlauheit, Vorsicht und Einfalt, die abwechselnd aus seinen Mienen sprachen, aufgefallen wäre. Ich betrachtete meinen jungen Retter mit unendlichem Antheil und innigstgefühltem Danke. Alle Wendungen und Bewegungen seines Körpers verriethen natürliche Grazie, die mich zur Bewunderung hinriß; der Blick seines schwarzen Auges war fest und unerschrocken und dabei sanft und milde.

Wir wanderten bis zu Tagesanbruch, wo wir das Flußufer, nicht weit von der Stelle, wo ich den Indianern begegnet war, erreichten. Outalissi war bald mit einer Art Canot fertig, und in

weniger denn 24 Stunden gelangten wir den Fluß hinauf in den See, an dessen Ufer unser Posten lag. Ich will nicht versuchen, alle die Gefühle zu schildern, die ich beim erblicken desselben empfand. Mein Herz war dankerfüllt gegen den Herrn über Alles, als ich so unverhofft mich meinen Brüdern wiedergegeben sah. Und wie viele Wohlthaten schuldete ich nicht auch Outalissi, meinem muthigen, edlen Retter! Alle meine Gefährten, die meinetwegen viel Furcht ausgestanden, und geglaubt, ich hätte mich verirrt, sey ertrunken oder von wilden Thieren zerrissen worden, waren bald über den ganzen Umfang meiner Verbindlichkeit gegen Outalissi in Kenntniß gesetzt; Alle nahmen ihn wohl auf, er wurde wie ein Bruder behandelt, und es gefiel ihm auch so wohl unter uns, daß er nie daran dachte, uns wieder zu verlassen.

Die zwei Bettler des Königs von Arragonien.

1491.

I.

Es hatte zwölf geschlagen. Ungeduldig drängten sich zahlreiche Bettler vor der Pforte des Klosters St. Germain-des-Prés zu Paris. Auf der Schwelle lag ein großer Mann in weitem, braunen Mantel. Er schien zu schlafen. Der halbgeöffnete Mantel ließ ein sauberes, wiewohl abgetragenes schwarzes Kleid und einen Degen sehen. Längst schon hatten die Bettler ihre Glossen gemacht, „seht den Edelmann, hatten sie gesagt, er will das karge Almosen der Armen theilen!" — als die knarrende Pforte aufging und der Mönch hervortrat, die Suppe zu vertheilen. He, riefen die Bettler, denen er im Wege stand, die Schüssel heraus, man vertheilt die Suppe. Hurtig, Mann mit dem Mantel. — Der Mann schlief nicht, er war nur ohnmächtig. Das Geschrei, die Fußtritte einiger, die über ihn wegsprangen, brachten ihn zu sich. Langsam öffnete er die Augen, als die Menge von Neuem rief: weg mit dem Unverschämten, dem Gnädigen mit dem Degen, zurück, weg mit ihm. Sie hoben ihn auf und warfen ihn einer dem andern zu, bis er auf einen Mann von muskulösem An' sehen und mächtigem Schnurrbart, der hinter dem Haufen stand, schwer auffiel. Corpo di Bacco! rief dieser und sah dem Lästigen unwillig ins Gesicht. Aber dieses edle Gesicht milderte seinen Zorn. Freund, sagte er sanfter und half ihm auf die Beine, Ihr kennt die Sitten der Bettler nicht. Mit dem Degen richtet man hier wenig aus. Aber setzt Euch auf den Stein, die Vertheilung der Suppe hat begonnen, und wenn Ihr unsere Gesellschaft wirklich nicht verschmäht, so sollt Ihr auch Eueren Theil vom Essen haben.

Der Mönch füllte die Schüsseln der Bettler. Als er zu dem

Mann im Mantel kam, wartete er mit fragendem Blick. Aber dieser hatte keine Schüssel und der Mönch ging weiter. Verzweifelnd sank der Mann zusammen. Sein Gefährte aber ließ die mächtig tiefe Schüssel, die er in den Händen hielt, bis an den Rand füllen.

Der Mann im Mantel wollte sich erheben, um fort zu gehen, aber er vermochte es nicht. Er war zu schwach. Der mit dem Schnurrbart hielt ihm die Schüssel hin, er wies sie zurück. Dank, sagte er, mich hungert nicht. — Nicht hungern! Wenn Ihr heute nicht eßt, seyd Ihr am Abend todt. Eßt doch, eßt. Ihr könnt's ein ander Mal vergelten. — Der andere ließ sich nicht länger bitten. Im Nu hatte er die Schüssel geleert. Eine Weile stierte er sie noch an, als solle sie sich nochmals füllen, dann stieß er sie beschämt zurück und stammelte einige Worte des Danks.

Wie wär's, wenn wir uns jetzt an's Dessert machten? Wenn wir die Suppe mit etwas spanischem Wein versetzten, mein Herr Gast? Kommt mit mir in meine Wohnung, da sind wir ungenirter, als hier; da können wir nach Herzenslust plaudern. Der Mann ließ sich führen; er wußte ja nicht, wohin er sein Haupt legen sollte. Sie kamen in eine enge, schmutzige Straße; das Dachstübchen, in das sie traten, war niedrig und dunkel, aber rein. Kaum daß es für ein Feldbett und eine alte Truhe — die einzigen Möbel — groß genug war.

Der Mann nahm eine alte Flasche und zwei Becher aus der Truhe und schenkte sich und seinem Gaste bedächtig ein. Trinkt, mein Edelmann, und erzählt mir Euere Geschichte. — Auf diese Art will ich Euere Gastfreundlichkeit nicht bezahlen. — Ihr habt Recht; ich will Euch meine Geschichte zuerst erzählen. Ich heiße Don Luis de la Cabra. Was staunt Ihr? Ich bin Hidalgo. Ich stamme aus einem der ältesten Häuser Spaniens, des stolzen Spaniens, dessen thörichte Gebräuche, dessen empörende Vorurtheile mich zum Bettler erniedrigten, jung und kräftig, wie Ihr mich seht, zu beneidenswerthem Glück geboren. Ich hatte einen Bruder, häßlich und schwach, aber er war älter. Den Glanz der Familie zu erhalten, sollte alles Vermögen, alle Ehre auf ihn übergehen. Mir ließ der Vater in seiner Zärtlichkeit die Wahl zwischen der Mönchskutte und dem Degen eines Glücksritters. Und ich war erst zwanzig Jahre alt! Ich griff nach dem Degen. Ich sollte den Feldzug gegen die Mauren mitmachen. Es war mir Recht. Aber zuvor wollte ich meine junge Cousine, die schöne Dorina, heirathen. Wir liebten uns närrisch. Aber der Vater wollte nicht, sie sollte den häßlichen Bruder zum Manne nehmen — weil er der Aeltere war. Ich drängte mich in die Kirche, als der Segen über sie gesprochen wurde. Ich wollte die Ceremonie stören, mein Vater fluchte mir. Da schwor ich ihm

ins Gesicht, ich wollte so häßlich werden von Seele, wie mein Bruder von Körper war, daß ich die Grausamkeit, die ich erlitt, rechtfertigen und strafen möchte. Vergebens sank mir der Vater zu Füßen, flehend, ich sollte sein Wappen, die Ehre seines Hauses schonen. Sein graues Haupt, sein verzweifelndes Auge rührte mich nicht. Freilich! ein Wort von Dorina hätte mich bekehrt! aber sie schwieg. Ich schiffte mich nach Italien ein. Da schloß ich mich einer Bande Condottieri an, die in die Dienste der Republik Venedig traten. Ihr wißt wohl, wie der Söldling in Italien dient? Man wechselt den Herrn nach Belieben. Man kämpft und weiß nicht wofür. Heute für den einen, morgen für den andern. Auf dem Schlachtfelde geht man zur feindlichen Fahne über. Man plündert auf dem Lande, man brandschatzt die Städte. Man trinkt und liebt, aber man thut einander nicht viel zu Leid. Was sollen die bezahlten Condottieri einander würgen? Sie thun nicht mehr, als gerade nöthig ist, den Krieg zu unterhalten.

Mir aber war diese Lauheit des Kampfes unmöglich. Ich denke, es liegt im Blute. Wenn ich einmal das blanke Schwert in der Hand hielt, schlug ich wacker drein, so daß ich am Ende eine gewisse Berühmtheit erlangte. Das war gegen meinen Plan. Ich wollte ja mein Geschlecht entehren! Und so warf ich nach einer siegreichen Schlacht die Waffen weg und ward Bettler. Ich zog durch Ober-Italien, die Schweiz und Frankreich. Nirgends verhehlte ich meinen Stand, meinen Namen. Ja, ich habe ein Mittel ersonnen, recht mit Erfolg zu betteln. Ich hab mir einen vornehmen Titel gegeben. Dem Don Luis de la Cabra, sage ich, dem Bettler des Königs von Arragonien, eine kleine Gabe!

Auf Euer Wohl, Don Luis, rief der andere, der ihm aufmerksam zugehört; aber wißt Ihr, was ich von Euch, trotz Euerer Gastfreundschaft, halte, der Ihr das edelste Gut des Menschen, den Ruhm, so frevelhaft von Euch stießt?

Ich kann mir's denken. Aber je mehr ich wackeren Männern mißbehage, desto glorreicher ist meine Rache. Also genug davon. Ueberdies seyd Ihr ein Bettler, wie ich.

Das heißt, Herr Soldat?

Euer Elend ist wohl edler, erhabener; das glaub' ich. Ihr wißt ein Geheimniß, das Ihr gern den Fürsten anvertrauen möchtet, aber sie wollen nichts davon hören. Seit einem Monat belagert Ihr die Pforte des Louvre vom Morgen bis zum Abend, oft ohne Nachts zuvor gegessen oder geschlafen zu haben. Da wartet Ihr in Eueren Mantel gehüllt — denn es ist nicht mehr warm — daß einer der Höflinge des Königs Karl VIII. Euch einen Blick zuwerfe. Einer hat Euch vor drei Tagen angeredet, nicht wahr? Damals trugt Ihr

das Haupt anders, damals strahlte Euer Auge, wie ich es nie zuvor gesehen. Er hat Euch eine Audienz verschafft. Aber heute Morgen, als Ihr herauskamt, war Euer Haupt auf die Brust gesunken, Euer Blick gebrochen. Ihr wanktet weiter, und wußtet nicht, wohin Ihr ginget. An der Pforte des Klosters St. Germain seyd Ihr ohnmächtig zusammengesunken.

So ist es. Aus welchem Grunde habt Ihr, wie ein Spion, meine Schritte belauert?

Ich habe nichts zu thun, darum stelle ich Beobachtungen an. Eure Physiognomie hat mir gefallen. Eure Stimme hat mich an mein Land erinnert. Ich sprach mit dem Höfling, der Euch zum König führte. Warum sollte ich nicht einem Landsmann dienen? einem hülflosen Menschen, der nicht betteln kann?

Ich bin Euer Landsmann nicht.

Was liegt daran? behaltet nur Euere Geschichte für Euch, denn sie scheint ein Geheimniß.

Sie ist kein Geheimniß. Ich bin Christoph Colombo, ein genuesischer Kaufmann.

Christoph Colombo? Halt! diesen Namen hab' ich schon gehört. Habt Ihr nicht an der Küste von Afrika eine Insel entdecken und der Krone von Kastilien und Arragonien zuwenden wollen?

Eine Insel! Eine Welt, sag' ich Euch.

Und Ferdinand mag Eure Welt nicht.

Weder er, noch Genua, meine Vaterstadt, noch die Könige von England, Frankreich und Schottland.

Sie haben Recht.

Recht? Ist das Euer Ernst?

Gewiß. Was sollen sie mit Euerer Welt anfangen, während blutige Kriege ihre eigenen Staaten in Europa bedrohen? Was soll Schottland mit Euerer Welt machen, während es jeden Augenblick erwarten muß, daß es von seinen Nachbarn aufgefressen werde? In England ist es noch die alte Leyer mit der rothen und weißen Rose — Ferdinand muß vor Allem die Mauren vertreiben, und Karl VIII. hat ganz andere Dinge im Kopf. — Sagt doch, wie hat man Euch im Louvre abgefertigt?

Man führte mich in den Audienzsaal, der König spielte mit einem Hunde, um ihn standen eine Menge junger Laffen und einige alte Diener Ludwig XI. mit ihren engherzigen Ideen von vordem. Der Hofnarr schnitt mir Gesichter, während der Astrolog mich mit wüthenden Blicken maß.

Der Herr Zoroastre! ein gelehrter Mann.

Das versteht Ihr schlecht. Der König empfing mich sehr gnädig und forderte mich auf, mein Begehren auseinanderzusetzen. Ich sagte

ihm, daß ich von Dieppe käme, wo ich zwei alte Schiffe gesehen hätte, die auf den Docks verfaulten, daß ich ihm, dem König, wenn er mir diese beiden Schiffe, eine Equipage von hundert Mann und Lebensmittel auf 18 Monate anvertrauen wollte, und Gott mir einen guten Ostwind schickte, in zwei Jahren den Scepter einer neuen Welt überreichen wollte.

Und was antwortete der König?

Mein Enthusiasmus nahm ihn ein. Er vergaß seinen Hund. Was meint Ihr? fragte er die Höflinge. Daß ich's erleben mußte! Ihr blinden, engherzigen Menschen! Die Alten schüttelten den Kopf, die Jungen plauderten von der Jagd und von Mädchen, sie hatten mir nicht einmal zugehört. Der Narr warf mir seine Pritsche vor die Füße, und Zoroastre bat mit scheinbarer Demuth um Erlaubniß, seine bescheidene Meinung zu sagen. Der König bewilligte. Und da fing er an, mit vielem Pathos zu erklären, meine Welt existire blos in der Einbildung, die Erde habe die Gestalt einer Scheibe und ruhe auf vier Säulen, die von eben so vielen Elephanten getragen würden. Ich fragte ihn, worauf die Elephanten stünden, aber er antwortete nicht und fuhr fort zu erklären, daß der Ocean ein Fluß sey. — So muß es doch noch ein Ufer geben, rief ich, und gerade das will ich sehen. Doch er antwortete mir wieder nicht, sondern sagte, das sey die Meinung des Strabo und Ptolemäus, und es sey Ketzerei, nicht daran zu glauben. — Wie, fragte ich zornig, sind Strabo und Ptolemäus Kirchenväter? — als Karl VIII. die Discussion mit der Erklärung unterbrach, daß meine Entdeckung gut seyn könne, daß er sich aber deshalb mit dem Papst nicht entzweien wolle. Mit einer gnädigen Bewegung der Hand entließ er mich. Die Höflinge drängten sich um Zoroastre und wünschten ihm zu seinem Siege über die Neuerungen des wahnsinnigen Abenteurers Glück, der Narr aber verfolgte mich bis zur Thüre. Viel Glück, Meister Colombo, rief er, großer Entdecker neuer Welten. Wenn Ihr Kaiser seyd und einen Scepter braucht, nehmt meine Pritsche. Von unsäglichem Schmerz gequält, wie ich den Palast verließ, hörte ich doch die spöttischen Bemerkungen Aller, bei denen ich vorüberkam. Der will eine andere Welt entdeckt haben, rief der Thorwart, und hat nicht einmal einen anständigen Rock. Er ist toll, er ist toll, sagten die Schildwachen.

Eure Dummheit ist an Allem Schuld.

Meine Dummheit?

Gewiß, aber erzürnt Euch nicht. Ihr versteht nicht zu betteln. Wer etwas haben will, muß sich klein machen. Ihr dürft nicht sagen: ich will Euch eine Welt schenken, eine große Welt, wenn Ihr mir zwei Schiffe leiht; bescheiden und demüthig müßt Ihr kommen. Ihr wißt eine kleine Insel, 10 Meilen von der Küste. Ihr braucht

nur eine Barke, zehn Mann und auf 20 Tage Lebensmittel. Am andern Tag rückt ihr die Insel etwas weiter hinaus; Ihr fordert eine Galeere. So gewöhnt Ihr die Leute allmälig an die Idee, und zuletzt gibt man euch die Flotte und was Ihr braucht.

Eher wollt' ich . . .

Ihr versteht nicht zu betteln. In Spanien herrscht ein König und eine Königin. Warum habt Ihr Euch nicht auch an Isabella gewendet?

Ihr habt Recht. Isabella ist hochherzig und edel. Sie kann das Große fassen. Vor sie will ich treten, ihr meine tiefsten Gedanken frei enthüllen.

Und abgewiesen werden. Freund, Ihr müßt es klüger anfangen. Versteht Ihr so wenig von der Natur der Weiber? Nicht zur Königin redet, schmeichelt dem Weibe. Bettelt bei Ihrer Herzensgüte, rühmt die Perlen und Diamanten, die Ihre Haare, ihren Nacken zieren sollen. Könnte sie einem Manne, der ihrem Kopfputz zu Lieb' unbekannte Meere durchsegeln will, zwei Galeeren verweigern?

Eh' ich solchen Mitteln mein Heil verdanke, soll das Geheimniß mit mir sterben. Hab' ich darum die Idee groß gezogen, Tag und Nacht wie mein Kind gepflegt, den Schlaf, jede Erquickung darüber vergessen, all mein Vermögen geopfert, meine Heimath verlassen, darum alles Ungemach ertragen, daß ich Weiberlaunen verdanken soll, was die Wahrheit nicht erringen konnte?

Seht, Herr Colombo, ich bin nur ein Bettler des Königs von Arragonien und urtheile als solcher. Aber warum wollt Ihr denn gerade eine neue Welt entdecken? Haben wir doch in Europa Land genug, worauf noch kein Mensch wohnt.

Warum ich's will? Fürwahr, wer sich zu seines Geschlechtes Schande freiwillig stempelt, der kann den Ruhm nicht schätzen, kann nicht wissen, wie es uns treibt, unsere Gedanken durchzuführen. Ich sehe das Wunderland vor mir, wo ich stehe und gehe, schlafend und wachend ist es mir nah, daß ich's mit dem Arme erreichen könnte, aber der Arm ist mir gelähmt. O die sonnigen, reichen Gefilde mit den köstlichen Spezereien und Früchten, die Berge voll Gold und Silber, die Edelsteine und Perlen, verschwenderisch ausgestreut, wie Sand. Einer hat von diesem Lande gewußt, der Venetianer Marco Polo, aber gesehen hat er die große Küste nicht, die ich mitten durch den Ocean steuernd suchen will.

Was sagt Ihr dazu? Ich will Euch nach Spanien begleiten. Hier hält mich nichts mehr zurück, Ihr habt dort Alles zu erwarten, und auf der Reise will ich für Euch sorgen, der Bettler für den hülflosen Entdecker neuer Welten. Seyd Ihr nicht in dieser alten Welt hülflos, wie ein Kind?

II.

Sie verließen Paris. Don Luis entfaltete auf dem Wege eine wunderbare Gewandtheit im Betteln. Er wußte jeden auf eigene Art zu födern, jedem ein Scherflein der Milde zu entlocken.

Ehrwürdiger Herr, rief er dem dicken Abte zu, ich komme aus Rom. Die Hauptstadt der Christenheit ist voll von Euerer siegreichen Milde und Barmherzigkeit.

Euren Gegner, sagte er zu dem ernsten Gelehrten, kenne ich wohl. Er ist eigensinnig und heftig, aber Eure letzte Schrift hat ihn niedergeschmettert.

Denn, bemerkte er Colombo, welcher Gelehrte hat keinen Gegner, welcher hat keine letzte Schrift geschrieben?

Ach, des Elends, klagte er dem Arzte im schwarzen Talar, eine Pest ist im Anzug. Ganze Länder, durch die ich gereist bin, hat sie verwüstet. Gott möge den guten Christen helfen.

An der Ecke hab' ich ihn gesehen, lispelte er dem ehrbaren Bürgermädchen zu, das spähend am Fenster stand. Er sprach mit einem alten Herrn.

Ich rath' Euch, schrie er den nüchternen Bürger an, der ihm im einsamen Wald entgegenkam, ich rath' Euch, mir einen Thaler zu geben.

Seht Ihr, sie geben alle, sagte er zu Colombo, dessen geraden Sinn dergleichen Schliche verletzten; aus Eitelkeit, Furcht, Freude, gleichviel — sie geben. So müßt Ihr betteln lernen. — Nimmermehr! rief der andre unwillig. —

Ich will Euch zeigen, daß man auf geradem Wege und durch Ehrlichkeit und Wahrheit nichts erlangt. Nun bettelte er eine Weile ohne weitere Künste. Er beschwor bei Gott und den Heiligen, er schilderte sein Elend mit beredter Zunge. Seht zu, sagte er zu Colombo. Der Bürger hieß ihn arbeiten, das Mädchen sah nicht auf, der Gelehrte sprach von lästigem Gesindel, und der Abt von theuren Zeiten.

Gleichviel, rief Colombo, die Wahrheit muß siegen.

So waren sie friedlich bis an die Grenze von Spanien gekommen, als sie plötzlich Pferdegetrappel hörten und eine Abtheilung königlicher Häscher gewahrten, die auf sie zuritten.

Don Luis erblaßte. Sie suchen mich, sagte er. Erwartet mich morgen Frühe bei der Kapelle unsrer lieben Frau vorm Hafen. Jeder Bauer wird sie Euch zeigen. Wenn ich bis zum Abend nicht komme, so setzt Euren Weg nach Toledo fort, wo der Hof sich zur Zeit noch aufhält, und gebt dem König von Arragonien dies Halsband. Bei diesen Worten gab er Colombo eine kupferne Platte, die er, wie einen Orden, am Halse getragen, und ehe dieser sich noch be-

sonnen, war er schon im Walde verschwunden. Die Häscher musterten Colombo, und zogen vorüber.

Colombo wartete den ganzen folgenden Tag auf den Stufen der Kapelle. Sein Gefährte kam ihm seltsam vor; als die Sonne sich allmählig senkte, ohne daß er sich einstellte, stieg plötzlich der Verdacht in ihm auf, Don Luis, der ihm sein großes Geheimniß abgelockt, habe ihn hier warten lassen, um mit dem gestohlenen Gute vor ihm am spanischen Hofe zu erscheinen. So die Frucht seines jahrelangen Strebens zu verlieren! Verzweiflung ergriff ihn, er raffte sich auf, er wollte nach Toledo rennen, als die wohlbekannte Stimme des Don Luis wie ein Engelsruf in der Wüste ertönte.

Wohin wollt Ihr, Meister Colombo? Was eilt Ihr so.

Colombo grüßte ihn, verlegen über seinen heimlichen Argwohn. Hier ist Euer Halsschmuck zurück.

Habt ihr ihn betrachtet?

Mit Nichten, ich sehe nichts besonders daran. Eingegrabene Wappenschilder, das ist Alles.

Aber seht doch, wie sie arrangirt sind.

Colombo sah, daß das Wappenschild Frankreichs das umgestürzte Wappen von Neapel zur Hälfte bedeckte, während die Wappenschilder Castiliens und Arragoniens das Letztere im Falle stützten. Heraldische Embleme umgaben das Ganze.

In Toledo soll es Euch erklärt werden, sprach Don Luis ernst.

Als sie in Toledo angekommen waren, legte Don Luis ein anständigeres Kleid an. Er hing sich die kupferne Platte so um den Hals, daß sie in die Augen fallen mußte, und stellte sich so, von Colombo begleitet, vor den Palast. Ferdinand bemerkte ihn, wie er heraustrat; er warf nur einen Blick auf die Platte und befahl ihm mit Heftigkeit, ihm in sein Cabinet zu folgen. Colombo, des Wartens müde, kehrte endlich in die Kneipe zurück, wo sie sich — falls man sie trennte — Rendezvous gegeben hatten. Gegen Abend kam endlich Don Luis, im Anzug eines eleganten Cavaliers, mit dem reichbesetzten Halsbande des Ordens von Calatrava geschmückt.

Das, rief er, hat mir Ferdinand für meine Kupferplatte gegeben.

Dacht' ich doch gleich, sagte Colombo, daß Ihr nicht die Wahrheit sagtet, daß Ihr mehr wäret als Bettler.

Verzeiht, was ich Euch in Paris erzählte, ist wahr. Nur habe ich die Geschichte nicht vollendet. Ich erfuhr zu Paris — erlaßt mir zu erklären, durch welche Mittel — daß sich eine Ligue gebildet habe, um den Zweig der arragonischen Königsfamilie, der in Neapel herrscht, zu entthronen, daß man Karl VIII., als Repräsentanten des Hauses Anjou, durch geheime Negotiationen zu einem Kriegszug nach

Italien zu verleiten suchte. Um diese Zeit hatte mir auch ein catalonischer Zigeuner erzählt, daß mein Vater und mein Bruder gestorben sind, demnach Dorina Herrin ihrer Hand ist. Durch die Entdeckung jenes Geheimnisses, das für meinen Herrn, den König Ferdinand, von höchster Wichtigkeit seyn mußte, durch dieses mein Verdienst um die Krone Arragonien durfte ich hoffen zu neuer Ehre zu gelangen, und in meiner innersten Seele erwachte die Liebe wieder, die nur niedergekämpft, nicht erdrückt war. Ich spionirte noch eine Weile in Paris herum, bis ich Alles erfuhr.

Niemand hatte Anfangs auf den Bettler Verdacht, und als man ihm nachspürte, war's zu spät. Das andere wißt Ihr. Ich habe Dorina gesehen, obwohl nicht gesprochen. Sie ist schöner, wie jemals. Die fünf Jahre, die wir getrennt waren, haben sie mir — so hofft mein Herz — nicht entfremdet. Man sagt am Hof, sie liebe mich noch. Sie hat meine Geschichte schon erfahren; sie fiel — erzählt man mir — vor Mitleid in Ohnmacht. Und daß ich nicht vergesse, sie ist der Liebling, die Vertraute der Königin. Ich eile zu ihr. Ich bitte sie, sich für Euch zu verwenden. Muth, mein Freund, Alles wird gut gehen. Ihr müßt so glücklich werden, wie ichs schon bin.

Colombo hatte eine schlaflose Nacht zugebracht. Ein Page der Königin traf ihn am frühen Morgen, wie er in fieberischer Phantasie durchs Zimmer schritt. Isabella wollte ihn noch an diesem Tage sehen. Einige Minuten darauf brachte ein Bote von Don Luis anständige Kleider.

Und Colombo stand sprachlos vor der Königin; die Bewegung überwältigte ihn. Die Königin aber lächelte ihn mit Milde an, während Dorina — er erkannte sie an ihrer Schönheit, mitleidige Blicke nach ihm hin warf und Don Luis ausdrucksvoll lächelte. Die Königin sprach zuerst; drei Schiffe lagen in ihrem Hafen Palos vor Anker, die wollte sie ihm anvertrauen, dazu die gehörige Mannschaft und Lebensmittel auf zwei Jahre. Da trat ein Dominikaner vor — der Pater Torquemada — und bestritt den Plan des Genuesers mit furchtbaren theologischen Einwürfen. Colombo erbebte. Wie sollte er mit seinen Einwürfen, die er neuen Einsichten abgetrotzt, gegen die alten Gesetze des Glaubens kämpfen? Aber die Königin legte sich ins Mittel. Laßt uns eine gute That vollbringen, sagte sie, und dem wackern Mann Genugthuung geben, den wir vor zwei Jahren abgewiesen haben. Ist es doch auch unserer Dorina lieb, welche die Erzählung seiner Abenteuer mit hohem Interesse erfüllt hat. Laßt mir den Ruhm, die armen verirrten Creaturen jenseits des Meeres zum wahren Glauben geführt zu haben. Und vor Allem — und sie sprach es leiser in sein Ohr — vergeßt nicht, daß der arme Mann unser Mitleid verdient. Er ist verrückt und ich mag ihm nicht weh thun.

Colombo's Blut erstarrte; er hatte ihre leisen Worte gehört. Mit mühsamer Fassung kniete er nieder. Königin, rief er, der Kaufmann von Genua dankt Euch selbst für Euer Mitleid. Laßt zwei Jahre vergehen, und seht dann zu, ob er verrückt ist.

Wohlan denn, in zwei Jahren! sagte Isabella mit gnädig verabschiedender Gebehrde.

Einige Tage darauf sagten sich die beiden Bettler Lebewohl. Colombo eilte nach Palos.

Geht mit Gott, sprach Don Luis. Ihr geht dem Ruhme, ich dem Liebesglück entgegen; hier müssen wir scheiden.

Seyd glücklich, sagte Colombo gerührt.

Möchtet Ihr Eure Welt entdecken, durch sie Euren Namen der Nachwelt überliefern!

Gebe es Gott!

III.

In der Krankenstube eines reichen andalusischen Klosters lagen zwei Kranke in nahgestellten Betten. Beim ersten Strahl der Sonne — nach einer langen, schlaflosen Nacht — schauten sie sich an und riefen: Don Luis! Christoph Colombo!

Wie heißt Eure Welt? rief der eine.

Amerika! ächzte der andere. Was macht die schöne Dorina?

Bald nach unserer Trennung hat sie den Herzog von Arcos geheirathet.

Ich bin Bettler, wie zuvor.

Ich habe nicht mehr, als vor Zeiten. Ein maurischer Bandit hat mir die Brust verwundet, daran werd' ich sterben.

Ein florentiner Dieb hat mein Herz durchbohrt, darum geh' ich zu Grabe.

Still da, Nummer 4 und 5, rief eine bekannte Stimme.

O, Herr Zoroastre, rief Don Luis, wie kommt Ihr her? Ruht die Erde noch auf vier Säulen?

Ruhen die Säulen noch auf vier Elephanten? rief Colombo.

Still, sprach Zoroastre, der berühmte Klosterarzt. Die beiden rasen. Schafft sie in die Narrenstube und laßt ihnen tüchtig zur Ader.

Die Chronik erzählt nicht, welcher von den beiden Bettlern zuerst starb.

F.

Der gerechte Sultan.

General Buonaparte hatte Aegypten erobert und dieses Land als Provinz der französischen Republik einverleibt. Die Gemüther zu gewinnen, wurde eine strenge Ordnung in die Verwaltung gebracht, das System der Abgaben-Erhebung wurde verbessert, eine regelmäßige Polizei eingeführt und vor allem unpartheiische Gerichtshöfe errichtet, die Jedem schnelle und gute Justiz leisteten. Der Kadi, die Iman's, und die angesehensten Scheik's bildeten die Richter und Geschwornen. Ein Offizier aus dem Stabe fungirte als Beisitzer und führte die Aufsicht. Oeffentlich waren die Sitzungen, öffentlich wurde das Urtheil gesprochen und vollzogen, nach der Sitte des Orients, nach den Gesetzen des Landes und den Sprüchen des Korans.

Zu Ghizeh, in Oberägypten, war Gerichtstag. Kadi, Iman's und Scheik's waren versammelt, saßen voll Würde mit unterschlagenen Beinen auf ihren Polstern, und erwarteten die Kläger und Beklagten, als der Gouverneur der Provinz selbst hereintrat und als Beisitzer seinen Platz im Gerichtssaale einnahm, der aus den unverwüstlichen Trümmern eines Isistempels errichtet war.

Ein arabischer Krieger, gekleidet in die malerische Tracht des Orients, strotzend von Kraft und Gesundheit, trat ein. Furchen des Unmuths und des Menschenhasses bedeckten die hohe majestätische Stirne; ungewöhnliche Bläße war über das braune Antlitz verbreitet und glühend rollte das große schwarze Auge unter den hochgewölbten Brauen. Würdevoll grüßte er die Versammlung nach der Sitte des Landes und sprach: „Sultan und Stellvertreter des großen Kriegers, weißer Kadi, gerechter Richter: Ich klage gegen einen Diener des großen Sultan des Frankenheeres."

„Wer bist du und wie nennst du dich?" fragte der Kadi.

„Ein Sohn der Steppe,“ war die Antwort, Yusef ben Zagar ist mein Name. Gezeugt vom Häuptlinge eines mächtigen Stammes, von einer rechtgläubigen Mutter geboren unter dem Zelte von der Haut des Kameels. Unzählige Sclaven und Heerden sind mein Erbtheil. Aber bis zu den Ufern des Tigris drang der Ruf von einem großen Sultane des Occidents, der herüber kam über die Wasser, welche die Erden scheiden, um Freiheit zu bringen den Thälern, die der Prophet mit seinem Segen überschüttet; der mit wenig Kriegern, die dem Brande der Sonne trotzen wie dem Eise ihrer Heimath, dem Samum gleich über die Länder rauscht und alle Krieger niederwirft vor seinem Schwerte, wie der Blitz der Wolken die Werke der Menschen vernichtet. Da zog es mich fort über Berge und Flüsse, durch Thäler und Wüsten, den zu sehen, den der Prophet uns verheißen. Ich kam und sah ihn, sah die bleichen Männer, seine Helden und wurde bezaubert von seiner Macht und einfachen Größe. Und weil geschrieben steht und, weit verbreitet durch die Sage, der Spruch der Gottheit bekannt ist: daß der ein Herrscher wird seyn über die Stämme der Araber und ein König gebieten soll über die Ufer des belebenden Flusses, der erobernd gewinnt die Stadt der Minarette und sieget unter den Palmen, welche die Pyramiden umstehen, so zog ich hinein nach Kairo; beugte den stolzen Nacken vor meinem Könige und der freigeborene Sohn der Wüste ward ein Diener seiner Winke. Zahlreich war mein Gefolge aus den Mannen meines Stammes; er vermehrte es mit den Eingebornen und Mameluken, die unter seiner Fahne von einem Rechtgläubigen geführt für ihn kämpfen wollten. Ich bin der Befehlshaber eines Reiterhaufens und die Ehre ward mir, gezählt zu werden zu den Helden des Frankenheeres und stets zu seyn in der Umgebung des großen Sultans; denn er schätzt den braunen Abkömmling eines alten Geschlechtes und blickt voll Gnade auf das Gedeihen seiner Kraft. Treu bin ich ihm auch wie der Hund dem Herrn und Jäger. Mein Leib ist seine Decke, meine Brust sein Schild. Keiner meiner Mamelucken liebt ihn mehr als ich! Und er weiß es, denn er ist groß, wie der Geist des All's und nichts bleibt ihm verborgen. Reich vergilt mir der Prophet die Treue an seinem Lieblinge, große Beute ward mir zu Theil und meine Kameele sind beladen mit Reichthümern aller Art.“

„Gegen wen klagst du?“ fragte der Kadi nochmals.

„Gegen Alfred Bourdaloue, einen Schreiber und Beamten, wie sie's nennen. Wäre er ein Krieger, hätte Yusef sich sein Recht schon selbst zu schaffen verstanden. Aber der Sohn einer rechtgläubigen Mutter ficht nur mit Seinesgleichen. Wie könnte das Reh sich stellen dem Löwen. Ein Schreiber ist's! Er trägt ein schneidend Ding, doch nicht zum Kampfe, zum Putze nur, und wenn die Kriegs-

trompete tönt, verkriegt er sich, auf ein langohrigt Thier gekauert, hinter die lebendigen Eisenwälle der unüberwindlichen weißen Krieger, als bließe der Engel Israfil die Trommete der Bestürzung zum letzten Gerichte. Ich brachte einen Ferman des großen Sultans mit, der mir erlaubte hieher zu eilen und ihn vor Gericht zu fodern und sein Befehl ward vollzogen durch dieses Sultans Gnade, der hier sitzt mit zu Gerichte. Er harret mit den Zeugen auf den Befehl vor dir zu erscheinen."

Der Kadi blickte zweifelnd auf den General, auf dessen ernstem Gesichte sich nicht ein Zug veränderte. „Lasset sie eintreten," befahl er, und an der Pforte blinkten Bajonnete. Grenadiere führten einen jungen Mann herein in der Uniform der Kriegsbeamten, ohne Degen, mit feinem Anstande; die eine Hand auf dem Rücken, die andere zwischen die Weste geschoben, trat er mit Zuversicht vor die Versammlung. Als ihn der Kadi nach Stand und Namen fragte, wandte er sich statt aller Antwort an den General und protestirte in aller Form gegen das Gericht. Doch dieser erwiederte ihm: „Sie sind nicht Soldat, sondern nur Beamter, Sie haben kein Patent, nur eine Commission. In Kriegssachen allein stehen Sie unter dem Kriegsgerichte, in bürgerlichen Dingen aber unter dem bürgerlichen Richter. Der General en Chef erklärte Aegypten zur Provinz der französischen Republik und die Gesetze des Landes gelten in der Colonie. Wer nach ihnen fehlt, wird nach ihnen bestraft und gerichtet. Sie stehen vor der Behörde, geben Sie Rede und Antwort."

„Beklagter, wie nennst du dich, wer bist du, wie ist dein Name und Alter?" fuhr der Kadi fort. Und der Gefragte erwiederte:

„Alfred Bourdaloue nenne ich mich. Commissär Ordonnateur, der zweiten Brigade der Armee von Oberägypten; 26 Jahre alt, gebürtig aus Thionville."

„Kennst du den Kläger?"

„Ja, es ist Yusef ben Zagar, Obrist der Mamelucken, im Dienste der ein- und untheilbaren Republik."

„Und wer bist du, der zugleich vor uns erscheint?" wendete sich der Kadi an einen langen hageren Mann im blauen Kleide mit gesticktem Kragen und Aufschlägen, der auf der Seite stand. Und er antwortete:

„Denon, Mitglied des National-Instituts und berufener Zeuge bei dieser Verhandlung." Der Kadi sah sich um und fragte, ob der Zeugen noch mehrere vorhanden wären; aber Yusef erklärte, daß nur noch Junot, Buonaparte's Adjutant für ihn zeugen könnte, daß er abgehalten durch Dienstgeschäfte nicht persönlich erscheine und darum auf Befehl des Feldherrn sein Zeugniß schriftlich abgegeben hätte. „Gut," sprach der Kadi mit Ruhe, „so klage denn Yusef ben Zagar."

„Weise Richter," sagte Yusef, hoch aufgerichtet. „Wir feierten zu Kairo den Jahrestag der Republik und ich ward zu einem Feste geladen, das Dupuy gab, der erste, der Befehle ertheilt in der Stadt der Minarette. Sulkowsky führte mich hin in die prächtigen Gärten des Statthalters, denn der Pole ist vertraut mit den Sitten und Sprachen des Orients. Hier erblickte ich zum ersten Male des Abendlandes alles übertreffende Frauenschöne in höchster Vollkommenheit. Es war des Franken Weib, der vor euch steht. Kein Auge konnte ich wenden von ihr, wohin sie auch ging, wie die Sonnenwende sich ewig nach dem belebenden Lichte dreht. Nicht des Propheten jüngstes Weib Ayescha konnte schöner seyn, als sie, mit der Haut so weiß, wie die Brust des weißen Reihers, mit den langen Haaren, so weich und geschmeidig, wie der Stoff, aus dem man die Segel webt an der Küste, aus dem man die Stricke und Netze windet. O! auch mich umwandten sie, die Netze dieser Locken, glänzend wie die Armspangen meiner Schwester. Ihre blauen Sterne glühten unter dichten Gebüschen hervor, daß man nicht wußte, ist es der Himmel, der sich in ihnen spiegelt und seine Farbe wiedergibt, oder der heilige Quell der Lust, in welchen die Seele sich tauchen möchte zur ewigen Reinigung. Hättet ihr gesehen die Hände von weißem Marmor, von blauem Geäder durchwunden, wie an den Götterbildern der Heiden, den kleinen Fuß, der keine merklichere Spur zurückließ in den Gängen des Gartens, als die flüchtige Gazelle auf dem weichen Sande der Wüste, ihr würdet ermessen können, was Yusef empfand, als er die schönste Blume Europa's sah, mit der keine Houri der Paradiese zu vergleichen ist!"

Viele der Anwesenden rückten auf den Sitzen, hingerissen von dem naiven Feuer des Sprechers, bis er weniger begeistert fortfuhr:

„Sie war unverschleiert nach der Sitte ihres Volkes und blickte so sehnsüchtig nach dem braunen Sohne der Steppe, wie die Mädchen mit den großen Augen in Alfannas. Wo ich ging, trafen mich die blitzenden blauen Sterne und schienen zu sagen: kaufe mich, ich will dich lieben. Ihr wißt, was Sitte ist unter den Bekennern des Korans. Die Sonne blickte nicht so gnädig auf die Töchter des heißen Landes, wie auf die weißen gegen Abend. Das Weib ist in Schwäche zum Dienen geboren, dem Manne unterthan und sein Eigenthum. Ich weiß es nicht anders. Das b r a u n e Weib liebt nur den s t a r k e n Mann und verachtet den S c h w ä c h l i n g, dem sie in S c h m a c h gehorcht, drum dachte ich sie zu erlösen zu ihrem Heile und die duftende Blume an der starken Brust des Kriegers zu tragen. Berechnend meine Schätze, die vielen Beutel zählend, die mir zu Gebote stehen, trat ich zu dem Franken Bour-

daloue und sagte: Gib mir das Weib, das ich liebe und fordre den Preis. Wie viel es auch sey, Yusef kann ihn zahlen, denn er ist reich. Er sah mich lachend an, wie die Umstehenden, und erwiederte: Frage sie, ob sie will, ich bin es zufrieden. Lachend fragte sie der Pole in meinem Namen, lachend, wie er, nickte sie bejahend mir zu und enteilte, ihre Schaam hinter blühenden Myrthen verbergend, wie der Mond hinter Wolken taucht. Nun sagte ich, Franke du hast es gesehen. Was foderst du für sie? Besäße ich den Schatz des Propheten im Tempel zu Mekka, ich gäbe ihn freudig für die schönste Blüthe deiner eisumstarrten Heimath. Gib dreihundert Beutel, sagte er, und sie sey dein. Ich reichte ihm die Hand hin, er legte die seine betheuernd hinein. Der Pole warnte ihn, ehe er sie zurückzog, er aber lachte und sprach weiter: der Kauf ist geschlossen! Komm Morgen früh in mein Haus und hole dein Eigenthum. Voll meines Glückes eilte ich davon, die Brust erfüllt mit allen Himmeln der Verheißung. Den andern Morgen, als die Sonne den Thau auf den Palmen küßte und die Spitzen der Minarette vergoldete, zog ich mit meinen Dienern vor sein Haus. Die Sänfte, von Sclaven getragen, harrte, die Gebieterin meines Zeltes zu empfangen. Meine Schwarzen trugen die Beutel und ich trat hinein vor den Verwahrer meiner Seligkeit. Er kam mir entgegen mit bekümmerter Miene und neben ihm stand Denon, mein Zeuge, der mir die Wahrheit kunden wird, der in Dupuy's Garten die Richtigkeit des Kaufes mit ansah. Hier sind deine Beutel, rief ich ihm, vor Wonne zitternd, entgegen, zähle sie und gib mir mein Weib. Er aber schüttelte das Haupt und sprach mit gesenktem Auge: Moslemin, beklage mich, daß ich mein Wort so schlecht erfülle. In dieser Nacht hat sie die Pest dahingerafft, sie ist gestorben und begraben. — Lange schwieg ich von Schmerz erstarrt. Mir war es, als schleuderte mich, der schon zu wandeln gedachte im Garten der ewig blühenden Träume, die Hand des ungestümen Saruſch gewaltsam hinunter von der Brücke Al Sirat. Doch bald erhob ich mein Haupt und rief: Allah il Allah! Gott ist groß! Mächtig sein Wille! Weine mit mir Franke. Aber mir ist sie gestorben; seit gestern war sie mein Eigenthum und du nur ihr Verwahrer. Nimm die Beutel, dir gehören sie mit Recht, denn eher möge Vanaud Yezads glühende Hand mich schleudern in den Abgrund der siebenten Hölle, ehe ich den Verkäufer betröge um den Preis des Seinen. Weine mit mir, ein schöner Stern verblich. Er nahm die Beutel. Ich entfloh seinem Hause, verschloß mich in mein Zelt, streute Staub auf mein Haupt und trauerte nach dem Gesetze des Propheten."

Lautlos hatten Alle zugehört, Niemand wagte es, den Schmerz zu stören, der sich in den Zügen des stolzen Kriegers spiegelte, bis

er das glühende Auge wieder auf den Franzosen richtete, der verlegen zur Erde sah, und also fortfuhr:

„Das Volk empörte sich zu Kairo, dreihundert Franken fielen unter seinen Streichen. Der Pole Sulkowsky wurde in den Strassen ermordet, ich rettete diesen hier, der vor euch steht, mit Gefahr des eigenen Lebens, aus den Händen der Schnitter, die Frankenköpfe mäheten. Er blieb in meinem Zelte, theilte mein Brod und meine Decke und verließ es erst, als er auf sein Verlangen, hieher geschickt wurde, mit dem gelehrten Denon, der die Ueberreste des großen Paesepolis besah. Drei Tage war er fort, da begrüßte mich der tapfere Bey Junot, der Franke, der von einer fernen Sendung zurückkam, und fragte mich neckend, wie der Scherz mit dem Weiberkaufe sich endete. Auch er war Zeuge im Garten des Statthalters von dem, was zwischen uns vorfiel, wie auch sein schriftliches Wort verkünden wird. Ich war erstaunt und fragte ihn ernstlich um die Ursache seiner Lust über eine so ernste Begebenheit. Und er entdeckte mir, daß es nie des Franken Ernst war, mir sein Weib zu verkaufen, daß er sich einen Scherz erlaubte mit meinem geraden Sinne, Spott getrieben mit meiner Unwissenheit und mich betrogen um den Preis des Kaufes. Daß die Abreise der weißen Tochter des Nordens schon für den andern Tag bestimmt war. Daß sie mit ihm ein Schiff bestiegen, auf den Nil hinuntergefahren bis Damiette und bereits mit vollen Segeln nach Frankreichs ferner Küste steuere. Er betheuerte mir — — Ha Eblis! daß ich verlacht und betrogen wurde von diesem! — Auf flüchtigem Rosse eilte ich ihm nach, schnell wie der Sturm über die Steppen braust, ihn anzuklagen der Falschheit, der Lüge, des Meineids, des Betrugs, der Veruntreuung, des Diebstahls und der Treulosigkeit. Ich habe geklagt. Richtet ihn und gebet mir mein Recht, ihm seine Buße. Gott ist groß! denket, daß Mihrs uns einst alle richten wird!"

Der Kadi fragte den Franzosen nun, was er darauf zu erwiedern habe. Mit gewandter Zunge erklärte er, daß er eben sowohl als die andern Gäste die Flamme mit Vergnügen bemerkte, welche die Reize seiner Frau in dem unbefangenen Herzen des Moslemin entzündeten. Daß es gewissermassen Verabredung war, sich aus dem Conflikte der Neigung und Sitte einen heitern Scherz zu bilden, um die Gesellschaft zu unterhalten, auf den er um so lieber eingegangen wäre, da die Abreise seiner Frau bereits schon vorher auf den andern Morgen bestimmt war und er daher von der Gefahrlosigkeit der, in Frankreich längst gebräuchlichen Mystifikation, die Niemand übel nähme, sich überzeugt gehalten hätte. Es wäre ihm nie eingefallen, dem Kläger sein Weib im Ernste zu verkaufen, weil dies nach den Gesetzen Frankreichs unmöglich wäre, selbst Religion und Sitte

dort kein Beispiel aufwiesen, wo das Weib frei wie der Mann, ihre Hand und Neigung nach eigener Willkühr verschenke. Denon hätte ihn erst auf das Gefahrvolle dieses ganzen Ereignisses und die Strenge der Landesgesetze aufmerksam gemacht, wenn der Moslem wirklich den Kauf ernstlich nähme.

„Also warst du gewarnt," sprach der Kadi gewichtig, „du wußtest die Folgen? sahst, daß es dem Moslem Ernst war mit seiner Liebe und dem Kaufe? kanntest die Folgen des Betrugs und nahmst dennoch seine Beutel in Empfang, den Preis für eine Waare, um welche du ihn betrogst? Sprich Zeuge, hast du ihn gewarnt?"

Denon bejahte es und fügte noch hinzu, daß er ihn gebeten, das Geld zurückzustellen, dem Moslem den wahren Hergang der Sache zu gestehen und durch eine reuige Entschuldigung seine Großmuth zu erwerben. Als ihn der Kadi fragte, warum er diesem weisen Rathe nicht folgte, erwiederte er: daß ihn der Schmerz des Klägers so sehr ergriffen hätte, daß er sich scheute, ihn aus dem heilsamen Wahne zu reißen. Anfangs hätte er geglaubt, diese Leidenschaft würde so schnell vergehen, wie sie entstand und so leicht vergessen werden, wie in seinem Vaterlande; da er aber die fortdauernde Stärke derselben bemerkte, hätte er gezittert und die Rache des Aufbrausenden zu sehr gefürchtet, um die Entdeckung zu wagen.

„Und konntest schlafen unter seinem Zelte," sprach der Kadi, indem Aller Blicke sich verächtlich auf den Franzosen richteten, „konntest theilen seine Decke und sein Brod? konntest ihn leiden sehen, dem du so großen Dank schuldetest? konntest mit dem Bewußtseyn eines solchen Betrugs dem rechtgläubigen Sohne des Propheten in das treue Auge schauen, ohne zu erröthen? Franke, ich möchte nicht wie du jetzt vor Männern stehen!"

„Ich konnte ihn nicht mehr versöhnen," erwiederte dieser: „all mein Gut ging mit seinem Gelde, das ich bis dahin verwahrte, verloren, als ich mißhandelt von den Empörern, aus meinem Hause verjagt und dieses geplündert wurde, darum schwieg ich, weil ich von der unnützen Entdeckung kein Heil mehr erwarten durfte. Es war zu spät. Die Reue aber folterte mich und um dem drückenden Gefühle zu entfliehen, suchte ich um Versetzung nach und eilte hieher."

Als der Kadi gefragt hatte, ob Niemand mehr noch Etwas dafür oder dawider vorzubringen habe, Junots schriftliches Zeugniß von dem Generale als wahr anerkannt, verlesen war und Denon die Wahrheit der Klage nochmals bestätigt hatte, berieth sich der Kadi, abgesondert von den Zuhörern, mit den Richtern, den Iman's und Scheik's. Nach wenigen Minuten hatten Alle wieder ihre Plätze eingenommen, und tiefe Stille herrschte in den weiten Hallen des grandiösen Baues. Der Moslem stand mit verschlungenen Armen da,

ernst und starr, kein Blick, keine Mine verrieth irgend eine Bewegung seines Innern mehr, seitdem er seine Klage vorbrachte. Erst als der Kadi voll Würde sich erhob, schien er aus seinem Brüten zu erwachen. Mit Nachdruck verkündete dieser das Urtheil: „Im Namen des Propheten und nach seinem heiligen Gesetze verkünde ich dir, daß wir dich schuldig erkannten Alles dessen man dich verklagte. Erwarte deine Strafe!“

„Wie lautet sie,“ fragte der General, sich erhebend, und der Kadi fuhr fort:

„Der Koran spricht:

Tod dem, der lügt zum Nachtheile seines Bruders!
Tod dem, der lügt zu seinem eigenen Nutzen!
Tod dem, der trügt im Handel und Wandel!
Tod dem, der geschenktes Vertrauen mißbraucht!
Tod dem, der anvertrautes Gut veruntreut oder zu eigenem Nutzen mißbraucht!
Tod dem, der stiehlt und raubt seines Bruders Hab und Gut!
Tod dem, der einem Gläubigen nimmt sein Weib, sein Kind, seine Sclaven und Herden!
Tod dem, der verachtet das Gesetz!
Tod dem undankbaren Verräther durch des Betrogenen eigene Hand!“

Der General lüftete den Hut und sprach mit seiner tiefen Stimme: „Achtung dem Gesetze, unter welcher Zone es auch sey. Man entreiße dem Verurtheilten das Kleid der Ehre, den Rock der Republik, die ihn hiermit aus der Reihe ihrer Diener stößt.“ Der Korporal trat vor und zog mit Hülfe seiner Grenadiere dem Verurtheilten die Uniform von den Schultern. Aller Augen richteten sich auf den General, als dies vollbracht war, Aller Herzen bebten dem Ausgange der Sache entgegen; doch er deutete ruhig mit dem Finger nach Bourdaloue und sprach im Tone des gewohnten Befehlens: „Moslemin, nimm dir dein Recht nach dem Spruche des Koran!“ — Yussef riß den breiten Dolch aus dem Gürtel und stieß ihn dem Franken in die Brust, der nach einigen tiefen Athemzügen zu den Füßen der Richter verschied; dann wischte er sein Messer gelassen ab, steckte es in die Scheide und rief, indem er hochaufgerichtet durch die Mitte des Volkes aus den Gerichtshallen schritt: „Gott ist groß. Sein Prophet erhalte lange den gerechten Sultan!“ — Hingerissen von der wahrhaft lacedemonischen Ruhe des Republikaners vergaßen die Bekenner des Islams ihren gewichtigen Ernst und riefen einstimmig mit: „Gott ist groß! und sein Prophet schütze den gerechten Sultan!“

Diesen Namen behielt der General Desaix von diesem Tage an. Kein Aegyptier nannte ihn anders, und noch in unserer Zeit sollen die Mährchenerzähler an den Ufern des Nil manchen seltenen Zug seiner unbestechlichen Gerechtigkeit schildern. Kaum aus dem Lande zurückgekehrt, in welchem er sich den hohen Ruhm des Feldherrn erwarb, und das schönste Epitheton von einem fremden Volke verdiente, fiel er am 14. Junius 1800 auf dem Schlachtfelde von Marengo, von einer feindlichen Kugel getroffen, an der Spitze seiner siegenden Division, die dem Kampfe den Ausschlag gab. Als er in der Mitte des Vortrabs der neunten leichten Halbbrigade, niedersank, rief er die denkwürdigen Worte, die sein Monument auf dem Platze Dauphine zu Paris schmücken: „Geht, und sagt dem ersten Consul, daß ich mit dem Bedauern sterbe, nicht genug für den Ruhm der Nachwelt gethan zu haben.“ G. Ball.

Das Netz.

In dem Album eines Reisenden, der das herrliche Italien durchpilgert, fehlt wohl selten eine Zeichnung, eine Skizze oder ein Verschen, das an den wohllustathmenden Himmel, die lachenden Hügel und ernsten Burgruinen von Brianza, an die sanft dahingleitenden Gewässer des Adda erinnerte. — Zu Anfang des 15. Jahrhunderts, waren auch jene lieblichen Gefilde ein Schauplatz häufiger Fehden der Herzoge von Burgund und Mailand. Im Jahre 1416 belagerte Franz Carmagnola das Castell von Trezzo, welches die Coleoni von Bergamo, geschworene Feinde des Philippo Marco Visconti, Herrn von Mailand, besetzt hielten. — Die Belagerung hatte bereits einige Tage gedauert, als sich eines Abends mehrere Bewaffnete traurig und bedächtigen Schrittes von den Wällen zurückzogen und im Innern der Festung verloren. Unter denselben war Amato della Croce, ein kräftiger Mann von ungefähr 40 Jahren, der seinem Unwillen durch mancherlei Geberden Luft zu machen suchte. Der wackere Krieger konnte sich nicht überzeugen, daß er mit seinem starken Arm und seinem erprobten Schwerte in den Mauern eines Castells verhungern sollte. In trostlose Gedanken versunken, bemerkte er kaum seinen Freund Hugo, der mit dem frischen Muthe der Jugend auf ihn zuschritt und ihn mehr durch einen bedeutungsvollen Blick, als mit Worten fragte, was er Neues von den Wällen bringe: den sichern Tod, antwortete Amato, entweder müssen wir hier Hungers sterben, oder die Truppen des Carmagnola in die Festung dringen lassen. Aber bei Gott, rief er, die Fäuste ballend, mehr als der zehnte Mann soll das Innere von Trezzo nicht erblicken. — „Könnt ihr sie denn nicht hinhalten bis die versprochene Verstärkung mit Lebensmitteln aus dem Thal von St. Martino eintrifft? Ich hoffe in drei Tagen . . .

Vergebene Hoffnung, Hugo! du wünschest deinen Vater zu umarmen, den du mit den Männern von St. Martino erwartest. Wie gerne möchte ich dir diese Freude gönnen. Aber die von St. Martino werden nicht nach Trezzo kommen. Glaubst du Carmagnola habe die Brücken nur zur Bequemlichkeit der Wanderer aufschlagen lassen, oder uns wie Hunde zum Hungertode zu zwingen?" Die Brücken, die sind ja heut Morgens zusammengestürzt — „Carmagnola hat sie wieder aufbauen lassen" — „und sie werden so lange zusammenstürzen, als ihm ein Stückchen Holz bleibt sie zu zimmern und ein Endchen Seil sie zu befestigen." — „Und so lange, sagte Amato verdrießlich, bis Trezzo ein Raub der Belagerer wird, und wir uns genöthigt sehen unsere Weiber mit eigenen Händen zu erdrosseln und in den Adda zu werfen." „Hast du Bionda heute gesehen?" „Noch nicht, ich war an dem Adda." „So laß uns nun zusammen hingehen!" — Sie waren bald vor einem kleinen Pförtchen, das ihnen von einem weniger schönen als freundlichen und aufgeweckten Mädchen geöffnet wurde. Bionda — sie war es — küßte dem Amato ehrerbietig die Hand und wechselte mit Hugo einen freundlichen, vielsagenden Blick. „Wie steht es mit den Brücken?" fragte sie, den Blick auf die gefaltete Stirne des Vaters heftend. „Sie sind wieder aufgerichtet und Wind oder Wellen werden sie schwerlich wieder zerstören." „Ja bei Gott, das werden sie," rief Hugo mit dem Feuer jugendlicher Begeisterung in den großen schwarzen Augen; ich wiederhol' es euch, Amato, so oft Carmagnola die Brücken schlagen wird, so oft werden sie auch wieder zusammenstürzen. Wenn ich nur Schwert und Lanze zu führen wüßte, wie das Ruder und die Fischleine, so solltet ihr in drei Tagen die Männer von St. Martino in Trezzo sehen." „Und deinen Vater," sagte Bionda, indem ein Strahl der reinsten Freude aus ihren schönen Augen leuchtete. — „Und mit ihm den letzten Tag des Carmagnola!" „Und den ersten unserer Verbindung," setzte das Mädchen erröthend hinzu. Amato lächelte schmerzlich zu dem Geschwätz der Lieben. Thörichte Hoffnungen, sagte er, den Kopf in die Hände stützend, um sich wieder seinen traurigen Gedanken zu überlassen. — Hugo nahm bald zärtlichen Abschied von Bionda, grüßte den sinnenden Amato und flog dem Adda zu. Bionda kehrte zu ihrer Arbeit zurück. Sie knüpfte ein großes starkes Netz von hänfenen Schnüren. — Des andern Morgens waren die Brücken des Carmagnola nicht mehr. Hugo hatte sich nicht geirrt.

Die ersten Strahlen der Morgensonne, die sich in den Gewässern des Adda spiegelten, beleuchteten eine eigene Scene vor den Mauern von Trezzo. Franz Carmagnola, umgeben von einem Haufen der Seinigen, betrachtete mit allen Zeichen des Zornes die Ueberreste ab-

geschnittener Stricke, welche noch an den Ringen einzelner Pfeiler hängen geblieben waren. Jene Stricke hatten dazu gedient, mehrere schwebende Brücken zu befestigen, welche Carmagnola hatte zimmern lassen, um im Fall der Noth seine Truppen schnell auf's jenseitige Ufer zu bringen und sie den Männern von St. Martino entgegen zu stellen, die den Coleoni in Trezzo zu Hülfe eilen sollten. Schon zweimal hatte man diese Brücken des Morgens zerstört gefunden, und zweimal hatte sie Carmagnola wieder aufbauen lassen. Wüthend, daß man sich erlaube, mit dem allgemein gefürchteten Krieger ein solches Spiel zu treiben, schwor er dem Urheber desselben die schrecklichste Rache. „Was sagst du, Leonello, zu dem Streich, den man uns nun schon zum zweitenmal spielt?" fragte der Feldherr einen der Umstehenden." Daß wir ihn denen von Trezzo zu verdanken haben. — „Und die von Trezzo werden ihn theuer bezahlen." — Wir würden vielleicht gut thun, auf jede Brücke eine Schildwache zu stellen. — Es braucht keine Wache. Morgen früh werde ich den unsinnigen Waghals an einer Zinne des höchsten Thurmes von Trezzo aufhängen lassen, und dann machen wir die Mauern des Nestes dem Boden gleich. Nachdem Carmagnola noch den Befehl gegeben, die Brücken so schnell als möglich wieder aufzubauen, rief er einen Knappen herbei und zog sich mit demselben in sein Zelt zurück. — Abends sah man einen einzelnen Mann mit einer Barke auf der Seite von Trezzo landen. Hugo verkaufte demselben das Netz, welches Bionda geknüpft hatte.

„Hier, sagte Hugo am nämlichen Abend, ist das Geld des Carmagnola; sieh es an, Amato, das Geld dessen, der uns zum Hungertode zwingen will. Es ist dein, Bionda; du hast es durch die Arbeit deiner Hände verdient; heb' es auf bis morgen, dann werde ich es zu benutzen wissen. Ich habe eine fröhliche Ahndung den Vater zu umarmen, bevor die neue Sonne die Thürme von Trezzo beleuchten wird. Amato della Croce, stehn die Brücken des Carmagnola noch? oder sind sie wieder zusammengestürzt, wie ich dir voraus sagte?" „Sie wurden zertrümmert, aber auch wieder aufgebaut, und Carmagnola hat geschworen sich schrecklich an demjenigen zu rächen, der seine Plane so frech zu vereiteln wagt. Hugo erblaßte, rief jedoch bald mit seiner gewöhnlichen Kühnheit: Und ich schwöre dem stolzen Krieger Trotz zu bieten, so lang mir die Liebe Bionda's und die Hoffnung meinen Vater wieder zu sehen bleibt. So lange ein Tropfen Bluts in meinen Adern fließt, den ich auf den Wällen von Trezzo für meine Vaterstadt verspritzen kann. Doch es wird spät. Bionda, nimm das Geld und lebe wohl. Glückliches Wiedersehen auf morgen. Der Jüngling flog dem Adda zu. An der reißendsten Stelle desselben angekommen, zog er unter einer umgekehrten

Barke eine kleine Sichel hervor, schaute sich vorsichtig nach allen Seiten um und war dann so geräuschlos als möglich im Wasser. Einige Minuten nachher hörte man ein Getöse zusammenstürzenden Holzwerks, ähnlich dem Fallen schwerer Massen in's Wasser. Dann war wieder alles still.

Bei anbrechendem Morgen versuchte ein Krieger aus dem Thal St. Martino, der die Brücken abgeschnitten sah, in einem Kahn Trezzo zu erreichen. Er wurde jedoch von den Bogenschützen des Carmagnola entdeckt und mit einem Hagel von Pfeilen verfolgt. Schwer verwundet suchte der Unglückliche sich durch Schwimmen zu retten und stieß heftig gegen einen andern Körper. Seine Stirne hatte die Stirne einer Leiche getroffen, welche halb über dem Wasser emportauchte. Der Verwundete umklammerte dieselbe beinah bewußtlos und hob sie über das Wasser empor. Bald sanken jedoch beide wieder unter. Der Krieger von St. Martino hatte kurz vor seinem Hinscheiden in der Leiche seinen Sohn erkannt. — Carmagnola hielt Wort. Bald hing auf einem der höchsten Thürme die Leiche Hugo's und seines Vaters in dem nämlichen Netze, in dem man den erstern gefangen hatte. Ein schrecklicher Anblick für die von Trezzo, für Amato und Bionda. Die Unglückliche bewahrte während den wenigen Tagen, die sie die schreckliche Catastrophe überlebte, sorgfältig das von ihrem Geliebten überbrachte Geld, den Preis des Netzes, das sie selbst für denselben geknüpft hatte. K. v. Tsch.

Inhalt.

	Seite
Fouché	1
Ein Lever Louis XIV.	15
Pokahonta	22
Erinnerungen aus dem Kaiserreiche	25
Esteban Murillo und Miguel Cervantes	35
Der Lazzarone	43
Mozart und Schikaneder	45
Das Violoncell Alexander Batta's	49
Die Diebe in Paris	52
Napoleon und die Fürstin von Hatzfeld	59
Der hundertjährige Zwerg	64
Eine englische Maskerade in Pompeji	66
Giuseppe Guercino	68
Der rothnasige Lieutenant	77
Pienzenau	90
Poesie und Philisterthum	106
Der Sohn und der Eidam	123
Das Himmelfahrtsfest in Neapel und Messina	129
Ein Aderlaß Ludwigs XIV.	135
Voltaire und Gibbon	139
Der Namenstag auf St. Helena	142
Narükow-Dmitrewsky	153
Die zwei Nachbarinnen	157
Die Jagd auf dem Kirchhof	163
Fouché in Rom	167
Ein Abenteuer in Labrador	177
Die zwei Bettler des Königs von Aragonien	186
Der gerechte Sultan	196
Das Netz	205

D. Knode

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Deutsches Lesecabinet Sammlung von Novellen, Erzählungen, Gedichten, Charakteristiken und Genrebildern

Bd.: 3. 1838

Bamberg 1838

P.o.germ. 1125 h-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116785-3